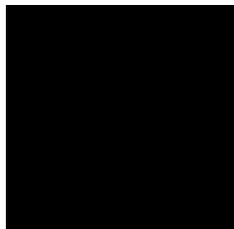




Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Lebenssituation der älteren alleinstehenden Migrantinnen.



Vorwort

Die vorliegende Untersuchung wurde am ISO-Institut Saarbrücken durchgeführt. Sie wurde unter dem Titel ‚Die Lebenssituation älterer alleinstehender Ausländerinnen‘ vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Auftrag gegeben. Das Projekt wurde von einem wissenschaftlichen Beirat begleitet. Den Mitgliedern des Beirats danke ich für die Diskussion und Anregungen.

Als wissenschaftliche Projektmitarbeiterin war Lindy Ziebell maßgeblich an der Felderschließung und Durchführung der Interviews beteiligt. Nur ihrem ausgeprägten Engagement, ihrer Beharrlichkeit und Überzeugungsfähigkeit ist es zu verdanken, dass die Erhebung im vorgesehenen Zeitrahmen und -umfang trotz des teilweise sehr aufwendigen Prozesses, den Erstzugang zu den Migrantinnen in den einzelnen Untersuchungsgebieten herzustellen, durchgeführt werden konnte. Für ihre Mitarbeit an der Materialaufbereitung danke ich ihr ebenfalls ganz herzlich. Für jede Nationalitäten- und Sprachgruppe standen uns bei der Erhebung, Transkription und Übersetzung muttersprachliche Interviewerinnen zur Verfügung. Ohne die muttersprachliche Kompetenz der Interviewerinnen und Übersetzerinnen hätte die Erhebung nicht in der Form stattfinden können. Für ihr Engagement und ihre interkulturellen Anregungen danke ich ihnen vielmals. Für die Auswertung und Interpretation stand mir das Fachwissen und die Expertise der Kolleginnen und Kollegen aus dem Schwerpunktbereich Alterns- und Pflegeforschung des ISO zur Verfügung, wobei ich vor allem Carola Schweizer Dank sagen möchte. Für die intensiven Diskussionen und konstruktiven Anregungen bei der Interpretation der Ergebnisse danke ich insbesondere Prof. Dr. Markus Pohlmann ganz herzlich.

Ganz besonderen Dank sagen möchte ich allen Migrantinnen, die sich als Interviewpartnerinnen zur Verfügung gestellt und uns das Vertrauen und eine große Offenheit entgegengebracht haben, um uns Einblick in ihre individuelle Lebenssituation zu gewähren. Auch hoffe ich, dass die Studie einen Beitrag leisten kann, damit die von ihnen artikulierten Erwartungen an Gesellschaft und Politik im Hinblick auf Integrationsofferten und Eingliederungshilfen Realität werden. Mein Dank gilt auch allen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern und den als Multiplikatoren wirkenden Personen aus den Institutionen von Altenhilfe, Migrations-/Beratungsdiensten, Gemeinwesenprojekten, ethnischen Vereinigungen, religiösen Einrichtungen und kommunalen Stellen für Ausländerpolitik, die das Projektteam bei der Erschließung des Feldzugangs und bei der Informationsgewinnung unterstützt haben.

Ingrid Matthäi

Saarbrücken, im März 2004



Inhalt

I.	Einleitung	5
1.1	Problemstellung und Zielsetzung der Studie	5
1.2	Aktueller Forschungsstand	9
II.	Konzeption der Studie	19
2.1	Forschungsansatz	19
2.2	Forschungsdesign	22
2.2.1	Untersuchungsmethode	22
2.2.2	Befragtenauswahl und Erhebung	24
2.2.3	Materialauswertung und Aufbereitung	28
2.2.4	Stichprobenbeschreibung	30
III.	Ergebnisse der Erhebung – zu subjektiven und objektiven Lagedimensionen	35
3.1	Sozio-ökonomische Situation	35
3.1.1	Materielle Lage – Niedrigeinkommen und Armutsrisiken im Alter	35
3.1.2	Zufriedenheit mit der finanziellen Situation	42
3.2	Ein partnerloses Leben im Alter – Schicksal, Bürde oder Entlastung?	48
3.3	Soziale Einbindung in primäre und sekundäre Netzwerke	53
3.3.1	Der Stellenwert primärer Netzwerke	54
3.3.2	Segregative und integrative Muster sekundärer sozialer Einbindung	66
3.3.3	Gesellschaftliche Partizipation im Alter	88
3.4	Identität und kollektive Zugehörigkeit	89
3.4.1	Identifikatorisches Selbst- und Fremdbild	89
3.4.2	Bewertung der deutschen Staatsangehörigkeit	102
3.5	Bedeutung und Bewertung spezifischer Ressourcen	106
3.5.1	Perzipierte Sprachkompetenz und Relevanz von Deutschkenntnissen	106
3.5.2	Bedeutung von Religion und Glauben	115
3.6	Vorstellungen vom Alter und vom Altern	127
3.6.1	Altersvorstellungen und subjektive Alterseinstellungen	127
3.6.2	Subjektives Gesundheits- und Krankheitsempfinden	136
3.6.3	Erfahrungen mit und Bewertung von medizinischer Versorgung ...	145
3.7	Zukunftsperspektiven im Alter	150
3.7.1	Derzeitige und gewünschte Wohnformen im Alter	150
3.7.2	Vorstellungen über Pflege und Versorgung im Alter	166
3.7.2.1	Vorstellungen über familiäre und häusliche Pflege	167
3.7.2.2	Einstellungen gegenüber institutionellen Pflegeangeboten und -einrichtungen	177
↑ 3.7.3	Rückkehr oder Verbleib	183

3.7.4	Migrationsbilanz und Lebenszufriedenheit.....	197
3.8	Zugang zu und Bewertung von Migrationssozialdiensten und Einrichtungen der Altenhilfe.....	204
3.9	Zusammenfassung der Ergebnisse.....	216
IV.	Aspekte aus der Untersuchung von institutionellen Betreuungs- und Beratungsangeboten	219
V.	Handlungsbedarf und Handlungsanregungen.....	233
	Literatur.....	239



I.

Einleitung

„Der Fremde ist nicht der Wandernde,
der heute kommt und morgen geht, sondern
der, der heute kommt und morgen bleibt.“
(G. Simmel)

1.1 Problemstellung und Zielsetzung der Studie

Der Frauenanteil an der ausländischen Gesamtbevölkerung ist im Zeitverlauf stetig angestiegen. Von den 7,3 Millionen Personen ausländischer Herkunft in Deutschland waren im Jahre 2002 rund 3,4 Millionen weiblichen Geschlechts, was einem Frauenanteil von 46,5% entspricht (vgl. Statistisches Bundesamt 2003). Obwohl die Frauen zahlenmäßig stark aufgeholt haben, hat die Geschlechterperspektive in vielen Untersuchungen zur Lebenssituation der Migrantinnen und Migranten bislang keine oder nur eine begrenzte Rolle gespielt. Insbesondere über die Lebenssituation von alleinstehenden Frauen aus der Zuwanderergeneration, die mittlerweile an der Schwelle zum Rentenalter stehen oder dieses bereits erreicht haben, ist bis auf statistische Rahmendaten relativ wenig bekannt und selbst diese liegen nur für Teilbereiche vor. Auf Grund der unbefriedigenden Forschungslage hat das *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* die vorliegende Studie in Auftrag gegeben, um die bestehende Forschungslücke ein Stück weit zu schließen.

Die Diskurse um das ‚Ausländerproblem‘ und die ‚kulturelle Differenz‘ verstellen den Blick auf soziale, ökonomische und rechtliche Ungleichheiten, die eine erfolgreiche Integration in die Gesellschaft erschweren. Sie lenken von den sozialstrukturellen Bedingungsfaktoren sozialer und geschlechtsspezifischer Benachteiligung und Ungleichheit ab. Angesichts der bisherigen Forschungslage ist es angebracht, bei den alleinstehenden älteren Migrantinnen von einer ‚unsichtbaren‘ und ‚vergessenen‘ Sozialgruppe zu sprechen, die weder über Partizipationsmacht noch Artikulationsmacht verfügt, ohne Lobby und Sprachrohr ist und deshalb auch von der Öffentlichkeit so gut wie nicht wahrgenommen wird. In Forschung und Praxis wird die ‚Ausländerthematik‘ noch viel zu selten unter der Geschlechterperspektive thematisiert, vielmehr wird die weibliche Daseinsform meist unter dem Label ‚Ausländer‘ subsumiert, wodurch geschlechterspezifische Ungleichheiten und Disparitäten der Lebenslagen aus dem Blick geraten (vgl. Beck-Gernsheim 1980, 1981; Frerichs 1997; Gottschall 2000; Krüger 1995, 2001). Diese ‚neutrale‘ Sichtweise unterschlägt, dass die weiblichen Lebensentwürfe und Lebenslagen von Migrantinnen sowohl durch die strukturelle Benachteiligung von Frauen auf Grund ihres Geschlechts als auch durch rechtliche, ökonomische, kulturelle und soziale Unterschiede beeinflusst werden. Die soziale Situation älterer Migrantinnen ist zudem durch alters- und alternsspezifische Lagen gekennzeichnet, wobei die geschlechtsspezifischen Bedingungen des Alter(n)s, in denen sich Aspekte sozialer Ungleichheit reproduzieren, nicht außer Acht gelassen werden dürfen.



Aus gesellschafts- und sozialpolitischer Perspektive gewinnt das Thema Alter und Migration zunehmend an Relevanz, weil immer mehr Migrantinnen und Migranten dauerhaft in Deutschland bleiben wollen und somit auch der Anteil der Älteren an der Migrantenbevölkerung stetig anwächst. Die Hälfte der ausländischen Bevölkerung war im Jahr 1997 seit mehr als 10 Jahren in Deutschland, 30% hatten eine Aufenthaltszeit von 20 oder mehr Jahren (vgl. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 2000:18). Mit der Verlängerung der Aufenthaltsdauer im Zeittrend steigt auch der Anteil der höheren Altersgruppen innerhalb der Migrantenbevölkerung. Prognosen verdeutlichen, dass der demographische Wandel im Hinblick auf die *Alterung* der ausländischen Bevölkerung gesellschaftliche und sozialpolitische Handlungsbedarfe offen legt. So verweisen Modellrechnungen des Bundes zum demographischen Wandel (vgl. Bundesministerium des Innern 2000) darauf, dass sich die Altersverteilung in der Migrantenbevölkerung längerfristig derjenigen der deutschen Bevölkerung annähern und der Anteil der Älteren entsprechend zunehmen wird. Die Veränderungen in der demographischen Zusammensetzung der Migrantenbevölkerung im Zeitverlauf sprechen für sich und verdeutlichen die Dynamik der Alterung: 1987 lag der Anteil der Älteren ab 60 Jahren bei 4%, 1993 lag er bei 5,1%, 2002 bereits bei 9,7% und soll bis 2030 auf 24,1% steigen (vgl. Bevölkerungsstatistiken des Statistischen Bundesamts).¹ Es wird erwartet, dass ausländische Seniorinnen und Senioren die prozentual am stärksten wachsende Bevölkerungsgruppe in Deutschland stellen (vgl. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 2000:195). Die höchsten Zuwachsraten finden sich bei den Nationalitätengruppen aus den damaligen Hauptanwerbeländern Italien, Spanien, Griechenland, Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien.

Der gesellschaftliche Trend zur Singularisierung erfasst zunehmend auch die Migrantenbevölkerung, wie ein Blick auf die Wohnformen zeigt. 1999 lebten bereits 34% der Migrantinnen und Migranten (37% der deutschen Bevölkerung) in Einpersonenhaushalten (Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 2002:297). Naegele (2000:23) zufolge wohnen bereits mehr Migrantinnen und Migranten als Deutsche in der Altersgruppe der 55- bis 65-Jährigen in Einpersonenhaushalten. Bei den über 55-Jährigen der Migrantenbevölkerung lag der Anteil der Alleinstehenden im Jahr 1993 bei 20%, d. h., jeder Fünfte dieser Altersgruppe lebte ohne (Ehe-)Partner (Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik 1995:72). Allerdings zählen deutlich mehr Männer als Frauen dieser Altersgruppe zu den Alleinstehenden (vgl. Naegele 2000:23), was migrationspezifisch

¹ Die Modellrechnung zur Bevölkerungsentwicklung bis zum Jahr 2050 (Bundesministerium des Innern 2000) verweist auf das dynamische Anwachsen der Gruppe der über 60-Jährigen an der ausländischen Bevölkerung. Unter Berücksichtigung der mittleren Variante wird sich deren Zahl von 525.000 im Jahr 1999 schon 2010 auf ca. 1,2 Millionen mehr als verdoppelt haben, im Jahr 2030 ist mit 2,5 Millionen, 2040 mit 3,5 Millionen und 2050 mit 4 Millionen zu rechnen.



sche Ursachen hat, da mehr ledige Männer als Frauen in der Anwerbephase zugewandert sind und auch später nicht geheiratet haben. Ende 1998 überwog jedoch bereits in der Altersgruppe der 70-jährigen und älteren ausländischen Bevölkerung wie auch bei den Deutschen der Frauenanteil (vgl. Dritter Bericht zur Lage der älteren Generation 2001:217). Wie viele ältere alleinstehende Migrantinnen tatsächlich allein leben und wirtschaften oder im weitesten Sinne noch in (groß-)familiäre Strukturen eingebunden sind und in Mehrgenerationenhaushalten leben, ist aus den offiziellen Statistiken nicht unmittelbar ablesbar. Auf Grund der höheren Lebenserwartung von Frauen und der Tatsache, dass bei Ehepaaren der Mann in der Regel älter ist, haben verheiratete Frauen im Schnitt ein höheres Verwitwungsrisiko als verheiratete Männer. Demzufolge ist damit zu rechnen, dass der Anteil an verwitweten Migrantinnen mit zunehmendem Alter ansteigen wird. Insgesamt werden sich in der Ausländerbevölkerung bei den Älteren längerfristig ähnliche Trends wie in der deutschen Wohnbevölkerung abzeichnen, nämlich eine:

- Verjüngung des Alters durch frühere Entberuflichung (vgl. Naegele 2000:22, Huber 1999:35)
- Feminisierung des Alters auf Grund der unterschiedlichen Lebenserwartung der Geschlechter (vgl. Dritter Bericht zur Lage der älteren Generation 2001:214)
- Singularisierung des Alters, da mit zunehmendem Alter der Anteil der (unfreiwillig) Alleinstehenden – vor allem unter den Frauen – anwächst (vgl. Naegele 2000:23).

Den in der Literatur häufiger formulierten Erwartungen, dass die erste Generation der Migrantinnen „im Alter (spätestens nach dem Tode ihres Ehemannes) in ihre Herkunftsgesellschaften zurückkehren“ ... und „ihren Aufenthalt als eine zeitlich begrenzte Periode (planen würde), die sehr eng an das Arbeitsleben gebunden ... und anschließend so gut wie immer durch eine Ruhestandsphase in der Herkunftsgesellschaft abgeschlossen“ würde (Nauck 1993:387f), scheinen die oben erwähnten soziodemographischen Trends zu widersprechen. Damit rücken neue Fragestellungen in das Blickfeld, die auch unter gesellschaftspolitischen Aspekten relevant sind und die in der vorliegenden Untersuchung aufgegriffen wurden. Wenige Erkenntnisse gab es bislang darüber, wo (in Deutschland oder im Herkunftsland) die älteren alleinstehenden Migrantinnen tatsächlich ihren Lebensabend verbringen wollen und wie dieser aussehen soll. Über die Beweggründe für oder gegen einen Verbleib in Deutschland gab es im Hinblick auf die Untersuchungsgruppe bislang kaum gesicherte Befunde. Auch die Frage, auf welche sozialen und familiären Netzwerke alleinstehende Migrantinnen im Alter zurückgreifen können und ob diese tragfähig genug sind, um bei Pflegebedürftigkeit Unterstützung zu gewähren, war bislang offen. Welchen Verpflichtungserwartungen vonseiten hochbetagter Eltern im Herkunftsland sehen sich alleinstehende Migrantinnen ausgesetzt, die als ‚junge Alte‘ zur Sandwichgeneration gehören? Wie werden bspw. diese Ansprüche eingelöst und inwieweit sind damit Rückkehrvorstellungen verbunden? Auch diesen Fragestellungen wurde in der vor-



Die Lebenssituation der älteren ausländischen Bevölkerung ist durch kumulative Problemlagen gekennzeichnet. Der „Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland“ (1998) benennt zentrale altersspezifische Problemlagen von Migrantinnen und Migrantinnen:

- früherer Erwerbساusstieg als bei deutschen Erwerbstätigen,
- höheres Risiko von Frühinvalidität und Erkrankung infolge der belastenden Arbeitsbedingungen und migrationspezifischer psychosozialer Belastungen,
- drohende soziale Isolation und Einsamkeit mit zunehmendem Alter.

Ob und inwieweit die für die Situation der *durchschnittlichen* älteren ausländischen Bevölkerung prognostizierten kumulativen Problemlagen ebenfalls konstitutiv für die Lebenssituation von alleinstehenden Migrantinnen im Alter sind, beantwortet die vorliegende Untersuchung, deren differenzierte Befunde in den folgenden Kapiteln ausführlich dargelegt werden. Auch im Hinblick auf Integrationserfahrungen und -wahrnehmungen unter sich verändernden familiären und sozialen Beziehungen werden die Handlungs- und Bewältigungsstrategien aus der Sicht der Betroffenen näher analysiert, um gesellschaftspolitische Handlungsbedarfe zur Erhöhung der Partizipations- und Integrationschancen aufzuzeigen. Der Problemaufriss dokumentiert, dass Bedarfe an konkreteren Informationen über die soziale Lage und die Bedürfnisse von alleinstehenden Migrantinnen im Alter bestehen. Nur wenn die Politik und die Einrichtungen für die spezifische Problematik und die Bedürfnisse dieser Zielgruppe sensibilisiert werden, kann es zu bedarfs- und bedürfnisgerechten Angeboten im Versorgungs-, Beratungs- und Altenhilfebereich kommen. Dazu möchte die vorliegende Studie einen Beitrag leisten, indem sie im ersten Teil der Veröffentlichung aus der Perspektive der Migrantinnen die gesellschaftliche Wirklichkeit ihres Daseins beschreibt und damit tiefgehendere Einblicke in die vielschichtigen Dimensionen ihrer Lebenslage ermöglicht und entsprechende sozialpolitische und institutionelle Hilfe- und Unterstützungsbedarfe artikuliert. Im zweiten Teil der Veröffentlichung werden Ergebnisse aus Befragungen von Experten aus Einrichtungen der Migrationsdienste und Altenhilfe vorgestellt, um aus Sicht der Institutionen mögliche Zugangsprobleme oder Barrieren, die einer Inanspruchnahme durch die Zielgruppe entgegenstehen, zu benennen und zugleich mögliche Gestaltungs- und Handlungsoptionen für Maßnahmen und Angebote zur besseren Versorgung der Betroffenen aufzuzeigen.



1.2 Aktueller Forschungsstand

Mittlerweile liegt eine fast unüberschaubare Anzahl an Veröffentlichungen zum Thema Migration und Zuwanderung vor, die sich mit unterschiedlichen Fragestellungen befassen. In der Migrationsforschung blieben geschlechterbezogene Aspekte der Migration und ihre Folgen lange Zeit eher unberücksichtigt. Vor allem die Frauenforschung und die von der angloamerikanischen Debatte über ‚race, class and gender‘ beeinflussten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über ‚Differenz‘ öffneten der Forschung den Blick für geschlechterbezogene Fragestellungen. Gleichwohl sei, wie Lutz (2000) kritisch anmerkt, die Beschäftigung mit Migrantinnen innerhalb der Migrationsforschung immer noch marginal. Ein Literaturüberblick (vgl. Kuhs 1999: 119ff) belegt, dass aussagekräftige empirische Studien über die spezifische Lebenssituation von Migrantinnen, die durch die Merkmale ‚älter‘ und ‚alleinstehend‘ charakterisiert sind, weitgehend fehlen. Vor allem aus dem Bereich der Altersforschung, der sich mit dem Thema Migration und Alter schon seit längerem befasst und dabei auch stärker geschlechtsspezifische Aspekte des Alterns und Alterungsprozesses berücksichtigt, wird dieses Forschungsdefizit angesichts der ‚Feminisierung‘ des Alters beklagt. Im Folgenden soll der aktuelle Stand der Forschung zu geschlechts- und altersspezifischen Dimensionen der Migration genauer skizziert werden, wobei insbesondere Veröffentlichungen, die für unsere Fragestellung und im Hinblick auf die Untersuchungsgruppe relevant sind, berücksichtigt werden. Diesen Ausführungen vorangestellt wird jedoch ein kursorischer Überblick über migrationssoziologische Ansätze zur Integration.

a) Migrationssoziologische Ansätze zur Integration

In der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung werden üblicherweise zwei methodische Ansätze verwendet: Aggregatstudien, die Wanderungsprozesse und sozialstrukturelle Gegebenheiten aus der Makroperspektive, und handlungssoziologische Individualstudien, die aus der Mikroperspektive die Migration als eine Form von Handeln betrachten (vgl. Nauck 1988). Exemplarisch für diese beiden theoretischen Ansätze stehen die Arbeiten von Hoffmann-Nowotny (1973), der die Theorie struktureller und anomischer Spannungen vertritt, und von Esser (1980, 1985), der die Migration aus einer handlungstheoretisch-individualistischen Perspektive heraus analysiert. Im Rahmen dieser Forschung sind differenzierte Begrifflichkeiten zur Problematik der Eingliederung von Migrantinnen und Migranten in die Aufnahmegesellschaft entwickelt worden. Esser (1980) beschreibt die gesellschaftliche Eingliederung als linearen sich über mehrere Generationen hinziehenden Entwicklungs- und Lernprozess, der über verschiedene Stufen der Akkulturation, Integration (strukturelle, soziale, personale) verläuft und in der Assimilation, dem (identifikatorischen) Verschmelzen mit der Mehrheitsgesellschaft, sein Ende findet. Berry (1992:71) verweist darauf, dass der Akkulturationsprozess auf individueller und kollektiver Ebene keineswegs unilinear in Richtung Assimilation verlaufen muss, sondern jeweils Ergebnis von unterschiedlichen Reaktionsmustern (adjustment, reaction, withdrawal) in Auseinandersetzung mit der Umwelt ist. Demzufolge sind je nach Reaktionsstrategie vier Akkulturationsergebnisse möglich: Assimilation, Integration, Segregation und Marginalisierung. Bei



einer Assimilation wird die kulturelle Identität aufgegeben und die Einwanderer verschmelzen in der Mehrheitskultur. Integration beinhaltet, dass die kulturelle Identität einerseits aufrechterhalten wird und andererseits der Einwanderer strukturell und sozial in die Mehrheitsgesellschaft integriert wird, was letztlich zu einer Pluralisierung der Gesellschaft führt. Auf Grund der Strategie des ‚withdrawal‘ (freiwilliger oder wegen sozialer und/oder rechtlicher Ausgrenzung erfolgter Rückzug) erfolgt die Segregation oder bewusste Separierung, d. h., die Migrantinnen und Migranten orientieren sich an der ethnic community. Identitätsverlust und Entfremdung führen zu einer sozialen Isolation (margin), weil die Zugewanderten sowohl den Kontakt zur eigenen ethnic community als auch zur Mehrheitsgesellschaft verlieren. Für die vorliegende Studie ist dieser Akkulturationsansatz zur Erklärung individueller Akkulturationsstrategien der Migrantinnen sehr nützlich.

Die jüngere Diskussion um die multikulturelle Gesellschaft hat das Thema Integration und Assimilation neu belebt (vgl. Leggewie 1990). Die Verfechter einer multikulturellen Gesellschaft verweisen darauf, dass es keinen Integrationszwang für Migrantinnen und Migranten geben dürfe, sondern eine offene Gesellschaft den Pluralismus durch den Erhalt einer kulturellen Vielfalt, d. h. die Koexistenz unterschiedlicher Kulturen, Religionen und Wertsysteme, fördern müsse. Kritiker des Multikulturalismus-Konzepts, das dem Paradigma der ‚kulturellen Differenz‘ folgt, sehen in der Überbetonung kultureller Aspekte die Gefahr, dass dadurch einer ‚Ethnisierung sozialer Probleme‘ Vorschub geleistet werde. Die Diskurse um das ‚Ausländerproblem‘ und die ‚kulturelle Differenz‘ verstellen den Blick auf soziale, ökonomische und rechtliche Ungleichheiten, die eine Integration in die Aufnahmegesellschaft erschweren (vgl. kritisch: Gümen 1996:78ff, Kalpaka/Räthzel 1985). Sie lenken von den sozialstrukturellen Bedingungsfaktoren der Risiken einer mehrfachen Benachteiligung von Migrantinnen (als Angehörige des weiblichen Geschlechts, einer ethnischen Minorität, der älteren Generation, ggf. der sozialen Unterschicht) ab, wobei die ökonomisch-politischen Wurzeln (internationale Arbeitsteilung, ökonomische Funktion der Migrantinnen und Migranten als industrielle Reservearmee, Unterschichtung der Sozialstruktur, Diskriminierung und Ausländerfeindlichkeit, Ausländerpolitik und Ausländergesetzgebung) aus dem Blickfeld geraten. Außerdem wälzen sie die Verantwortung für die sozialen Anpassungs- und Integrationsleistungen einseitig auf die Migrantinnen und Migranten ab, ohne zu hinterfragen, inwieweit gesellschaftspolitische und sozio-strukturelle Kontexte möglicherweise Veränderungen in den Identitätsstrukturen behindern oder Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen die latente Bereitschaft zur Integration unterminieren.

Hinter der ‚Ethnisierung‘ und ‚Kulturalisierung‘ des Sozialen verbirgt sich nach Ansicht von Kaschuba (1994:179) eine politisch-strategische Argumentation, bei der es um die Definition von Werten und Bedeutungen geht, die wiederum zur Legitimation sozialen und politischen Handelns herangezogen werden und in die Debatte über die Rolle Deutschlands als Zuwanderungsland und als multikulturelle Gesellschaft ebenso einfließen wie in den Diskurs über die ‚mangelnde Integrationsbereitschaft‘ der

↑ ‚Ausländer‘ in die Mehrheitsgesellschaft. ‚Kulturelles Anderssein‘ dient dann als →

reduktionistisches Erklärungsmuster für gesellschaftliche Ausgrenzungsprozesse und erklärt umgekehrt das Bedürfnis nach ‚ethnischer Identität‘ bei Minderheiten im Sinne einer ‚reaktiven Vergemeinschaftung‘, was als Defensivstrategie zur Bewältigung von ‚aufgenötigten Differenzmarkierungen‘ durch die Mehrheitsgesellschaft interpretiert werden kann (vgl. Dittrich/Radtke 1990:31). In seiner Wanderungssoziologie hat Esser (1980) die Interferenzen von Integration und Ausschließung der Ausländerbevölkerung durch die Mehrheitsgesellschaft an der Positionierung im Schichtungsgefüge der Wirtschaftsgesellschaft festgemacht. Demzufolge wird das Bedürfnis nach Differenz und Abgrenzung umso stärker, je mehr die eigene Position innerhalb des sozialen Gefüges insbesondere durch den Konflikt um knappe Ressourcen gefährdet scheint. Er folgert daraus, dass „kulturelle Fremdheit und Auffälligkeiten Typisierungen (begünstigen); Wettbewerbsbefürchtungen und Statusbedrohungen verstärken askriptive Abwehrbereitschaften“ (Esser 1980:146).

b) Studien zu Migration und Geschlecht

Das Gros der Veröffentlichungen zu Migrantinnen bezieht sich auf Monographien über einzelne Nationalitätengruppen, bestimmte Altersgruppen oder auf thematisch eng umgrenzte Fragestellungen zu Geschlecht und Migration. Dabei konzentrieren sich die meisten Studien auf Fragestellungen im Zusammenhang mit der zweiten und dritten Migrantinnengeneration, die auf Grund ihres Fokus auf jüngere Frauen und Mädchen an dieser Stelle nicht weiter thematisiert werden sollen.

Weibliche Migration und ihre subjektiven Auswirkungen im Zusammenhang mit dem Geschlechtsrollenverständnis rückten erst Mitte der 80er Jahre stärker ins Blickfeld der Forschung. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich auch eine andere Sicht auf die Migrantinnen der ersten Generation. Die Aufdeckung ihrer aktiven Rolle als ‚Migrations-Pionierinnen‘ relativierte das Bild von der unterdrückten Stellung der Frau in der Familie (vgl. Herwartz-Emden 1991, Krüger/Potts 1995) und belegte, dass viele als „traditionell bezeichnete Geschlechter- und Sozialverhältnisse erst im Zusammenhang mit der Modernisierung entstanden sind“, wie zum Beispiel die Festlegung auf die Rolle als Hausfrau und Mutter (Lenz 1995:23).

Zu den Pionierveröffentlichungen über die Migrantinnen der ersten Generation gehört sicherlich die Studie über jugoslawische Frauen von Morokvašić (1987), die den Blick auf die Spezifika weiblicher Migration lenkte. Zum einen hat die Autorin das durch männliche Arbeitsmigration geprägte Bild relativiert und anhand von ‚Pioniermigrantinnen‘ nachgewiesen, dass Frauen allein und nicht nur als ‚Anhängsel des Mannes‘, aber auch aus sehr unterschiedlichen Gründen migrieren, wobei neben ökonomischen Motiven vor allem geschlechtsbezogene Beweggründe bzw. Rollenvorstellungen (Ablehnung tradierter Rollenbilder, Ausbruch aus einer patriarchalischen Gesellschaft, Flucht aus erdrückenden familiären Verhältnissen oder Partnerschaften etc.) eine Rolle spielen. Insbesondere die von ihr vertretene These von der ‚Dreifach-Diskriminierung‘ der Migrantinnen auf Grund ihres Geschlechts, ihrer Nationalität und ihres Erwerbsstatus als ungelernte Arbeiterin hat die nachfolgenden Forschungsarbeiten stark beeinflusst (vgl. auch Nauck 1993). Huth-Hildebrandt



(1999:41) verweist darauf, dass bei der Mehrzahl der geschlechterbezogenen Studien zu ‚Arbeitsmigrantinnen‘ Themen vorherrschen, die ‚im Bereich der Privatsphäre liegen bzw. aus dieser Perspektive aufgegriffen werden‘, was Folgen auf das Bild der Migrantinnen in der Öffentlichkeit und der Forschung hat. Die Auseinandersetzung mit Frauenmigration konzentriert sich wegen der thematischen Fokussierung auf die Privatsphäre vor allem auf die ‚Nichterwerbstätigkeit‘, d. h. das ‚Hausfrauendasein‘ der Migrantinnen und die ‚Probleme‘ der Frauen. Die Funktion der Erwerbstätigkeit, der Erwerbsstatus und die Erwerbsrolle im Hinblick auf die Bedeutung der weiblichen Lebensverläufe werden in den Untersuchungen kaum thematisiert.

Esser/Friedrichs (1990) verweisen in ihrer vergleichenden Studie auf zwei wichtige geschlechtsspezifische Unterschiede bei der ersten Migrantengeneration im Zusammenhang mit der Integration: Bei Frauen ist im Vergleich zu Männern eher ein Abweichen vom Traditionalismus bei der Geschlechterrollenorientierung festzustellen; im Vergleich zu Männern verfügen sie in der Regel über schlechtere Deutschkenntnisse, was u. a. auf die niedrigere Schulbildung zurückgeführt wird. Auch in einer frühen Untersuchung über die soziale Lage nichterwerbstätiger Ehefrauen von Arbeitsmigranten (vgl. Brandt 1977:206) wird konstatiert, dass die geringen Sprachkenntnisse der Frauen, u. a. auf Grund ihrer Binnenorientierung auf die Familie, das Zurechtfinden in einer fremden Umwelt erschweren und soziale Isolation fördern. In den Studien über die Bedeutung familiärer und verwandtschaftlicher Netzwerke für türkische Migrantinnen und Migranten (vgl. Nauck/Kohlmann/Diefenbach 1997:490ff, Nauck/Kohlmann 1998:218) wird deutlich, dass sich die sozialen Kontakte der Türiinnen aus der ersten Generation fast ausschließlich auf Familie und Verwandtschaft beziehen und nicht auf die ethnic community, interethnische Kontakte hingegen kaum vorhanden sind. Für verheiratete Türiinnen der ersten Generation, so das Fazit, ist die Verfügbarkeit von Verwandtschaft zentrale Voraussetzung für die Erweiterung des Aktionsraumes und „damit die einzige Gelegenheit zur Bildung von sozialem Kapital“ (Nauck/Kohlmann 1998:218). Philipper (1997:328) kommt in ihrer biographischen Studie über italienische Migrantinnen der ersten Generation zu anderen Schlussfolgerungen. Demzufolge lockern sich die verwandtschaftlichen Bindungen mit der Dauer des Aufenthalts, wobei häufig engere Kontakte zu Verwandten im Herkunftsland als zu migrierten Verwandten im Aufnahmeland gepflegt werden. Insbesondere alleinlebende Migrantinnen sind beim Aufbau sozialer Kontakte sowohl zur ethnic community als auch zur Aufnahmegesellschaft wesentlich aktiver als ‚Familienfrauen‘, wobei interethnische Kontakte zunächst primär auf kollegiale Beziehungen am Arbeitsplatz zurückzuführen sind. Im Hinblick auf unsere Untersuchungsgruppe gewinnt die Frage nach der sozialen Integration von älteren alleinstehenden Migrantinnen vor dem Hintergrund dieser konträren Ergebnisse an Relevanz, zumal bei den Orientierungen anscheinend nationalitätenspezifische Unterschiede eine Rolle spielen könnten.



Verschiedene breit rezipierte Veröffentlichungen über Migrantinnen transportierten ein stereotypes Bild in die Öffentlichkeit, das auch die Forschung beeinflusst hat (vgl. insbes. Baumgartner-Karabak/Landesberger 1980, vgl. dazu bibliographischer Überblick bei Schulz 1992). Diese stereotypen Charakterisierungen beruhen auf dem ‚Defizitansatz‘, der Migrantinnen primär in der Rolle von ohnmächtigen ‚Opfern‘ patriarchalischer Verhältnisse, als ‚Gefangene‘ überkommener Traditionen oder als kulturdeterminierte Wesen betrachtet, nicht aber als Akteurinnen sozialen Handelns (vgl. Huth-Hildebrandt 1999:70). In einem Überblick über die bisherige Forschung zu Migration und Geschlecht verweist Prodoliet (1999:27) auf den stattgefundenen Perspektivenwechsel von der Migrantin als Opfer der Verhältnisse zur handlungsmächtigen Akteurin bzw. zur ‚Agentin des Migrationsprozesses‘. Insbesondere die feministische Kritik an den ‚ethnozentrisch‘ und ‚paternalistisch‘ gefärbten Diskursen über Migrantinnen in der deutschen Frauen- und Migrationsforschung (vgl. Kalpaka-Räthzel 1985) sowie die kritische Auseinandersetzung mit Konstrukten ‚kultureller/ethnischer Differenz‘ (vgl. Apitzsch 1994, Lutz 1994, Gümen 1996) haben das Blickfeld der Forschung erweitert.

Problematisch an den ‚Differenz-Ansätzen‘ ist vor allem, dass sie durch die Betonung von kulturellen oder ethnischen Unterschieden (Differenzen) soziale Ein- und Ausschlussprozesse legitimieren und gleichzeitig sozial-strukturelle oder politisch-rechtliche Bedingungsfaktoren gesellschaftlicher Ungleichheit, die Unterschiede (re-)produzieren, negieren. Das Konstrukt der kulturellen/ethnischen Identität basiert zudem auf einem essentialistisch-holistischen Kulturbegriff, der impliziert, dass alle Individuen auf Grund einer vermeintlich gemeinsamen Herkunft/Abstammung in gleicher Weise an ‚der Kultur‘ teilhätten bzw. von ihr geprägt würden. In Anknüpfung an Barth (1969) betonen neuere Studien den diskurstheoretischen bzw. konstruktivistischen Aspekt von kultureller Identität (vgl. Nassehi 1995:450ff, Singer 1997, Wimmer 1996:403) und verweisen auf das ‚Gemachtsein‘ von Identitäten im Wechselspiel von Selbstabgrenzungen und Fremdzuschreibungen. Entscheidend dabei ist jedoch nicht die Existenz objektiver Unterschiede, sondern die Unterstellung dieser Unterschiede, die realitätsmächtig wird. Am Beispiel ‚ethnischer‘ Grenzziehungen belegt die Pionierarbeit von Barth (1969), dass der Wunsch nach Zugehörigkeit als Ausdruck der (Selbst-)Vergewisserung eine wichtige Funktion erfüllt, indem er soziale Kohäsion herstellt, wobei es keine Rolle spielt, ob die reklamierten Gemeinsamkeiten objektiv gegeben sind oder nicht. Kaschuba (1994) setzt sich mit den Auswirkungen der Konstruktion kultureller Differenz auseinander und warnt vor einer ‚Kulturalisierung des Sozialen‘, die gesellschaftlich produzierte Ungleichheiten aus kulturellen Phänomenen ableite. Ohne den Rückverweis auf die ökonomische und soziale Logik kultureller Phänomene in gesellschaftlich-soziale Kontexte vollziehe sich eine stillschweigende Umetikettierung: Soziale Ungleichheit werde umdefiniert und reduziert auf Befunde wie ‚Modernitätsrückstand‘ oder eben ‚kulturelle Differenz‘.

↑ Mit der in der Migrationsliteratur verbreiteten Kulturkonfliktthese, die auf ‚kulturelles Anderssein‘ der Migrantinnen abhebt und entlang des Modernitäts-/Traditionsdiskurses verläuft, setzen sich vor allem Arbeiten aus der feministischen Migrationsforschung kritisch auseinander (vgl. Apitzsch 1994, de Jong 1984; Guitiérrez Rodriguez →

1996, Huth-Hildebrand 1999). Die Kulturkonfliktthese beruht im Prinzip auf einem statischen Modell, das im Zusammenhang mit Modernisierung und Integration die individuellen Möglichkeiten für Veränderungs- und Entwicklungsprozesse im Lebensverlauf unterschätzt. Die Kulturschock- und Kulturkonfliktthesen führen Integrationsprobleme und Akkulturationsphänomene im Aufnahmeland auf die scheinbar mangelnde Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit der Migrantinnen und Migranten zurück und deklarieren sie somit als Defizite der Zugewanderten. Morokvašić (1987:226) weist jedoch darauf hin, dass die Auswanderung von Frauen ein „wichtiger Schritt innerhalb eines Veränderungsprozesses ist, der bereits in ihrem Heimatland begonnen hat“ und nicht erst nach der Ankunft im ‚modernen Aufnahmeland‘ durch einen ‚Kulturschock‘ ausgelöst wird, weshalb die Veränderung im Aufnahmeland eher eine Fortführung der Interaktion zwischen Migrations- und Hintergrundeinflüssen ist, aber kein Phänomen, das „allein dem Einfluss der neuen Umgebung zuzuschreiben ist“. Auch Apitzsch (1994) geht davon aus, dass die biographischen Individualisierungs- und Modernisierungsprozesse der Migrantinnen im Herkunftsland einsetzen und bereits dort zu einem Bruch mit der Tradition führen.

In ihrer Studie über jugoslawische Frauen in Deutschland hat Morokvašić (1987) nachgewiesen, dass die Wanderungsmotive von Migrantinnen vielfältige Ursachen haben können und sich keineswegs nur aus den ökonomischen Motiven der Arbeitsmigration ableiten lassen, vielmehr resultieren verschiedene Motive aus reflexiven Formen der Auseinandersetzung mit der Frauenrolle und den Geschlechterbeziehungen in der Herkunftsgesellschaft. Die Migration ist, wie die Autorin ausführt, somit auch ein Mittel, um sich aus geschlechtsspezifischen Rollenmustern und Rollenerwartungen oder repressiven Moralvorstellungen zu befreien oder um aus beengenden häuslichen oder familiären Verhältnissen auszubrechen und neue Lebensentwürfe auszuprobieren. Im Hinblick auf die Untersuchungsgruppe stellt sich die Frage, welche Rollenbilder und Lebensentwürfe die Migrantinnen als alleinstehende ältere Frauen in Auseinandersetzung mit Geschlechtsrollen- und Wertvorstellungen von Mehrheitsgesellschaft, Migrantengesellschaft und Herkunftsgesellschaft entwickeln bzw. inwieweit sie an lebensgeschichtliche Erfahrungen und Ressourcen zur Bewältigung des biographischen Statuswechsels (von der Ehefrau zur Witwe/Geschiedenen) anknüpfen.

c) Situation zu Migration und Alter

In der Altersforschung, den Wohlfahrtsverbänden und den Einrichtungen der Altenhilfe hat das Thema ältere Migrantinnen und Migranten in den letzten Jahren angesichts der Alterung der Ausländerbevölkerung zunehmend an Bedeutung gewonnen, zumal ein großer Teil der Angehörigen der ersten Migrantengeneration voraussichtlich den Lebensabend in Deutschland verbringen und nicht mehr remigrieren wird (vgl. Zoll 1997:25, Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995:131). Seit Mitte der 80er Jahre entstand eine ganze Reihe von Publikationen, gerade im Zusammenhang mit Fachtagungen, die sich mit verschiedenen Facetten des Alterungsprozesses der ersten Migrantengeneration befassen. Im Vordergrund stehen praxisbezogene Fragestellungen, u. a., wie die Pflege- und Betreuungseinrichtungen auf die spezifischen kulturel-



len und sozialen Bedürfnisse der Migrantinnen und Migranten eingehen können, welche interkulturellen Kompetenzen das Fachpersonal entwickeln sollte oder welche sozialpolitischen Folgen der demographische Wandel der Ausländerbevölkerung für die sozialen Sicherungssysteme und Altenhilfestrukturen nach sich zieht. Diese Publikationen haben einen starken Praxisbezug und richten sich im Wesentlichen auch an die Einrichtungen der Altenhilfe (vgl. Hielen 1998, Evangelische Akademie 1999). Verschiedene Untersuchungen, u. a. die Durchführung von Zielgruppenbefragungen, dienen dem Zweck, Empfehlungen für die Entwicklung von Konzepten zur Versorgung der älteren Ausländerbevölkerung abzugeben bzw. sozialpolitische Gestaltungsvorschläge zu entwickeln (vgl. Obermann/Dietzel-Papakyriakou 1995, Schuleri-Hartje 1994).

Zur Lebenssituation älterer Migrantinnen und Migranten liegen einige neuere empirische Arbeiten vor, die wegen der fehlenden Geschlechterperspektive jedoch nur wenig über die Spezifika weiblicher Lebenslagen im Alter aussagen können (vgl. Zoll 1997, Zentrum für Türkeistudien 1993, Jurecka 1998, Sen/Cryns/Kaya-Smajgert 1992). Im Hinblick auf die Lebenssituation der älteren Ausländerbevölkerung gelangen diese Studien zu ähnlichen Schlussfolgerungen:

- Der wahrscheinliche Verbleib in Deutschland nimmt mit Verweildauer und Lebensalter zu, auch wenn dies nicht zwangsläufig mit der Aufgabe der Rückkehrorientierung einhergeht. Dafür werden zahlreiche Gründe angeführt: die in Deutschland lebenden Kinder und Enkelkinder, die medizinische Versorgung, die zunehmende Entfremdung vom Herkunftsland und die Lockerung der verwandtschaftlichen Bindungen dorthin, bessere soziale Absicherung in Deutschland, aufenthaltsrechtliche Konsequenzen bei längerer Abwesenheit aus Deutschland.
- Im Alter – und insbesondere nach dem Erwerbsausstieg – findet ein verstärkter Rückzug in die ethnic community statt, was bei geringen Netzwerkbeziehungen zu zunehmender Isolation führen kann.
- Der generationenübergreifende Familienzusammenhalt und die reziproken Verpflichtungsstrukturen werden brüchig, da die zweite Generation ihr Verhalten und ihre Orientierungen immer stärker denen der Mehrheitsgesellschaft anpasst. Die älteren Migrantinnen und Migranten können nicht mehr zwangsläufig davon ausgehen, dass ihnen im Alter Unterstützung und Versorgung durch die familiären Netzwerke zuteil wird.
- Es droht eine Altersarmut für einen relativ hohen Anteil der Ausländerbevölkerung.
- Trotz vergleichsweise langer Aufenthaltszeiten in Deutschland wurde die deutsche Sprache kaum erlernt.



Zoll (1997:10) kommt auf Grund seiner Befunde zu der Schlussfolgerung, dass eine Integration in deutsche Sozialstrukturen bei der ersten Migrantengeneration von wenigen Einzelfällen abgesehen nicht erfolgt ist, u. a. wegen der fehlenden Auseinandersetzung mit dem deutschen Normen- und Wertesystem und dem gleichzeitigen Festhalten an traditionellen Lebensvorstellungen des Herkunftslandes, selbst nachdem sich dort die gesellschaftlichen Verhältnisse ebenfalls verändert hatten. Insbesondere bei Migrantinnen, die ihr soziales Netz eher auf die Verwandtschaft beschränken, diese aber nicht mehr in räumlicher Nähe haben, wird die Gefahr einer zunehmenden sozialen Isolation im Alter gesehen. „Alleinstehende ohne soziales Netz bleiben“, so die Schlussfolgerung, „vergleichsweise häufig in Deutschland und bilden die Problemgruppe Nr. 1 für Hilfe- und Pflegebedürftigkeit“, zumal sie im Vergleich zu Verheirateten häufiger an chronischen Krankheiten und unter Depressionen leiden (Zoll 1997:11). Auf Grund ihrer Befunde kommt diese Studie zu der Schlussfolgerung, dass rund die Hälfte der in Deutschland verbleibenden älteren Migrantinnen und Migranten zukünftig auf soziale Dienste angewiesen sein wird. Ob alleinstehende Migrantinnen und Migranten im Alter tatsächlich häufiger im Aufnahmeland bleiben als verheiratete ist in der Literatur jedoch umstritten (vgl. Nauck 1993:387). Jurecka (1998:89) verweist darauf, dass gerade unter den rückkehrwilligen Älteren ein relativ hoher Anteil an alleinstehenden Personen sei.

Sen/Cryns/Kaya-Smajgert (1992) konstatieren, dass die Lebenssituation älterer Migrantinnen und Migranten durch zahlreiche Belastungen und Einschränkungen geprägt ist, wozu insbesondere Gesundheitsprobleme, geringe Einkommen und psychische Belastungen zählen. Letztere resultieren vor allem aus enttäuschten Lebenserwartungen und Migrationshoffnungen, die nicht realisiert werden konnten. Im Zusammenhang mit der subjektiven Zufriedenheit im Alter spielen Rückkehr- und Verbleibsorientierung bei den älteren Migrantinnen und Migranten eine wichtige Rolle, da das eigene Selbstverständnis und die Sinnggebung eng mit den Migrationsmotiven und den (erreichten oder verfehlten) Migrationszielen verknüpft ist (vgl. Dietzel-Papakyriakou 1993).

In der Forschungsliteratur finden sich nur wenige geschlechterbezogene Studien, die sich explizit mit der Situation älterer Migrantinnen befassen, wobei der Blick wiederum nicht auf die spezifische Lage von alleinstehenden Frauen gerichtet ist. Die vorhandenen Studien beschränken sich in der Regel auf bestimmte Nationalitätengruppen und/oder haben einen lokalen/regionalen Zuschnitt. Serifova (1993) hat eine Diplomarbeit über alleinlebende jugoslawische Rentnerinnen erstellt, die allerdings wegen der geringen Fallzahlen wenig aussagekräftig ist, jedoch tendenziell in den Ergebnissen die oben beschriebenen Problemlagen (niedrige Einkommen, Isolation, geringe Deutschkenntnisse, Marginalisierung statt sozialer Integration) widerspiegelt. Krüger (1995) hat in einer empirischen Studie die Pflegeerwartungen und Pflegeerfahrungen älterer türkischer Migrantinnen untersucht und festgestellt, dass bei den befragten Frauen eine Verunsicherung über die Umgestaltung bzw. Haltbarkeit des Generationenvertrags existiert. Die Orientierung auf familiäre Pflege bleibt generell



erhalten, zugleich wächst die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit institutionellen Hilfemöglichkeiten, wobei jedoch insbesondere der Institution Alten(pflege)-heim große Skepsis entgegengebracht wird.

In einer grundlegenden Studie über ‚Altern in der Migration‘ hat Dietzel-Papakyriakou (1993) in sehr umfassender Weise zwei Disziplinen miteinander in Beziehung gesetzt, die Gerontologie und die Forschungsergebnisse zu grenzüberschreitender Migration, wobei auch Ergebnisse aus internationalen Studien berücksichtigt worden sind. Im Folgenden sollen einige der zentralen Thesen zu geschlechtsspezifischen Alterslagen und Alterungsprozessen, sofern sie in unmittelbarem Zusammenhang mit unserer Untersuchungsgruppe stehen, ausführlicher referiert werden:

- Traditionell orientierten Frauen gelingt die Anpassung an das Alter besser auf Grund der spezifisch weiblichen Sozialisation und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die mit mehr Rollenkontinuität, weniger Funktionsverlust und im Leben erworbenen Kompetenzen einhergehen. Umgekehrt gleichen sich ihre altersbedingten Verluste an sozialen und beruflichen Funktionen (Disengagement) denen der Männer an, wenn etwa durch Erwerbstätigkeit vom typisch weiblichen Rollenverhalten abgewichen wird (Dietzel-Papakyriakou 1993:60).
- Für Arbeitsmigrantinnen kann der Eintritt ins Rentenalter zur Belastung werden, wenn sie durch ihre bisherige Erwerbstätigkeit die Migrationsziele noch nicht erreicht haben und für die Realisierung weitere finanzielle Mittel benötigen (64). Der Wechsel in den Ruhestand kann auch für diejenigen Migrantinnen zur Belastung werden, für die die Erwerbstätigkeit der Abschied von traditionellen Rollenmustern war, weil mit dem Ausstieg aus dem Erwerbsleben Statusverluste verbunden sind und soziale Kontakte verloren gehen (Dietzel-Papakyriakou 1993:64).
- Auf Grund der Häufung von gesundheitlichen Risiken in der Lebenslage der Arbeitsmigrantin kommt dem Gesundheitszustand im Alter ein besonderes Gewicht zu. Wenn familiäre bzw. verwandtschaftliche Netzwerke fehlen, so ist mit einem hohen Pflegebedürftigkeitsrisiko im Alter zu rechnen (Dietzel-Papakyriakou 1993:65).
- Verwitwete Migrantinnen werden zu den ökonomisch am schlechtesten ausgestatteten Gruppen der Altenpopulation zählen und auf Grund fehlender Routinen und unzulänglicher institutioneller Unterstützung kaum auf die institutionellen Hilfesysteme zurückgreifen können (Dietzel-Papakyriakou 1993:68).

Die Prognose im Hinblick auf die soziale Lage der Migrantinnen im Alter, die Dietzel-Papakyriakou (1993) stellt, ist auch unter gesellschaftspolitischen Aspekten hochbrisant, falls tatsächlich gerade die alten Migrantinnen in extremer Weise durch materielle Deprivation und gesundheitliche Probleme gefährdet sein sollten. Zwar beeinflussen die objektiven Rahmendaten die Handlungsmöglichkeiten im Alter, sie besagen aber wenig über die subjektive Bewertung der eigenen Situation und das

↑ individuelle Wohlbefinden. Der kognitiven Theorie des Alterns (Thomae 1971) zufolge →

sind nicht die objektiv zur Verfügung stehenden Ressourcen entscheidend für das Wohlbefinden, sondern die subjektive Wahrnehmung darüber und der Gebrauch dieser Ressourcen. Dieser Ansatz geht davon aus, dass die Grundlagen für die Lebenssituation im Alter, die das Verhalten und die Einstellung prägen, in mittleren Lebensjahren gelegt werden. Das betrifft sowohl Benachteiligungen und Defizite, die sich im Alter verfestigen, worauf die oben zitierten Ergebnisse hindeuten, als auch Kompetenzen und Bewältigungsstrategien, die im Lebensverlauf erlernt werden. Angesichts der komplexen Anforderungen der Migration und den damit verbundenen Anpassungsleistungen, die die Migrantinnen und Migranten im Verlauf ihres Lebens erbringen mussten, ist zu vermuten, dass ihnen auch im Alternsprozess ein ‚spezieller, migratonsspezifischer Vorrat an Erfahrungen und Kompetenzen‘ zur Verfügung steht, um die altersspezifischen Herausforderungen zu bewältigen (vgl. Dietzel-Papakyriakou 1993:117ff). Des Weiteren ist bei den oben genannten Befunden über die Situation älterer Migrantinnen und Migranten zu beachten, dass bestimmte Phänomene möglicherweise eher Ausdruck alters- und milieuspezifischer als migrationspezifischer Lagen sind. Geht man zum Beispiel von der in der Altersforschung verbreiteten Disengagementtheorie aus, dann ist bspw. sozialer Rückzug im Alter kein migrationstypisches Phänomen, sondern eher ein alters- und milieuspezifisches funktionales Reaktionsmuster auf Rollen- und Statusveränderungen. Die Alterssoziologie verweist auf einen wichtigen Aspekt, der bei der Beschreibung der Lebenslagen älterer Migrantinnen nicht außer Acht gelassen werden darf: Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung des Alters geht auch eine Pluralisierung der Lebenslagen und Lebensstile im Alter einher (vgl. Backes/Clemens 2000:11), weshalb Vorstellungen über ‚die Alten‘ als homogene Gruppe ebenso an der sozialen Realität vorbeigehen dürften wie stereotype Vorstellungen über ‚die älteren Migrantinnen‘.



II.

Konzeption der Studie

2.1 Forschungsansatz

In der vorliegenden Untersuchung wurde ein subjektorientierter handlungssoziologischer Ansatz gewählt, der auf der Mikroebene der Befragten ansetzt und ihre spezifische Lebenssituation (Lebenslage) in den Blick nimmt. Zwar sind die Wahrnehmungen und subjektiven Bewertungen von Individuen Ausgangspunkt der Analyse, doch werden diese in einen überindividuellen Zusammenhang gebracht, um anhand der Ähnlichkeiten zwischen den Subjekten komplexere Aussagen über typische Lebenslagen oder soziale Handlungsmuster, Bewältigungsstrategien und Verhaltensweisen treffen zu können.

Zur Analyse der Lebenssituation der älteren alleinstehenden Migrantinnen wird konzeptionell auf den Lebenslagen-Ansatz zurückgegriffen. Der Begriff Lebenslage geht auf Neurath (1937) zurück, der erstmals den Versuch unternommen hat, die vielfältigen Dimensionen der Lebensweise als komplexen sozialen Prozess zu erfassen, innerhalb dessen die Lebenssituation sowohl durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen produziert als auch durch individuelle Spielräume und Handlungsmöglichkeiten im Kontext dieser strukturellen Determinanten ausgestaltet wird. Weisser (1956) und Amann (1983) haben das Lebenslagen-Konzept später in die wissenschaftliche Sozialpolitik eingeführt, während Hübinger (1996) und Neumann-Hertz (1998) das Konzept im Rahmen der neueren Armutsforschung diskutieren. Insbesondere für empirische Studien über soziale Ungleichheit im Zusammentreffen mit struktureller Benachteiligung oder sozialer Ausgrenzung hat sich der Lebenslagen-Ansatz als fruchtbar erwiesen (vgl. Geiger/Steinert 1992; Geiger/Steinert 1993; Grabowski 1997). Aus der Perspektive der Frauenforschung haben Enders-Drägässer/Sellach (1999:57) den Lebenslagen-Ansatz theoretisch um die Dimension Geschlecht ergänzt und dabei die Spezifik weiblicher Lebenslagen ins Blickfeld gerückt, so dass sich dieser Ansatz für „genauere Beschreibungen der komplexen und widersprüchlichen Lebensrealität von Frauen (eignet), gerade weil in ihm die multifaktoriellen objektiven und subjektiven Merkmale der Lebenssituation in ihren jeweiligen Wechselwirkungen verknüpft sind“. Damit erweitern sie den Blick auf Geschlechtsrollen-Festlegungen, geschlechtliche Arbeitsteilung, Formen geschlechtsspezifischer Benachteiligung, geschlechtsspezifische Belastungen und Abhängigkeiten, auf Versorgungsverpflichtungen (Kindererziehung, Familienarbeit) und Versorgungserwartungen (Pflege betagter Eltern) sowie auf Gewaltbedrohung und Gewalterfahrung durch Männer.



Der Lebenslagen-Ansatz berücksichtigt, dass Individuen immer zugleich Produkte wie Akteure gesellschaftlicher Wirklichkeit sind. Die multidimensionalen Aspekte der Lebenslage setzen sich im Wesentlichen aus zwei Quellen zusammen, a) aus den objektiven strukturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und b) den individuellen Handlungsspielräumen, Ressourcen, Denkweisen und Befindlichkeiten zur Ausgestaltung der konkreten Lebensverhältnisse. Die Lebenslage beinhaltet materielle und immaterielle, objektive und subjektive Dimensionen (z. B. Einkommen, Wohnung, Gesundheit, Bildungsniveau, Erwerbstätigkeit, Wohlbefinden). Glatzer/Hübinger (1990:36) definieren die Handlungs- und Entscheidungsspielräume innerhalb der strukturellen Determinanten: a) Versorgungs- und Einkommensspielräume, b) Kontakt- und Kooperationsspielräume, c) Lern- und Erfahrungsspielräume (Möglichkeiten der Interessenrealisierung, je nach Sozialisation, Bildung, sozialer Herkunft, Mobilität), d) Muße- und Regenerationsspielräume, e) Dispositions- und Partizipationsspielraum (Chancen auf Teilhabe und Mitbestimmung in verschiedenen Lebensbereichen). Das Lebenslagen-Konzept beinhaltet eine Prozessperspektive, auf deren Bedeutung Enders-Drägässer/Sellach (1999:59ff) insbesondere im Zusammenhang mit strukturellen Belastungen durch Statusveränderungen in weiblichen Lebenslagen verweisen. Zu problembelasteten Statusveränderungen, die in der Regel große Auswirkungen auf die sozialen Bindungen und Beziehungen haben und zudem oftmals hohen Stress bzw. Distress erzeugen, gehören u. a. Trennung, Scheidung, Verwitwung und Übernahme der Rolle der Alleinstehenden oder Alleinerziehenden; Arbeits- und Erwerbslosigkeit als Alleinstehende/Alleinerziehende; Übergang vom Erwerbsleben in die Verrentung. Die Autorinnen verweisen darauf, dass mit Statusveränderungen bei Frauen in der Regel drei wichtige Veränderungen einhergehen, die für die weitere Ausgestaltung oder Umdefinition der Lebensentwürfe von Bedeutung sind: a) die Festlegung auf die mit dem veränderten Status verknüpften rollenspezifischen Erwartungen und Ansprüche, b) Veränderung der Einkommenssituation, c) Beendigung oder Beginn neuer Verpflichtungsstrukturen.

In Bezug auf die Zielgruppe der Untersuchung bietet das Lebenslagen-Konzept die Möglichkeit, die migrationspezifischen Kontexte und biographischen Erfahrungen der Migrantinnen und ihre individuellen Handlungs- und Bewältigungsstrategien sowie ihre jeweiligen Akkulturationsstrategien hinsichtlich einer stärkeren Integration in die Aufnahmegesellschaft oder einer stärkeren Abgrenzung von der Aufnahmegesellschaft ebenso einzubeziehen wie geschlechtsbezogene alters- und altersspezifische Lagen. In Anlehnung an Clemens (1994:156) wird das Lebenslagen-Konzept mit der Perspektive des Lebenslaufs verbunden, so dass die weiblichen Migrationskontexte und die im Zusammenhang mit der Migration erworbenen Ressourcen oder Belastungen gleichermaßen Berücksichtigung finden können. Spätere Lebenslagen werden demzufolge nur aus Bedingungen, Entscheidungen, Ressourcen und Erfahrungen früherer Lebensphasen erklärbar, da Verhalten und Handlungspotenziale lebensgeschichtlich bestimmt sind und durch eine Differenzierung gesellschaftlicher Institutionen in hohem Maße geprägt werden.



Im Lebenslagen-Konzept stehen die handelnden Subjekte im Mittelpunkt und wie sie ihr Leben anhand ihrer individuellen Fähigkeiten und Möglichkeiten im Rahmen der objektiv zur Verfügung stehenden sozialen und ökonomischen Ressourcen gestalten. Die Befragten werden als handlungsmächtige Subjekte ernst genommen und nicht als passive ‚Opfer ihrer Verhältnisse‘ betrachtet. Diese ‚Akteurs-Perspektive‘ berücksichtigt die dekonstruktivistische Kritik von feministischen und migrationstheoretischen Arbeiten an der ‚Opferrolle‘ von Migrantinnen, die in früheren Migrationsstudien meist als Abhängige (vom Ehemann, von der Familie etc.) in patriarchalen Strukturen oder im Rahmen des Traditions-/Modernitätsparadigmas als ‚kulturdeterminierte‘ Wesen betrachtet wurden (vgl. Gümen 1996:82ff; Kalpaka/Räthzel 1985). Durch die dichotome Zergliederung der Migration in Vorher-nachher-Szenarien werde zudem, laut Lutz (2000), Migration als Anomalie im Lebensverlauf konstruiert mit der Folge, dass ein unvermeidlicher ‚Kulturschock‘ zwangsläufig in psychischer Entwurzelung münde, was dazu führe, dass den Migrantinnen als fremdbestimmten ‚Marionetten‘ eine tragische ‚Opferrolle‘ zukomme. Morokvašić (1987:226) verweist ebenfalls auf den Prozesscharakter, indem sie Migration als einen aktiven Akt des Handelns und einen wichtigen Schritt innerhalb eines Veränderungsprozesses sieht, der bereits vor der eigentlichen Wanderung im Heimatland begonnen habe.

Individuelle Handlungs- und Deutungsmuster sind immer eingebettet in kulturelle und soziale Kontexte gesellschaftlicher Wirklichkeit und können lebensgeschichtlich modifiziert werden. Die Biographiebrüche und Veränderungen der Lebensverhältnisse durch die Migration sowie die Statusveränderungen und die Übergänge von einer Alters- und Lebensphase zur nächsten dürften auf charakteristische Weise zu einer subjektiven Überprüfung und mitunter zu einer Umgestaltung bisheriger Wertvorstellungen, Rollenbilder und Verpflichtungsstrukturen führen. Als handelnde Subjekte haben die Migrantinnen – auch unter restriktiven Rahmen- und Ungleichheitsbedingungen – Spielräume und Optionen, ihr Leben aktiv zu gestalten.

Gleichwohl ist dieser Akteursansatz kein radikal subjektivistischer, denn das übergreifende Ziel der Untersuchung besteht darin, die charakteristischen und typischen Dimensionen der Lebenslagen von Individuen und Gruppen zu identifizieren, die aus ähnlichen strukturellen Bedingungen ihrer Lebenssituation resultieren und auf die mit ähnlichen Handlungsmustern und Bewältigungsstrategien reagiert wird. Von besonderem Interesse sind die Akkulturationsstrategien, die die Migrantinnen im Rahmen ihrer Lebensentwürfe entwickeln, wobei diese Strategien wahrscheinlich stark durch die Rückkehr-/Verbleibsperspektive und die individuelle Lebensbilanz (erfolgreiche/gescheiterte Migration) beeinflusst werden.

Unter Integration wird in der Studie die Anpassung an deutsche Lebensverhältnisse und die Herstellung von Chancengleichheit zur Teilhabe an der Aufnahmegesellschaft verstanden, nicht die kulturelle Angleichung an die dominante Mehrheitsgesellschaft durch Übernahme von Einstellungen und Verhaltensweisen unter Preisgabe der eigenen kulturellen Identität (vgl. Han 2000:304ff). Esser (1980:25) beschreibt in seinem Integrationsmodell einen Akkulturations- und Anpassungsprozess, der linear



in eine Richtung verweist und an dessen Ende die erfolgreiche Assimilation in die Aufnahmegesellschaft steht. Die Kritik ‚multikultureller‘ Ansätze am Assimilationskonzept und die Ergebnisse von Studien zur Integration von Migrantinnen und Migranten verweisen jedoch darauf, dass die Akkulturationsprozesse keineswegs kontinuierlich in linearer Richtung verlaufen (vgl. Berry 1992:74), sondern unterschiedliche Richtungen einschlagen und sich dabei auch gegenläufig – hin zu sozialer Abgrenzung/ Segregation – entwickeln können.

2.2 Forschungsdesign

2.2.1 Untersuchungsmethode

Die empirische Untersuchung bediente sich qualitativer Methoden. Die Vorteile qualitativer Erhebungsmethoden liegen im Vergleich zu quantitativen – hochstandardisierten – Verfahren darin, tiefergehende und ganzheitlichere Einblicke in die komplexe und facettenreiche Lebenssituation von Migrantinnen zu gewinnen, so dass kontextuelle Zusammenhänge über strukturelle Rahmenbedingungen und kumulative Problemlagen sowie individuelle Handlungsmuster und Ressourcen zur Alltagsbewältigung leichter zu identifizieren sind. Das Ziel qualitativer Studien liegt nicht in der Herstellung von Repräsentativität, sondern im Auffinden typischer sozialer Handlungsmuster, Milieus oder Lebenslagen. Dieser methodische Ansatz hat sich insbesondere bei explorativen Studien zur Erhellung von spezifischen Lebenslagen sozial (benachteiligter) Gruppen bewährt, über die nur wenig gesicherte Erkenntnisse existieren.

Bei der Untersuchung haben wir uns der Technik des „problemzentrierten Interviews“ (vgl. Witzel 1982, 1985) in Form eines offenen Interview-Leitfadens bedient. Problemzentrierte Interviews eignen sich besonders für sozialwissenschaftliche Fragestellungen, die konkrete Problemstellungen in Bezug auf das Handeln sozialer Akteure/ Gruppen empirisch untersuchen. Dabei liegt der Erkenntnisgewinn vor allem im Auffinden und in der Rekonstruktion typischer (und generalisierbarer) Muster sozialen Handelns oder spezifischer Problemlagen in gruppen- oder milieuspezifischen Lebenslagen. Das genuin soziologische Erkenntnisinteresse orientiert sich dabei an der ‚sozialen Konstruktion der Wirklichkeit‘ (Berger/Luckmann 1969) aus der subjektiven Wahrnehmung der Befragten.

Die Entwicklung des Leitfadens stellte eine Kombination aus Deduktion und Induktion dar. Das heißt, aus den Vorabinformationen über die Untersuchungsgruppe (Literaturstudium, Vorwissen, Expertenrecherchen etc.) und der theoretischen Konzeption (Lebenslagen-Konzept) wurde ein Leitfaden erstellt, der alle themenbezogenen Aspekte zur Problemstellung aufgegriffen hat. Der Leitfaden beinhaltet alle relevanten Themenbereiche zur Charakterisierung der Lebenslage, zur Erfassung der Migrationsbiographie und zu sozio-demographischen Angaben.



Dazu zählen insbesondere:

- materielle Situation (Wohneigentum, Einkommensart, Höhe des Einkommens, Erwerbstätigkeit, Arbeitsbiographie);
- Wohnverhältnisse (Haushaltsform, Wohnlage, Wohnzufriedenheit);
- familiäre und verwandtschaftliche Situation in Deutschland und im Herkunftsland sowie Leben als alleinstehende Migrantin;
- Aspekte des Alters und Alterns (Alterung, Altersempfinden, Vorstellungen über Hilfe im Alter, Pflegeerwartungen etc.);
- soziale Netzwerke und Integration (Kontakte zur deutschen Gesellschaft/ethnic community, Freizeitverhalten, Partizipation);
- individuelle Ressourcen (Bildung, Deutschkenntnisse, Glaube etc.);
- physisches und psychisches Wohlbefinden (Gesundheitszustand, Gesundheits- und Krankheitsempfinden, Erfahrungen mit Ärzten, subjektive Befindlichkeit);
- Kenntnis, Nutzung und Bewertung der Hilfe- und Migrationsdienste;
- Migrationsbiographie (Gründe für Migration, Ziele, Lebensbilanz, Zukunftserwartungen, Rückkehr-/Verbleibsorientierung).

In einem Pretest wurde der Leitfaden im Hinblick auf Vollständigkeit, Verständlichkeit und Handhabbarkeit sowie auf bislang unberücksichtigte oder unbekannte Fragestellungen getestet und anschließend entsprechend modifiziert.

Der Leitfaden orientiert sich am Prinzip der Offenheit und dem Erfordernis einer flexiblen Handhabung. Das heißt, die Fragen wurden offen gestellt, so dass die befragte Migrantin frei antworten und ihre subjektive Sichtweise einbringen oder neue thematische Zusammenhänge entwickeln konnte. Zudem konnten sprachliche Missverständnisse sofort durch Rückfragen bzw. Frageumformulierung geklärt werden. Das Prinzip der flexiblen Handhabung bedeutet, dass die Reihenfolge der Fragen dem Gesprächsverlauf folgte, also variabel gehandhabt wurde. Dies half, thematische Sprünge oder Wiederholungen früherer Äußerungen zum Thema im Interview zu vermeiden.

Der offene Leitfaden grenzt bei der Untersuchung die zentralen Themenbereiche ein, bietet erzählgenerierende Stimuli und dient zugleich als Orientierungshilfe und Gedächtnisstütze für den Interviewer, um sicherzustellen, dass alle Themenaspekte im Verlauf des Interviews angesprochen und abgehandelt werden. Vor dem Feldeinsatz wurde der Leitfaden in fünf Sprachen (Italienisch, Türkisch, Griechisch, Vietname-

↑ satz wurde der Leitfaden in fünf Sprachen (Italienisch, Türkisch, Griechisch, Vietname- →

sich und Serbokroatisch) übersetzt. Bei der Übersetzung von Leitfaden wie Interviews wurde darauf geachtet, nach Möglichkeit interkulturelle Missverständnisse auf Grund unterschiedlicher Bedeutungsgehalte von Begrifflichkeiten im Vorfeld zu vermeiden, indem eine sinn- und funktionsäquivalente Inhaltsbeschreibung bei bestimmten Fragestellungen und Begrifflichkeiten gewählt wurde (vgl. Beck-Gernsheim 2003:79ff).²

2.2.2 Befragtenauswahl und Erhebung

In die Untersuchung wurden Migrantinnen aus fünf Herkunftsländern einbezogen, wobei die Zusammensetzung der Herkunftsgruppen in dem west- und ostdeutschen Sample auf Grund der ostdeutschen Besonderheiten differiert. In Westdeutschland wurden Migrantinnen aus den damaligen Hauptanwerbeländern Türkei, Italien, Griechenland und Ex-Jugoslawien einbezogen. Diese Nationalitätengruppen stellen die größten Anteile an der älteren ausländischen Bevölkerung (vgl. Bericht der Beauftragten für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 2000:196) und sind zugleich diejenigen, die als ‚Gastarbeitergeneration‘ über die längste Verweildauer in Deutschland verfügen. Die Nationalitätengruppen wurden zudem so gewählt, dass sowohl EU-Angehörige als auch Nicht-EU-Angehörige im Sample vertreten sind, um anhand der unterschiedlichen rechtlichen Rahmenbedingungen mögliche Auswirkungen auf den Integrationsprozess und die damit verbundenen Chancen einer gesellschaftlichen und politischen Teilhabe berücksichtigen zu können.

Da die heutigen geographischen Verteilungen der Ausländerbevölkerung noch weitgehend den damaligen Zuzugsmustern entsprechen, sind die im westdeutschen Sample vertretenen Nationalitätengruppen in Ostdeutschland kaum präsent. Deshalb musste in Ostdeutschland auf eine andere Nationalitätengruppe ausgewichen werden. Einbezogen wurden Migrantinnen aus Vietnam, die als Vertragsarbeiterinnen in die damalige DDR gekommen waren, so dass die Arbeitsmigration einen kontextuellen Bezug zwischen den verschiedenen Nationalitätengruppen in Ost und West herstellt. Zudem galt es, bei der Erhebung die niedrige Ausländerquote von 1,2% Bevölkerungsanteil (vgl. Bericht der Beauftragten für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 2000:20) in Ostdeutschland zu berücksichtigen, um eine erfolgreiche Felderschließung sicherzustellen. Deshalb wurde eine Nationalitätengruppe ausgewählt, die zahlenmäßig einen relativ großen Anteil an der Ausländerbevölkerung im Osten stellt, was bei den Vietnamesinnen der Fall war.

² Freizeit ist bspw. ein solcher Begriff. Er ist entstanden in der Industriegesellschaft aus der Abgrenzung von (Industrie-)Arbeit und arbeitsfreier Zeit. In vormodernen Gesellschaften bzw. in Kulturen mit einem anderen Arbeitsverständnis macht dieser Begriff keinen Sinn, so dass er inhaltlich adäquat umschrieben werden muss.



Die untere *Altersgrenze* für die Einbeziehung von Interviewpartnerinnen lag bei 50 Jahren. Durch diese relativ niedrige Altersgrenze konnten auch Migrantinnen einbezogen werden, die noch im Erwerbsleben stehen bzw. sich in der Phase des Übergangs in den Ruhestand befinden. Bei alleinstehenden Frauen kommt der Frage einer eigenständigen Existenzsicherung zentrale Bedeutung zu, wobei die Teilnahme am Erwerbsleben nicht nur dem Lohnerwerb dient, sondern darüber hinaus integrationsförderlich sein kann. Die im Sample gewählte Altersgrenze korrespondiert mit derjenigen, die in der Arbeitswelt und am Arbeitsmarkt für die Definition von ‚älteren Arbeitnehmern‘ verwendet wird. Am Arbeitsmarkt gelten Personen bereits im Alter ab 50 Jahren als ‚Problemgruppe‘ mit erhöhtem Vermittlungs- und betrieblichem Externalisierungsrisiko. Für Migrantinnen wiederum potenziert sich das Arbeitsmarktrisiko auf Grund multipler statistischer Benachteiligungen am Arbeitsmarkt (Geschlecht, Herkunft, Alter, niedrige Qualifikation) und einer überproportional häufigen Beschäftigung in krisenanfälligen und vom Strukturwandel bedrohten Industriebranchen. Aus soziokultureller Perspektive ist eine relativ niedrig gewählte Altersgrenze ebenfalls sinnvoll, da Altersdefinitionen mit Status- und Rollenzuweisungen sowie dem Erreichen bestimmter Lebensphasen (Renteneintritt, Generationenrollenwechsel bei Geburt von Enkeln etc.) verknüpft werden, die je nach Gesellschaftsformation und gesellschaftlichem Entwicklungsstand differieren (vgl. Dietzel-Papakyriakou 1993). Die gewählte Altersgrenze macht ebenfalls Sinn, wenn man den Aspekt einer zunehmenden Differenzierung des Alters berücksichtigt (vgl. Naegele/Tews 1993). Es kommt zu einer stärkeren Ausweitung der Lebensphase, die traditionell dem Alter zugerechnet wird, z. B. durch vorzeitiges Ausscheiden aus dem Erwerbsleben, frühere Beendigung der Kindererziehungszeiten und Anstieg der durchschnittlichen Lebenserwartung. Der ‚Strukturwandel des Alters‘ resp. dessen ‚Entstrukturierung‘ wird durch Entwicklungen gefasst, die unter den Stichworten Verjüngung, Entberuflichung, Feminisierung, Singularisierung sowie zunehmende Hochaltrigkeit debattiert werden (vgl. Backes/Clemens 2000:9).

Die Definition ‚*alleinstehend*‘ orientiert sich am Familienstand, so dass bei der Befragung ledige, geschiedene oder vom Partner getrennt lebende und verwitwete Migrantinnen als Interviewpartnerinnen berücksichtigt wurden. Alleinstehend bedeutet somit, dass die Befragten zwar nicht in einer partnerschaftlichen Beziehung leben, aber nicht unbedingt zu den Alleinlebenden zählen. Demzufolge wurden auch Migrantinnen einbezogen, die mit ihren Nachkommen in Zwei- oder Mehrgenerationenhaushalten wohnen.

Die Selektivität des Samples ergibt sich zwangsläufig dadurch, dass nur alleinstehende ältere Migrantinnen einbezogen wurden, die derzeit (noch) in Deutschland leben oder bereits ein Alterspendeln zwischen Aufnahme- und Herkunftsland praktizieren. Demzufolge sind keine vergleichenden Aussagen zu den Lebenslagen und Rückkehrmotiven alleinstehender älterer Migrantinnen, die endgültig remigriert sind, möglich.



Aus forschungsökonomischen und forschungspragmatischen Gründen wurde die Erhebung in Westdeutschland *regional eingegrenzt*, was den Feldzugang wesentlich erleichtert hat. Die Erhebung fand in vier verschiedenen Untersuchungsgebieten Westdeutschlands statt, wobei die aus der Zeit der Anwerbung stammenden Verteilungsmuster, die sich bis heute weitgehend gehalten haben, berücksichtigt wurden. Die Wanderungsziele lagen primär in den wirtschaftlichen Ballungszentren, die über das größte Arbeitsplatzangebot verfügten und eine entsprechende Arbeitskräftenachfrage entwickelten. In Westdeutschland wurden vier Untersuchungsgebiete ausgewählt, die sich zum Zuzugszeitpunkt durch ein unterschiedliches Arbeitsplatzangebot für Arbeitsmigrantinnen ausgezeichnet haben: zwei urbane Ballungsgebiete mit Dienstleistungs- und Industrieschwerpunkten und zwei wirtschaftliche Mittelzentren in eher ländlichen, strukturschwächeren Regionen. Diese Untersuchungsgebiete sind der Großraum Mannheim-Ludwigshafen, der Großraum Frankfurt/Main, Völklingen im Saarland (ehemalige Montanregion), Stadtallendorf in Hessen. Völklingen und Stadtallendorf als Mittelzentren waren wegen ihrer industriellen Wirtschaftsstruktur bevorzugtes Ziel von Arbeitsmigrantinnen und -migranten und weisen heute noch überproportional hohe Ausländeranteile von 30% bzw. 23% aus. Die fünfte ‚Region‘ ist Ostdeutschland. Auf Grund der geringen Ausländerraten im Osten – selbst Großstädte haben nur marginale Migrantenanteile – wurde die Suche nach Vietnamesinnen, die den Kriterien der Zielgruppe entsprechen, geographisch nicht weiter eingeschränkt.

Die Erhebung steht und fällt mit dem Zugang zur Befragungsgruppe. Da die älteren alleinstehenden Migrantinnen als soziale Gruppe im Bewusstsein der Öffentlichkeit kaum präsent sind, wurde ein mehrgleisiges Vorgehen gewählt. Im Vorfeld der Erhebung wurde ein einseitiges *Informationsblatt* zu dem Vorhaben mit dem Titel ‚Frauen erzählen ihre Geschichte‘ zusammengestellt und in die Sprachen der Zielgruppen übersetzt. Diese Kurzinformation wurde an die ‚Gate-Opener‘ und an Befragte verteilt.

Das Aufspüren des anvisierten Personenkreises geschah auf unterschiedliche Weise, wobei Erstkontakte in jeder Region über Repräsentanten der ethnic communities und über Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen aus Beratungs- und Hilfeeinrichtungen liefen, im zweiten Schritt wurde auf das *Schneeballverfahren* zurückgegriffen. Die folgende Auflistung belegt, dass die Erschließung des Feldes sehr breit angelegt war.

Als ‚Vermittlungsagenten‘ und ‚Türöffner‘ wurden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen (meist Sozialarbeiter oder Sozialberater) aus den institutionellen Einrichtungen der Altenhilfe, der Migrationsdienste, Sozialverbände und Gemeinwesenprojekte herangezogen. Nützlich bei der Herstellung von Erstkontakten waren auch Multiplikatorinnen und Multiplikatoren aus Ausländervereinen, Ausländerorganisationen und Ausländerbeiräten, aus dem Spektrum der Selbsthilfeeinrichtungen, aus interkulturellen Begegnungsstätten sowie kommunalen oder öffentlichen Institutionen wie Frauenbüros und Seniorenbüros. Auch über kirchliche Einrichtungen und religiöse Verbände oder Moscheen konnten Erstkontakte hergestellt werden. Multiplikatorinnen und Multiplikatoren mit eigenem Migrationshintergrund waren dank ihres ‚Vertrauensvorsprungs‘ oft erfolgreicher in dem Bemühen, Kontakte zu alleinstehenden Migran-



tinnen zu vermitteln. Gleichwohl gehörte nur ein Bruchteil der Befragten zur Klientel der Beratungseinrichtungen, da die Mehrzahl der Kontakte der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter zu den Interviewten auf lebensweltliche Bezüge zurückging. Auch über das soziale Umfeld der muttersprachlichen Interviewerinnen gelang es, einige Migrantinnen zu rekrutieren. Weniger ergiebig waren Versuche, über alltagsweltliche Kontakte (ethnische Geschäfte, Läden, Restaurants, Cafés etc.) Zugang zu der Zielgruppe zu erhalten. Nachdem Erstkontakte zur Zielgruppe hergestellt waren, konnten anschließend über das *Schneeballverfahren* weitere Migrantinnen gewonnen werden. Zwischen den Ballungszentren und den Mittelzentren (Völklingen, Stadtallendorf) bestanden deutliche Unterschiede im Hinblick auf die Herstellung eines erfolgreichen und schnellen Feldzugangs. Es war wesentlich mühseliger und zeitaufwendiger, in den Großstädten Erstkontakte über Einrichtungen zu älteren alleinstehenden Migrantinnen zu erhalten, als in den Mittelstädten, was mit der höheren Anonymität in den urbanen Zentren und umgekehrt mit der relativen Überschaubarkeit der ethnic communities in den kleineren Orten zusammenhängen dürfte. Sehr aufwendig gestaltete sich die Rekrutierung von Interviewpartnerinnen in Ostdeutschland, da die Vietnamesinnen räumlich verstreut leben und sich zudem gerade erst an der Altersschwelle unserer Zielgruppe befinden.

Für jede Herkunftsgruppe standen *muttersprachliche Interviewerinnen* zur Verfügung, die zuvor intensiv in der Handhabung des Instruments geschult worden waren. Bei allen Interviews war auch eine Wissenschaftlerin des Projekts anwesend, um den Gesprächsverlauf und die Gesprächssituation zu kontrollieren. Während des Interviews konnte eine freie Sprachenwahl und/oder ein Sprachwechsel gewährleistet werden. Zwölf Befragte machten von der angebotenen Sprachenwahl keinen Gebrauch und zogen es vor, deutsch zu sprechen. In zwei Fällen stand zum vereinbarten Interviewtermin keine Übersetzerin zur Verfügung, so dass eine Sprachenwahl nicht garantiert werden konnte und das Gespräch auf Deutsch stattfinden musste. Diese Restriktionen wirkten sich entsprechend aus auf die Erzähl- und Artikulationsfähigkeit der beiden Befragten bzw. auf ihre Fähigkeit, differenziertere oder nuanciertere Aussagen zur individuellen Lebenssituation treffen zu können.

Die Erhebung fand zwischen Februar 2001 und Januar 2002 statt, wobei die Befragungen in den einzelnen Untersuchungsgebieten zeitlich hintereinander geschaltet waren. Die Interviews dauerten zwischen einer und drei Stunden. Sie fanden in der Regel in der Wohnung der Befragten statt. Einige Interviewpartnerinnen zogen es vor, für das Treffen öffentliche Einrichtungen zu nutzen. Um eine Vertrauensbasis im Interview herzustellen, wurde zu Beginn jedes Gesprächs das Ziel der Untersuchung, das Erkenntnisinteresse und die beabsichtigte Verwendung der Ergebnisse ausführlich erläutert und Fragen dazu beantwortet. Zudem wurde das Informationsblatt überreicht. Zugleich wurde auf die Anonymität der Befragung und die Einhaltung des Datenschutzes hingewiesen. Bezüglich des Tonbandmitschnittes ergaben sich keine Probleme. Die Interviewpartnerinnen waren bis auf wenige Ausnahmen durchweg am Thema interessiert, sie reagierten offen und gesprächsbereit. Viele waren erfreut, endlich Gelegenheit zu bekommen, ihre Lebensbiographie mit allen Hochs und Tiefs



schildern zu können. Etliche Befragte haben von sich aus sensible Themenbereiche angesprochen (bspw. Misshandlung während der Ehe, Konflikte mit Kindern, prekäre Lebensumstände, Schwangerschaftsabbrüche etc.) u. a. mit dem expliziten Verweis darauf, dass in ihrem persönlichen Umfeld diese Probleme nicht offen zu thematisieren seien oder dass ihnen eine Vertrauensperson dafür fehle. Aus diesen Gründen wird die Gültigkeit der Stellungnahmen, d. h. die Übereinstimmung von Einstellung und Einstellungsäußerung, als hoch eingeschätzt. Drei Befragte hatten nur auf Grund persönlicher Problemlagen dem Interview zugestimmt, weil sie sich von den Interviewerinnen konkrete Hilfe bei der Lösung ihrer Probleme versprochen hatten (z. B. bei der Wohnungssuche), und waren deshalb enttäuscht, dass sie keine adäquate Gegenleistung für das Interview bekommen hatten.

Ergänzend zu jedem Interview wurden *Gesprächsprotokolle* angefertigt, in denen die Interviewsituation festgehalten wurde. Verzeichnet ist darin die Art der Kontaktaufnahme, der Ort des Treffens, die Umstände, die Zeit und Dauer sowie der Verlauf des Interviews. Auch Beobachtungen (Wohnsituation, Wohnlage) und Eindrücke (äußere Erscheinung, emotionale bzw. technische Besonderheiten, Sprachenwahl, Interviewerinneneinschätzung der Deutschkenntnisse, Reaktionen auf Interviewsituation, Erwartungen an Interviewerin/Forscherin) wurden festgehalten. Die Gesprächsprotokolle dienen als Gedächtnisstütze bei der Auswertung.

Sämtliche Interviews wurden auf *Tonband* aufgenommen und anschließend in der Originalsprache transkribiert. Anhand der Transkription erfolgte eine Übersetzung der Interviews ins Deutsche, wobei auf eine sinn- und funktionsäquivalente Übersetzung des Gesprächsinhalts zur Vermeidung interkultureller Missverständnisse geachtet wurde. Stichprobenartige *Kontrollübersetzungen* dienten dazu, möglichen Interpretationsfehlern durch Fehlübersetzungen vorzubeugen. Herwartz-Emden (2000:53) weist zu Recht darauf hin, dass eine interkulturelle Untersuchung, die zudem in unterschiedlichen Sprachen durchgeführt wird, in der empirischen Umsetzung und Auswertung Probleme und kulturelle Missverständnisse erzeugen kann. Von daher war der Einsatz von Kontrollverfahren zwingend notwendig, da die Gesamtauswertung auf der Basis der deutschen Übersetzungen erfolgte.

2.2.3 Materialauswertung und Aufbereitung

Die Interviews wurden nach festgelegten Transkriptionsregeln transkribiert (vgl. Kowal/O'Connell 2000; Mayring 1996), wobei wir uns von folgenden Prämissen haben leiten lassen: a) Einfachheit und Validität, b) gute Lesbarkeit und Korrigierbarkeit, c) geringer Trainingsaufwand für Transkribierende und Transkriptbenutzer. Da das Ziel in einer problem- und gegenstandsbezogenen inhaltlichen Analyse des Materials liegt und nicht wie bei narrativen Interviews in hermeneutischen oder linguistischen Auswertungen, wurde bei der Niederschrift auf die Darstellung prosodischer Merkmale verzichtet, so dass der Rückgriff auf ausgefeilte Notationssysteme überflüssig ist, was den Lesefluss erheblich erleichtert. Sprechpausen im Sinne von Schweigepausen



oder als Antwortverweigerung werden hingegen angegeben. Dies gilt auch für non-verbale Reaktionen wie Lachen, Weinen, Klatschen etc., die den Aussagen emotionales Gewicht verleihen oder das Gesagte ironisch konterkarieren. Reine Wortfüllsel oder Artikulationsunbeholfenheiten bleiben unberücksichtigt im Gegensatz zu Interjektionen, die aufgeführt werden. Die Interviews wurden *wörtlich* transkribiert.

Für die Übersetzung der Interviews wurden vorab bestimmte Übersetzungsregeln festgelegt. Da die Untersuchung fünf Herkunftsgruppen mit fünf und mehr (Ex-Jugoslawien) verschiedenen Muttersprachen berücksichtigt, muss sichergestellt sein, dass die ins Deutsche übersetzten Interviews den Inhalt sinn- und funktionsäquivalent wiedergeben. Die Übersetzung orientiert sich dabei nicht am lexikalischen Wortsinn, sondern berücksichtigt semantische und funktional äquivalente Begrifflichkeiten.

Die inhaltliche Auswertung der Interviews orientierte sich an der Technik der ‚strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse‘ nach Mayring (1996), die eine thematische Strukturierung des Materials zum Ziel hat. Mit Hilfe eines Kodierschemas, in dem alle relevanten Schlüsselkategorien zusammengestellt wurden, wurde jedes Interview Satz für Satz durchgegangen und entsprechend kodiert. In einer Leerspalte neben dem Text wurden Kernaussagen zu jeder Fragestellung in kodierter Form, erste Interpretationen und Kommentare zu Auffälligem und Überraschendem festgehalten. Zudem wurde vermerkt, wenn wichtige Kontextfaktoren zum Verständnis einer Aussage an einer anderen Stelle im Interview zur Sprache kamen oder ambivalente bzw. widersprüchliche Stellungnahmen auftraten. Der zweite Auswertungsschritt bezog sich auf die Erstellung von Einzelfall-Exzerpten (vgl. Mayring 1996), die eine komprimierte thematische Zusammenfassung des ursprünglichen Materials beinhaltet. Die Exzerpte dienen der Reduktion der Materialfülle und zugleich seiner Verdichtung und bringen darüber hinaus die über das Interview verstreuten inhaltlichen Zusammenhänge in eine sinnvolle thematische Struktur. Durch die Materialreduktion bleiben die wesentlichen Inhalte (Leitmotive, Schlüssel-, Beispiel-, Belegzitate mit genauer Quellenangabe) erhalten, so dass durch die Abstraktion ein überschaubares Korpus geschaffen wird. In einem Kurzresümee am Ende des Exzerpts wurden erste Interpretationen, Eindrücke und Kommentare festgehalten. Im Exzerpt bleiben die fallbezogenen ganzheitlichen Kontexte in Bezug auf biographische Besonderheiten, soziale Bezüge und lebensweltliche Zusammenhänge der Befragten erhalten, was Rückschlüsse auf integrationsförderliche und -hemmende Faktoren erleichtert. Mittels kontrastierender Fallvergleiche lässt sich das Spektrum an maximalen Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen und Unterschieden im Sample herausfiltern, so dass anhand der jeweiligen fallübergreifenden Gemeinsamkeiten typische Muster der Lebenslagen identifiziert werden können.



In einem weiteren Auswertungsschritt wurde das gesamte Material fallübergreifend nach thematischen Gesichtspunkten geordnet. Anhand der entwickelten Kategorien wurden zu jedem Themenbereich (z. B. Gesundheit, Rückkehr/Verbleib, Wohnsituation) die kodierten Textstellen aus den Interviews herausgesucht, mit Quellenangaben versehen und kompiliert. Die Querauswertung des gesamten Materials diente der komparativen themen- und fallübergreifenden Analyse.

2.2.4 Stichprobenbeschreibung

Die Befragung wurde an vier westdeutschen Standorten und in Ostdeutschland, dort allerdings ohne regionale Eingrenzung, durchgeführt (vgl. Kap. 2.2.2). Der Umfang der Bruttostichprobe (n = 89) weist folgende regionale und nationalitätenspezifische Verteilung auf: In Völklingen wurden 18 Interviews und in Stadtallendorf 10 Interviews ausschließlich mit Türkinnen und Italienerinnen durchgeführt, im Mannheimer Raum wurden 17 Interviews schwerpunktmäßig mit Italienerinnen, Türkinnen und Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie im Frankfurter Raum 33 Interviews vornehmlich mit der Zielgruppe der Migrantinnen aus Griechenland und Ex-Jugoslawien durchgeführt. In den neuen Bundesländern wurden 11 Vietnamesinnen interviewt. Die nationalitätenspezifischen Priorisierungen an den jeweiligen Standorten orientieren sich an den vorherrschenden Zuzugsmustern der Migrantenbevölkerung, um den Feldzugang zu den vorab festgelegten Nationalitätengruppen zu erleichtern.

Ausgewertet wurden insgesamt 87 von 89 Interviews, wobei sich die Befragten folgendermaßen auf die Herkunftsländer verteilen: 23 Frauen türkischer, 22 italienischer, 18 griechischer, 13 ehemals jugoslawischer und 11 vietnamesischer Herkunft. Von den Drittstaatsangehörigen verfügen alle Befragten bis auf eine bosnische Migrantin über einen verfestigten Aufenthaltstitel. 9 Befragte aus vier Nationalitätengruppen mit Ausnahme der Italienerinnen haben zwischenzeitlich die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen.³ Von dieser Gruppe verfügen vier Frauen über eine doppelte Staatsbürgerschaft.

Bezüglich der **regionalen Herkunft** im Heimatland stammen nach Auskunft der Befragten die meisten aus dörflich-ländlichen Gebieten. 31 von 87 Befragten lebten vor der Migration in (Groß-)Städten. Die räumlichen Herkunftsmuster sind bei vier Nationalitätengruppen ähnlich verteilt. Lediglich bei den Vietnamesinnen zeigen sich Abweichungen. Alle befragten Vietnamesinnen stammten ursprünglich aus Großstädten Nordvietnams, der überwiegende Anteil aus Hanoi. Entgegen den in der Migrationsforschung häufig beschriebenen Beobachtungen hatten nur vier Befragte vor ihrer Einreise nach Deutschland eine Binnenmigration vom Dorf in die (Groß-)Stadt absolviert.

³ Der Übersichtlichkeit halber wird bei den weiteren Ausführungen zu migrationsbezogenen Fragestellungen darauf verzichtet, die Befragten mit deutscher Staatsangehörigkeit gesondert auszuweisen. Dieser Personenkreis wird den jeweiligen Herkunftsgruppen zugeordnet.



Ein Blick auf die **Aufenthaltsdauer** und den damaligen **Zuzugszeitpunkt** belegt, dass das Gros der Migrantinnen im Zusammenhang mit der Arbeitsmigration nach Deutschland kam. Zwei Drittel der Frauen im westdeutschen Sample sind vor dem Anwerbestopp im Jahr 1973 migriert, die meisten davon in der Hauptanwerbephase ab Mitte der 60er Jahre. Nach 1973 kamen nur noch 12 Befragte (ohne Vietnamesinnen) im Rahmen der Familienzusammenführung nach Deutschland. Der relativ späte Einreisetermin bei den Migrantinnen aus Vietnam Mitte/Ende der 80er Jahre resultiert aus der damaligen Anwerbepolitik für Vertragsarbeiter und Vertragsarbeiterinnen der ehemaligen DDR. Die migrationspolitischen Rahmenbedingungen und Auswahlkriterien, denen die ehemaligen Vertragsarbeiterinnen (befristete Verträge, Altersbegrenzungen, Verbot des Familiennachzugs etc.) in Ostdeutschland unterworfen waren, führen insgesamt dazu, dass die Migrationsprofile (Alter, Einreisezeitpunkt, Aufenthaltsdauer) der Vietnamesinnen in sich relativ homogen sind, umgekehrt jedoch relativ große Abweichungen von den Nationalitätengruppen des westdeutschen Samples aufweisen. Die späte Einreise nach Deutschland korrespondiert mit einer im Vergleich zu den Befragten aus den anderen Nationalitätengruppen relativ geringen Aufenthaltsdauer zwischen 10 und 19 Jahren.

Von den Migrantinnen aus den ehemaligen Hauptanwerbeländern Westdeutschland (ohne Vietnamesinnen) leben 71 der 75 Befragten schon seit 20 oder mehr Jahren in Deutschland. Mehr als zwei Drittel von ihnen weisen sogar eine Verweildauer von mindestens 30 Jahren auf, darunter 10 Frauen aus Griechenland und Italien mit einer Aufenthaltsdauer von 40 oder mehr Jahren. Die Migrations- und Altersdaten belegen, dass viele Migrantinnen bereits einen längeren Teil ihres Lebens in Deutschland als im Herkunftsland verbracht haben.

Das **Zuzugsalter** der Befragten zum Zeitpunkt der Migration weist ein breites Spektrum auf. Die Frauen verließen im Alter zwischen 17 und 52 Jahren ihr Herkunftsland. Generell wurde das Migrationsprojekt eher in einem jüngeren Lebensalter in Angriff genommen. 51 Befragte waren vor ihrem 30. Lebensjahr migriert, 28 im Alter zwischen 30 und 39 Jahren und 9 im Alter von 40 und mehr Jahren.

Die Mehrzahl der Befragten, nämlich 51 Frauen, befand sich zum Erhebungszeitpunkt mit unter 60 Jahren noch im erwerbsfähigen **Alter**, 17 Frauen waren im Alter zwischen 60 und 64 Jahren. 9 Frauen waren im Alter zwischen 65 und 69 Jahren, 7 Frauen entfielen auf die Altersgruppe zwischen 70 und 75 Jahren, 3 Befragte sind älter als 75 Jahre. Der hohe Anteil an ‚jungen Alten‘ kommt zustande, weil die Vietnamesinnen auf Grund der damaligen Beschränkungen beim Zuzugsalter⁴ und ihrer relativ geringen Aufenthaltsdauer durchweg in die niedrigste Altersgruppe fallen und gerade erst die im Sample vorgegebene Altersgrenze erreicht oder knapp überschritten haben.

⁴ Das damalige Einreisalter in die DDR für vietnamesische Arbeitskräfte lag zwischen 18 und 35 Jahren, für Hochschulkader und Dolmetscher bei maximal 40 Jahren (vgl. Müggenburg 1995). Die Aufenthaltsdauer war begrenzt, so dass in die Befragung vor allem ehemalige Vertragsarbeiterinnen eingingen, die erst in der zweiten Hälfte der 80er Jahre eingereist waren und sich zum Zeitpunkt der Wende noch in der DDR aufhielten.



Im Hinblick auf den **derzeitigen Familienstand** der Befragten ergeben sich folgende Verteilungen, die in Tabelle 1, differenziert nach Nationalitäten, abgebildet sind.

Herkunft	ledig	verwitwet	geschieden/getrennt lebend
Türkei	0	17	6
Italien	3	15	4
Griechenland	0	9	9
Ex-Jugoslawien	1	4	8
Vietnam	2	0	9
Gesamt	6	45	36

Die Verwitweten bilden mit 45 Personen die größte Gruppe an Alleinstehenden, gefolgt von den Geschiedenen/Getrenntlebenden mit 36 Personen (wovon acht Migrantinnen dauerhaft von ihrem Ehepartner getrennt leben).⁵ Sechs Befragte sind ledig. Die Verteilungen stellen im Hinblick auf die hohe Anzahl an verwitweten Migrantinnen keine Überraschung dar. Ausländische Frauen überleben – ebenso wie deutsche Frauen – häufiger ihre Partner. Der geschlechtsspezifische Unterschied in der Höhe der Lebenserwartung, der Frauen eine höhere durchschnittliche Lebenserwartung verspricht, sowie der bei den meisten Ehepaaren vorhandene Altersvorsprung der Männer tragen dazu bei, dass das Schicksal des Alleinlebens mit zunehmendem Alter vor allem ein Witwenschicksal ist, von dem auch die älteren Migrantinnen nicht ausgenommen sind. Die Singularisierung im Alter ist demzufolge häufig keine frei gewählte Lebensform, sondern meist durch den Verlust des Ehepartners bedingt. Eine Aufschlüsselung des Familienstands nach Alter belegt diesen Trend: Während von den Witwen bereits über die Hälfte 60 Jahre und älter ist, sind es bei den Geschiedenen gerade einmal ein Viertel.

Fast die Hälfte der vormals verheirateten Migrantinnen führt bereits seit mindestens 10 oder mehr Jahren ein partnerloses Leben in Deutschland. Jede fünfte ist sogar seit mindestens 20 Jahren alleinstehend. Die Aufschlüsselung nach Geschiedenen und Verwitweten zeigt deutliche Abweichungen: Fast zwei Drittel der geschiedenen Migrantinnen, jedoch nur ein Drittel der verwitweten verfügen über derart lange Erfahrungen im Umgang mit dem Alleinleben in Deutschland. Während für die Hälfte aller befragten Witwen der Statusübergang zur Alleinstehenden erst zwischen einem halben und maximal sechs Jahren zurückliegt, trifft dies nur auf jede neunte Geschiedene zu.

⁵ Im Folgenden werden die Geschiedenen und Getrenntlebenden in einer Kategorie als ‚Geschiedene‘ zusammengefasst.



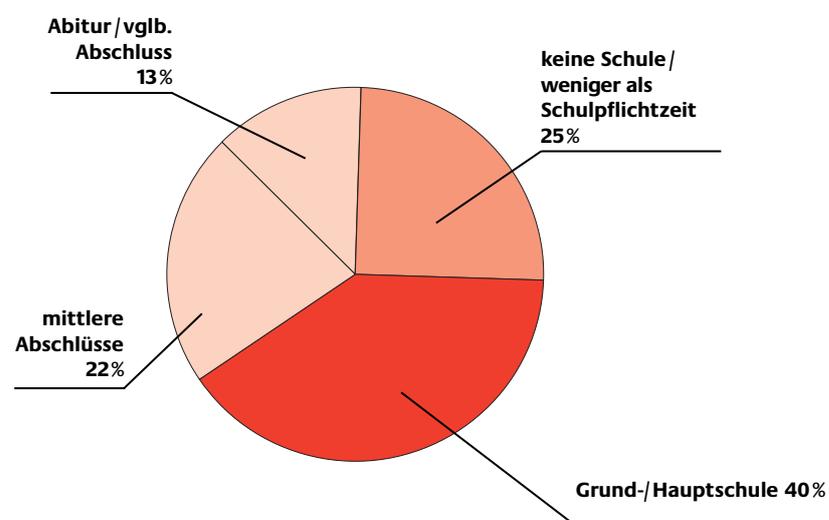
Der Vergleich des Familienstandes nach Nationalitäten belegt deutliche Unterschiede bei den Verwitweten und den Geschiedenen. Während die Frauen türkischer und italienischer Herkunft zum überwiegenden Teil durch Verwitwung alleinstehend sind, verschieben sich die Anteile bei den Befragten aus Griechenland und Ex-Jugoslawien stärker in Richtung Geschiedene. Bei den Vietnamesinnen wiederum sind – u. a. wegen der relativ niedrigen Altersstruktur – überhaupt keine Witwen vertreten, 9 von 11 sind geschieden oder leben getrennt, zwei sind unverheiratet.

Von den Befragten sind 9 Frauen kinderlos geblieben, davon 4 der 6 ledigen Migrantinnen. Rund die Hälfte der **Kinderlosen** entfällt auf eine einzige Nationalitätengruppe, nämlich die Migrantinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Die Mehrzahl der Frauen ($n = 47$) hat ein oder zwei Kinder. 16 Befragte haben drei Kinder, 15 Befragte vier oder mehr Kinder. Die **kinderreichen** Frauen sind fast ausschließlich türkischer und italienischer Herkunft, während bei Frauen griechischer, vietnamesischer und ehemals jugoslawischer Herkunft ein Trend zur Kleinfamilie vorherrschend ist. Acht Befragte, davon fünf Vietnamesinnen, haben als Alleinerziehende noch Kinder im Alter unter 18 Jahren zu versorgen.

Die unterschiedlichen nationalen **Schul- und Bildungssysteme** sowie divergierende Zeiten der Schulpflicht erschweren einen systematischen Vergleich über formale Bildungsabschlüsse. Die folgende Abbildung (Abbildung 1) zeigt die Verteilungen nach Schulabschlüssen.

ABBILDUNG 1

Schulische Abschlüsse (n = 87)



Bezüglich der Bildungstitel zeigen sich nationalitätenspezifische Abweichungen. Die Migrantinnen aus den beiden post-sozialistischen Ländern Vietnam und Ex-Jugoslawien sind diejenigen mit den formal höchsten Bildungsabschlüssen, die von dem nationalen Bildungssystem und/oder der sozialen Herkunft aus ‚Kaderfamilien‘ profitieren konnten. Die Analphabetinnen und diejenigen Migrantinnen ohne oder mit rudimentärer Schulbildung setzen sich fast ausschließlich aus Türkinnen gefolgt von Italienerinnen aus dem Mezzogiorno zusammen. Weniger die nationale Herkunft an sich, sondern die soziale Herkunft erweist sich als Differenzierungskriterium beim Erwerb schulischer Abschlüsse. Die Migrantinnen mit bäuerlich-dörflicher Herkunft aus ländlichen Gebieten haben meist nur eine kurze schulische Laufbahn unterhalb oder bis zur Beendigung der Schulpflichtzeit absolviert oder nie eine Schule besucht, während die aus (Groß-)Städten zugewanderten Migrantinnen häufiger über (qualifizierte) schulische Abschlüsse verfügen, insbesondere dann, wenn sie aus sozialen Schichten mit kulturellem oder ökonomischem Kapital stammen.

Das insgesamt niedrige Niveau an schulischer Bildung bei den älteren Migrantinnen spiegelt sich in einer entsprechend geringen Anzahl an beruflichen Ausbildungsabschlüssen wider. Knapp vier Fünftel der Befragten verfügen über keinerlei Berufsausbildung. Über ein Fünftel hat im Heimatland eine Ausbildung bzw. ein Studium begonnen und zum größeren Teil auch abgeschlossen, davon wiederum überproportional häufig Frauen aus Ex-Jugoslawien und Vietnam.

Die Befragten lassen sich, wie nicht anders zu erwarten, der **Konfession** nach in erster Linie den Nationalitäten entsprechend in christliche und muslimische Glaubensanhörige unterscheiden. Die Migrantinnen aus Italien gehören fast durchweg der römisch-katholischen Kirche an, die Befragten aus Griechenland der griechisch-orthodoxen Kirche. Die Frauen türkischer Herkunft sind alle Musliminnen sunnitischen Glaubens. Konfessionslos sind den Selbstauskünften zufolge fast sämtliche Migrantinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und Vietnam.



III.

Ergebnisse der Erhebung – zu subjektiven und objektiven Lagedimensionen

3.1 Sozio-ökonomische Situation

3.1.1 Materielle Lage – Niedrigeinkommen und Armutsrisiken im Alter

Die sozio-ökonomische Lage, insbesondere die Einkommens- und Vermögenssituation, gibt den Rahmen für individuelle Dispositions- und Handlungsspielräume vor; sie beeinflusst den Lebensstandard, die Wohnbedingungen sowie den Gesundheitszustand und die Lebensqualität im Alter ebenso wie die Möglichkeiten zur Teilhabe an gesellschaftlichen und Freizeitaktivitäten. Die materielle Situation steckt zudem den Rahmen ab, wie häufig und in welchem Rhythmus Reisen ins Herkunftsland unternommen oder ob im Alter Pendelabsichten zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland realisiert werden können, und beeinflusst somit die Entscheidung über endgültige Rückkehr oder einen Verbleib in Deutschland (vgl. Kap. 3.7.3). Der Familienstand wirkt sich auf Grund unterschiedlicher Versorgungsansprüche der Alleinstehenden ebenfalls auf das verfügbare Haushaltseinkommen bzw. die Vermögensverhältnisse im Alter aus.

Die Angaben zur ökonomischen Situation beruhen auf Selbstauskünften der Befragten. Zwar gehören Fragen zur finanziellen Lage eher zu den sensiblen Untersuchungsbereichen, die nicht immer wahrheitsgemäß beantwortet werden. Allerdings sprechen die Befragungsergebnisse für eine hohe Glaubwürdigkeit und Plausibilität, denn sie bestätigen im Wesentlichen die Befunde, die in früheren Untersuchungen über die Einkommenslage von Personen in Migrantenhaushalten gemacht worden sind (vgl. Bericht der Beauftragten für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 1995; Lebenslagen in Deutschland 2001:208; Strategien zur Stärkung der sozialen Integration 2003). Für die Gültigkeit der Selbstauskünfte spricht zudem die Übereinstimmung von Einkommenssituation mit Lebensstandard, Haushaltsausstattung, Wohnsituation und finanziellen Gestaltungsspielräumen (vgl. Kap. 3.1.2). In den folgenden Abschnitten werden die Rahmendaten zur Beschreibung der sozio-ökonomischen Situation der Migrantinnenhaushalte herangezogen: Erwerbsstatus, Erwerbstätigkeit, Einkommensarten, Vermögensverhältnisse in Form von Wohneigentum.



(Frühere) Erwerbstätigkeit und Erwerbsstatus

Erwerbsarbeit hat einen zentralen Stellenwert in der Gesellschaft: Sie dient einer eigenständigen Existenzsicherung, sie bestimmt den sozialen Status und schafft die Voraussetzungen für eine Absicherung sozialer Risiken und für den Erwerb eigener Rentenansprüche im Alter. Dies gilt auch – und insbesondere – für alleinstehende Frauen. Deshalb überrascht es wenig, dass der Anteil an Migrantinnen, der während des Aufenthalts in Deutschland erwerbstätig war, außerordentlich hoch ist. Die Unterschiede im Familienstand finden ebenfalls ihren Niederschlag in der Frage von Erwerbstätigkeit oder Nichterwerbstätigkeit. Lediglich jede achte Befragte war in Deutschland nie erwerbstätig. Dabei handelt es sich ausnahmslos um verwitwete Frauen – zumeist um kinderreiche Türkinnen, für die das Familienmodell des männlichen Alleinversorgers konstitutiv war. Sämtliche geschiedene und ledige Migrantinnen hingegen verfügen über Erwerbsbiographien mit zumindest temporären Erwerbsphasen. Zum Erhebungszeitpunkt waren weit über die Hälfte der Befragten noch im erwerbsfähigen Alter unter 60 Jahren. Von diesen 51 Befragten standen noch 41 Frauen dem Arbeitsmarkt zur Verfügung. Allerdings waren davon nur 24 erwerbstätig, 17 jedoch arbeitslos oder befanden sich – oft zum wiederholten Male – in geförderten Maßnahmen des Arbeitsamtes (vgl. Tab. 2).

TABELLE 2: AKTUELLER ERWERBSSTATUS NACH NATIONALITÄT

	nicht erwerbstätig	erwerbstätig	arbeitssuchend/in Maßnahme
Türkei	16	5	2
Italien	14	5	3
Griechenland	11	4	3
Ex-Jugoslawien	5	7	1
Vietnam	0	3	8
Gesamt	46	24	17

Nur etwa ein Drittel aller Befragten mit Erwerbserfahrungen weist eine kontinuierliche Erwerbsbiographie auf, während für die Mehrzahl diskontinuierliche und instabile Erwerbsverläufe, die den typisch weiblichen Patchwork-Mustern entsprechen, prägend sind. Dazu gehören Phasen von Teilzeit- und Vollzeitarbeit, Familienpausen und Berufsrückkehr, Wechsel von Erwerbsarbeit, Nichtbeschäftigung und Arbeitslosigkeit, von geringfügiger oder ungeschützter Beschäftigung, sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung und Selbstständigkeit. Diese diskontinuierlichen Erwerbsbiographien sind einerseits Ausdruck weiblicher Erwerbsverläufe, in denen sich die unterschiedlichen Anforderungen und Doppelbelastungen von Familie und Beruf widerspiegeln, andererseits jedoch auch Ausdruck der schwierigen Arbeitsmarktlage und der am Arbeitsmarkt vorhandenen Ungleichheiten (segmentierte Arbeitsmärkte). Im Hinblick auf die eigene Altersversorgung sind die diskontinuierlichen Erwerbsverläufe prekär, weil nur geringe Rentenansparungen erworben werden können (vgl. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 2002:318). Selbst alleinstehende



Migrantinnen, die auf langjährige sozialversicherungspflichtige Beschäftigungszeiten in der Industrie verweisen können, haben auf Grund ihrer insgesamt jedoch geringeren Beschäftigungszeiten und ihres vergleichsweise niedrigen Lohnniveaus Probleme, das durchschnittliche Rentenniveau zu erreichen.

Überraschend hingegen ist eher der Befund, dass das traditionelle Modell des Familiernährers und Haushaltsvorstands nach der Migration nur noch für eine Minderheit der verheirateten Befragten Gültigkeit hatte. Für den Bruch mit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in weibliche Familien- und Hausarbeit und männliche Erwerbsarbeit waren verschiedene Gründe ausschlaggebend. Zum einen stand hinter der Präferenz für das Doppelverdienermodell anfangs das Kalkül, die materiellen Migrationsziele durch zwei Einkommen rascher erfüllen und schneller wieder remigrieren zu können. Zum anderen reichte häufig das Einkommen des Ehemanns als Alleinverdiener zur Versorgung der Familie nicht aus und musste durch den Zuverdienst der Ehefrau ergänzt werden. Nicht selten erzwangen Migrantinnen die Aufnahme einer eigenen Erwerbstätigkeit gegen den ausdrücklichen Willen des Ehemanns. Bei einem Drittel der Befragten erfolgte der Bruch mit dem männlichen Versorgermodell erst im Verlauf des Aufenthalts in Deutschland und zwar infolge des Ausfalls des Ehemanns als (Haupt-)Ernährer, so dass sich die Migrantinnen gezwungen sahen, die Rolle der Alleinverdienerin zu übernehmen – sei es auf Grund von langwierigen und ernsthaften Erkrankungen, Arbeitslosigkeit oder mangelnder Erwerbsneigung des Partners, sei es durch den Verlust des Ehemanns infolge von Scheidung oder Tod. Diese Migrantinnen, die zumeist im jüngeren oder mittleren Lebensalter mit dem Scheitern des traditionellen Ehe- und Versorgermodells konfrontiert waren, fanden sich als Alleinstehende meist plötzlich sowohl in der Rolle der Alleinverdienenden als auch in der Rolle der Alleinerziehenden mit minderjährigen Kindern wieder. Aus der Retrospektive waren diese mittleren Lebensphasen mit erheblichen Belastungen für die Betroffenen verbunden, weil meist – institutionelle oder familiäre – Betreuungsmöglichkeiten für die Kinder fehlten und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf häufiger nur durch besondere berufliche Arrangements wie z. B. die parallele Ausübung mehrerer Niedriglohnjobs oder die Gründung einer selbstständigen Existenz einigermaßen sichergestellt werden konnte.

Die diskontinuierlichen und instabilen Erwerbsbiographien sind einerseits Ausdruck weiblicher Erwerbsverläufe, in denen sich die unterschiedlichen Anforderungen und Doppelbelastungen von Familie und Beruf widerspiegeln, andererseits jedoch auch Ausdruck der schwierigen Arbeitsmarktlage und der am Arbeitsmarkt vorhandenen Ungleichheiten (segmentierter Arbeitsmarkt für Frauen – typisch weibliche Beschäftigungsfelder mit geringeren Aufstiegschancen und niedrigerer Entlohnung; segmentierter Arbeitsmarkt für Migrantinnen und Migranten – geringeres Qualifikationsniveau, häufigerer Einsatz bei Schichtarbeit und in gesundheitsgefährdenden bzw. körperlich anstrengenden Tätigkeitsbereichen, häufiger in unattraktiven Tätigkeiten mit geringem Sozialprestige; segmentierter Arbeitsmarkt für Ältere – erhöhtes Arbeitsmarktrisiko, drohende Langzeitarbeitslosigkeit, Entwertung von Qualifikationen etc).



Die Tabelle 3 gibt einen Überblick über die zuletzt ausgeübte Tätigkeit nach Nationalität der Befragten.

	Fabrikarbeit	Reinigungs- gewerbe	Gastronomie/ Handel	selbstständig, mithelfende Familienangh.	qualifizierte Dienstleis- tungsberufe	nie erwerbs- tätig
Türkei	7	5	2	1	1	8
Italien	9	5	1	3	1	2
Griechenland	7	3	3	3	2	0
Ex-Jugoslawien	1	3	3	0	5	1
Vietnam	0	0	1	3	7	0
Gesamt	24	16	10	10	16	11

Die Migrantinnen waren (und sind) zum überwiegenden Teil als un- und angelernte Arbeiterinnen in der Industrie und im Dienstleistungsbereich beschäftigt. Die in der Industrie beschäftigten Frauen waren/sind eher in krisenhaften Branchen zu finden, wodurch sich das Arbeitsmarktrisiko erhöht. Etliche Befragte haben die Effekte der strukturellen wirtschaftlichen Umbrüche, der massiven betrieblichen Restrukturierungen und Rationalisierungen unmittelbar zu spüren bekommen. Beim Personalabbau in den Betrieben gehörten sie auf Grund ihres Alters und ihrer geringen Qualifikation und der damit verbundenen eingeschränkten Einsetzbarkeit bei Tätigkeitswechseln durch Produktionsumstellungen und/oder wegen gesundheitlicher Einschränkungen zu den Ersten, die (zunächst) in die Arbeitslosigkeit und/oder den Vorruhestand entlassen wurden. Im Dienstleistungsbereich arbeiten oder arbeiteten die meisten im Reinigungsgewerbe, ein kleinerer Teil in der Gastronomie, und zwar fast ausschließlich als geringfügig Beschäftigte oder in ungeschützten Arbeitsverhältnissen (Reinigungskraft in Privathaushalten). Mehrere Befragte haben zum Teil mehrfach während ihres Erwerbslebens den Versuch unternommen, sich in der ‚ethnischen‘ Nischenökonomie eine selbstständige Existenz aufzubauen. Die früheren Existenzgründungen von Migrantinnen bezogen sich vor allem auf die Gastronomie (‚Dönerbuden‘, Cafés oder Gaststätten) und den Bekleidungsbereich (private Änderungsschneidereien, Nähstuben). Einige griechische Migrantinnen waren zeitweise als mithelfende Familienangehörige in den Pelzgeschäften der Ehepartner als Näherinnen oder Staffiererinnen tätig, wobei sie allerdings keine eigenen Rentenansprüche erwarben. Nur vier Befragte arbeiten derzeit noch als Selbstständige. Eine Befragte betreibt eine Änderungsschneiderei und eine andere einen Kosmetiksalon. Als Gewerbetreibende versuchen derzeit zwei Vietnamesinnen mit einem Marktstand für Textilien ihren Lebensunterhalt zu sichern. Einige Migrantinnen im Rentenalter sind auf einen Zuverdienst zur Aufbesserung ihrer geringen Renteneinkünfte angewiesen und arbeiten deshalb noch stundenweise als private Reinigungskraft oder übernehmen Nähaufträge.



Der Erwerbsstatus der Mehrzahl der Migrantinnen korrespondiert mit den niedrigen Formalabschlüssen – sie sind/oder waren überwiegend in un- und angelernten Tätigkeiten mit niedriger Entlohnung beschäftigt. Ein kleiner Teil der Befragten mit Berufsabschluss – überwiegend Frauen aus Ex-Jugoslawien – übt(e) eine qualifizierte Dienstleistungstätigkeit im pädagogischen, sozialen oder bürokaufmännischen Bereich aus. Der Mehrzahl der Vietnamesinnen gelang es trotz ihrer hohen schulischen und beruflichen Abschlüsse bislang nicht, ihr Bildungskapital adäquat zu verwerten und auf dem regulären Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Sie sind bis auf zwei Gewerbetreibende entweder arbeitslos oder befinden sich zum wiederholten Male in einer vom Arbeitsamt geförderten Maßnahme (Qualifizierung; SAM, ABM). Während die gering qualifizierten Migrantinnen als ‚industrielle Reservearmee‘ in den Niedriglohnsegmenten der Wirtschaft relativ unproblematisch in den Arbeitsmarkt eingegliedert werden konnten, haben vor allem die besser qualifizierten Migrantinnen erheblich größere Probleme gehabt, eine ihrer Qualifikation angemessene Stelle zu finden. Auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu den ‚älteren‘ Arbeitnehmerinnen oder Arbeitslosen treffen sie heute die Verwerfungen am Arbeitsmarkt in besonderem Maße. Wegen der betrieblichen ‚Verjüngungsstrategien‘ und der schwierigen Arbeitsmarktlage für Ältere sind die Chancen für Arbeitssuchende – unabhängig vom Qualifikationsniveau – perspektivisch sehr gering, aus der Arbeitslosigkeit heraus noch einmal in den ersten Arbeitsmarkt eingegliedert zu werden (vgl. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 2002:317).

Die harten Arbeitsbedingungen auf Arbeitsplätzen mit hohen körperlichen Belastungen (Akkordarbeit, Fließband, Schichtdienst etc.) in der Industrie haben bei einer ganzen Reihe von Interviewten zu körperlichen Verschleißerscheinungen und gesundheitlichen Beeinträchtigungen geführt (vgl. Kap. 3.6.2). Fast jede fünfte von den (früher) erwerbstätigen Migrantinnen war gezwungen, wegen Erkrankung bzw. dauerhafter Erwerbsunfähigkeit vor Erreichen des regulären Rentenalters aus dem Erwerbsleben auszuschneiden.

Haushaltseinkommen nach Einkommensarten

Die verfügbaren Einkommen haben wesentlichen Einfluss auf die Lebenssituation, wobei sich die aus dem Familienstand resultierenden Unterschiede in den Versorgungsansprüchen der Alleinstehenden in erheblichen Einkommensdifferenzen im Alter niederschlagen. Obwohl die Mehrzahl der Befragten mit unter 60 Jahren noch im erwerbsfähigen Alter ist, hat das Erwerbseinkommen als alleinige oder zusätzliche Einkommensquelle nur mehr eine nachrangige Bedeutung gegenüber dem Bezug von Renten- und Transferleistungen. Nur etwas mehr als ein Viertel erzielt gegenwärtig noch Einkünfte ausschließlich aus Erwerbstätigkeit. Jede fünfte Befragte indes ist auf den Bezug von Arbeitslosengeld/-hilfe oder Unterhaltsgeld durch das Arbeitsamt angewiesen. Etwas über die Hälfte der Befragten (n=46) bezieht Mehrfachrente aus unterschiedlichen Versorgungsansprüchen (eigene Rentenanwartschaften, Hinterbliebenenrente, BU/EU-Rente). Über doppelte Renten aus eigenen und abgeleiteten Versorgungsansprüchen verfügen etwas über ein Viertel aller Rentenbezieherin-



nen, die als Witwen materiell vergleichsweise gut im Alter abgesichert sind. Aber ein gleich hoher Anteil an Rentnerinnen ist auf Grund der geringen Rentenansprüche auf staatliche Transferleistungen (ergänzende Sozialhilfe, Wohngeld) zur Sicherung des Lebensunterhalts angewiesen.

Insgesamt sind im Sample somit etwas mehr als ein Drittel aller Befragten – arbeitslose Migrantinnen und Rentnerinnen zusammengenommen ($n=30$) – auf staatliche Transferleistungen angewiesen. Die tatsächliche Zahl der Anspruchsberechtigten dürfte auf Grund der Niedrigeinkommen zahlreicher Befragter (Selbstauskünfte) deutlich höher sein. Legt man die Schwellenwerte zur Definition relativer Einkommensarmut (vgl. Lebenslagen in Deutschland 2001:24ff) zugrunde, dann ist die Lebenssituation von Teilen der befragten Migrantinnen durch Niedrigeinkommen und relative Altersarmut gekennzeichnet.⁶ Damit scheint das Armutsrisiko für alleinstehende Frauen unter der älteren Zuwanderergeneration exponentiell höher zu sein als für andere Migrantengruppen, was wiederum mit Befunden zu Armutsrisiken im Alter bei der deutschen Bevölkerung korrespondiert, denen zufolge die alleinstehenden Frauen ebenfalls diejenigen mit den niedrigsten Alterseinkommen sind (vgl. Lebenslagen in Deutschland 2001:29). Bei den befragten Migrantinnen kommt das Problem der ‚verschämten Altersarmut‘ verschärfend hinzu, weil nämlich potenziell Anspruchsberechtigte aus Scham, Unkenntnis oder Angst vor möglichen aufenthaltsrechtlichen Konsequenzen davor zurückscheuen, etwaige Ansprüche gegenüber dem Sozialamt geltend zu machen. Ein Teil dieser Befragten kann den Lebensunterhalt nur deswegen sichern, weil Mietkosten entfallen oder mit den Nachkommen gemeinsame ‚Wohn- und Wirtschaftsgemeinschaften‘ gebildet werden.

Die vorliegenden Befunde verweisen auf Unterschiede bei der materiellen Absicherung der alleinstehenden Migrantinnen im Alter infolge unterschiedlicher Versorgungsansprüche bei Geschiedenen, Ledigen und Verwitweten. Die Armutsrisiken im Alter sind für alleinstehende Migrantinnen dann besonders hoch, wenn Ehescheidungen ins Spiel kommen und das klassische Modell der männlichen Versorgerehe scheitert. Dieser Befund widerlegt Annahmen (vgl. Dietzel-Papakyriakou 1993:68), denen zufolge unter der Altenpopulation der Zugewanderten die verwitweten Migrantinnen diejenigen mit den geringsten ökonomischen Ressourcen seien. Im Vergleich zu den Witwen und Ledigen sind jedoch die Geschiedenen die ökonomischen Verliere-

⁶ Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung (vgl. Lebenslagen in Deutschland 2001: 208) konstatiert, dass Personen in ausländischen Haushalten beim verfügbaren Einkommen in wesentlich stärkerem Umfang als solche in deutschen Haushalten von relativer Einkommensarmut und Niedrigeinkommen betroffen sind. Der Anteil von deutschen Haushalten, der in den alten Bundesländern im Jahr 1998 unter die Armutsgrenze von 50% des durchschnittlichen Nettoäquivalenzeinkommens fiel, betrug 11%, derjenige an ausländischen Haushalten lag mit 26,4% fast doppelt so hoch (S. 208). Eine Strukturanalyse der Personen ab 65 Jahren unterhalb der 50%-Armutsgrenze ergab, dass es sich dabei zur Hälfte um Alleinstehende handelte, wobei die Frauen mit 63,8% einen größeren Anteil als die Männer mit 58,1% ausmachten (S. 29). Die im nationalen Aktionsplan für Deutschland zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung (Strategien zur Stärkung der sozialen Integration 2003) aufgeführten Tertiärindikatoren für Armutsrisiken verweisen darauf, dass der Anteil der Empfänger von Transferleistungen bei den weiblichen Migranten mit 9,2% von allen Bevölkerungsgruppen am höchsten ist und dabei den durchschnittlichen Anteil von 3,3% um das 2,8fache übersteigt.



rinnen unter den älteren Migrantinnen. Die auf Kosten der eigenen Altersabsicherung getätigten Investitionen in die Familie zahlen sich dann nicht mehr aus und Eigentumsverluste (gemeinsamer Immobilienbesitz im Herkunftsland) oder Schulden sind keine Seltenheit. Dies korrespondiert mit Befunden der Berliner Altersstudie über Einkommensungleichheit im Alter, denen zufolge die geschiedenen Frauen diejenigen mit den geringsten ökonomischen Ressourcen sind (vgl. Maas/Staudinger 1996:565).⁷ Trennung und Scheidung sind auch dem ersten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung zufolge wichtige Faktoren für die Entstehung von Niedrigeinkommen und materielle Einbußen (vgl. Lebenslagen in Deutschland 2001:112). Denn die geschiedenen Migrantinnen können im Gegensatz zu den Witwen bislang noch nicht oder nur in Ausnahmefällen auf abgeleitete Rentenansprüche zurückgreifen und haben zudem durch familienbedingte Ausfallzeiten und diskontinuierliche Erwerbsbiographien relativ geringe Rentenanwartschaften erworben und somit nur Anspruch auf relativ niedrige Durchschnittsrenten. Die ledigen Befragten wiederum haben fast alle auf Grund ihrer kontinuierlichen und langen Erwerbsdauer vergleichsweise höhere Rentenanwartschaften als die Geschiedenen angesammelt, weshalb ihre Versorgung im Alter eher gesichert scheint. Materiell relativ gut abgesichert ist vor allem die kleine Gruppe an verwitweten Migrantinnen mit doppelten Rentenbezügen aus eigenen und abgeleiteten Versorgungsansprüchen sowie diejenigen, deren Witwenrenten aus der Knappschaftsrentenversicherung gezahlt oder durch Hinterbliebenenansprüche aus Betriebsrenten aufgestockt werden. Letzteres trifft vor allem auf solche Witwen zu, deren Ehemänner in der Groß- oder Montanindustrie beschäftigt waren. Die wirtschaftlich im Alter am besten gestellte Gruppe sind nicht jene an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen, sondern verwitwete Frauen mit Immobilienbesitz, die das traditionelle Familienmodell mit seinen umfassenden Loyalitäts- und Solidaritätspotenzialen nutzen konnten.

Wohneigentum

Die zur Verfügung stehenden Haushaltseinkommen spiegeln die materielle Situation nur unzureichend wider, wie die oben erwähnten Optionen zur finanziellen Kompensation durch Alimentierung oder Ausgabenentlastung zeigen. Insbesondere Wohneigentum hilft hohe Mietbelastungen im Alter zu vermeiden, so dass selbst bei relativ niedrigen Einkommen oder Rentenbezügen größere finanzielle Spielräume bleiben als bei Mietverhältnissen. Insgesamt 16 Migrantinnen besitzen Wohneigentum in Deutschland, wobei es sich in der Mehrzahl um Ein- oder Zweifamilienhäuser, zu einem kleineren Teil um Eigentumswohnungen handelt. Fünf Migrantinnen, fast alle griechischer Herkunft, haben sich bereits auf eine Pendlerexistenz eingerichtet und verfügen während ihres Aufenthalts im Aufnahmeland über mietfreie Zimmer im (gemeinsamen) Wohneigentum der Kinder. Überraschend ist der mit 40 Befragten relativ hohe Anteil an Migrantinnen, der Wohneigentum im Herkunftsland besitzt.

⁷ In einer Untersuchung über deutsche Frauen gelangt Martiny (1993:176) zu einem ähnlichen Befund, indem sie konstatiert, dass die Ledigen und Witwen im Alter materiell erheblich sorgenfreier gestellt sind als die geschiedenen Frauen.



Den Auskünften der Befragten zufolge handelt es sich in 18 Fällen um Eigentumswohnungen und in 22 Fällen um Hausbesitz. Dabei zeigen sich nationalitätenspezifische Abweichungen: Rund zwei Drittel der Türkinnen, die Hälfte der Griechinnen und fast die Hälfte der Italienerinnen, aber nur ein Fünftel der Frauen aus Ex-Jugoslawien und lediglich eine Vietnamesin besitzen Immobilien in ihrem Herkunftsland. Die krasse Diskrepanz in den Vermögensverhältnissen, bedingt durch die Unterschiede im Familienstand, zeigen sich sehr deutlich anhand des Wohneigentums. Drei von vier Immobilienbesitzerinnen sind Witwen, nur ein Viertel sind Geschiedene. Von den ledigen Migrantinnen konnte keine Wohneigentum erwerben. Durch Scheidung verloren drei Migrantinnen ihre Ansprüche auf das gemeinsame Wohneigentum im Herkunftsland.

In Bezug auf die Wohnausstattung, Wohnqualität und Haus-/Wohnungsgröße sowie im Hinblick auf Verfügbarkeit und Eigennutzungsmöglichkeit sind Vergleiche nur bedingt möglich. Zum Teil belegen die Schilderungen, dass es sich bei einem Teil der Eigentumswohnungen um sehr einfach ausgestattete kleine Ein-/Zweizimmerwohnungen handelt, die den lokalen Standards in dörflich-ländlichen Regionen entsprechen und weder über elektrischen Strom noch Wasseranschluss verfügen. Oft handelt es sich um Wohneigentum, das die Frauen, insbesondere Türkinnen und Italienerinnen, als Erbe oder Mitgift erhalten haben. Andere wiederum haben seit ihrer Ankunft in Deutschland ihre Ersparnisse darauf verwandt, Wohnhäuser im Herkunftsland zu errichten in der Erwartung, sich nach der endgültigen Rückkehr dort niederlassen zu können, weshalb die Wohnausstattung eher an mitteleuropäische Standards angepasst worden ist. Für einen kleinen Teil der Befragten war der Eigentumserwerb von vornherein primär eher mit dem Ziel verknüpft, während der Urlaube im Herkunftsland ein eigenes Feriendomizil für die Familie zur Verfügung zu haben. Mehrere Frauen haben ihr Wohneigentum im Herkunftsland zwischenzeitlich verkauft oder ihre Besitzansprüche infolge einer Scheidung verloren. Durch den Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien wurde das Wohneigentum mehrerer Frauen zerstört oder ging infolge der ethnischen Vertreibungen verloren.

3.1.2 Zufriedenheit mit der finanziellen Situation

Die objektive sozio-ökonomische Lage der alleinstehenden älteren Migrantinnen wurde anhand von Selbstauskünften bereits in Kap. 3.1 ausführlicher dargestellt. Die ökonomischen Ressourcen definieren zwar die Grenzen und Möglichkeiten individueller Handlungsspielräume, sie besagen an sich jedoch noch nichts über die materielle Zufriedenheit. Um über das nackte Datengerüst hinaus einen lebensweltlichen Eindruck von den Handlungsmöglichkeiten und Opportunitäten im Kontext der ökonomischen Bedingungen zu erhalten, werden im Folgenden die Einkommenssituation und die subjektive Zufriedenheit in Beziehung zueinander gesetzt.

Die Befunde von Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:80) verweisen darauf, dass sich das geringe Einkommensniveau der älteren Zuwanderergeneration in einer rela- →

tiven Unzufriedenheit mit der Einkommenssituation niederschlägt: Rund die Hälfte der Befragten war mit ihrer finanziellen Situation nicht zufrieden und gab an, entsprechend schlecht mit dem zur Verfügung stehenden Einkommen zurechtzukommen. Auch in der vorliegenden Erhebung war der Anteil der mit der individuellen Einkommenssituation zufriedenen Befragten (31%) deutlich geringer als der Anteil derjenigen, die angaben, nur einigermaßen (47%) oder kaum (22%) mit dem verfügbaren Einkommen zurechtzukommen. Im Hinblick auf die Nationalität zeigt sich, dass rund die Hälfte aller Türkinnen und Ex-Jugoslawinnen, aber jeweils nur ein Drittel der Italienerinnen und Griechinnen sowie ein Viertel der Vietnamesinnen angibt, zufrieden mit der finanziellen Situation zu sein. Nur schlecht zurecht mit dem verfügbaren Einkommen kommen nach eigenen Angaben fast die Hälfte der Türkinnen und Vietnamesinnen, ein Drittel der Italienerinnen und Griechinnen und ein Viertel der Ex-Jugoslawinnen. Bemerkenswerterweise zeigen sich beim Vergleich von Familienstand und Einkommenszufriedenheit keine größeren Abweichungen zwischen Geschiedenen, Ledigen und Verwitweten – trotz der objektiven Unterschiede in den Versorgungsansprüchen und Vermögensverhältnissen (bezüglich des Wohneigentums). Im Folgenden werden die subjektiven Bewertungen zur materiellen Lage genauer charakterisiert.

Muster I: Finanzielle Zufriedenheit: „Ich habe für mich vorgesorgt“

Die Befragten dieses Musters sind mit ihrer materiellen Situation ausgesprochen zufrieden. Sie halten ihre finanziellen Spielräume für ausreichend, um ihre bescheidenen Wünsche nach Wohlstand und einem angemessenen Lebensstandard erfüllen zu können. Dabei handelt es sich häufiger um Ledige und Geschiedene mit kontinuierlicher Erwerbsbiographie, um Witwen, die im Alter mietfrei im Wohneigentum leben und/oder Anspruch auf relativ hohe Witwenrenten haben, weil ihre Ehemänner als Erwerbstätige in der Schwerindustrie oder in Großbetrieben relativ hohe Rentenanwartschaften erworben hatten, sowie um Witwen mit doppelten Rentenansprüchen.

■ *„Mein Mann hat mich wirklich gut versorgt und ich bin stolz, weil ich habe wirklich einen guten Mann gehabt. Er hat seine Pflichten erfüllt, mein Mann. Vier Kinder großziehen, dann ein Haus da und ein Haus da. Er hat viel geschafft ... Ich habe keine Schulden, mein Haus ist schon lange bezahlt. Ich kriege jetzt 60 % von meinem Mann und ich kriege für die vier Kinder, das sind 245 Mark, fertig. Weil ich habe wenig geschafft, gearbeitet.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)*

■ *„Mein Mann hat mich verwöhnt. Ich habe mein Haus hier. (I: Wie ist denn Ihre finanzielle Situation?) Gut. Das sieht gut aus.“ (Griechin, 60 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich habe hier eine Eigentumswohnung. (I: Kommen Sie finanziell zurecht?) Ja, gut. Ich bin sehr zufrieden. Ich habe auch sehr gut verdient und die Rente ist ausreichend.“ (Griechin, 63 Jahre, getrennt)*

■ *„Ich habe immer gehabt, was ich wollte. Ich habe ein Auto angeschafft. Ich habe alles, was ich brauche. Ich habe einen Trockner, Waschmaschine, Mikrowelle ... Wenn mir etwas gefällt, kaufe ich es. Auch wenn es sich um Essen handelt, ich achte nicht auf den Preis. Was ich möchte, das hole ich mir. Ich bin sehr zufrieden ... Ich habe Lebensversicherungen abgeschlossen. Ich hatte zwei Versicherungen. Ich werde jetzt das Geld anlegen.“ (Italienerin, 60 Jahre, ledig)*



- *„Ich habe die Wohnung (d. i. in Ex-Jugoslawien) renoviert komplett und jetzt will ich sie ein bisschen vermieten. Ich habe viel Geld hierfür, an die 40.000 Mark ausgegeben ... Jetzt habe ich die Rente von meinem Mann und arbeite hier nur so viel, dass – ungefähr habe ich mir ausgerechnet, was ich brauche, um gut auszukommen. Dass ich ein Auto habe, dass ich viel Zeit für mich habe ... Jetzt arbeite ich nur so viel und nur das, was mir wirklich Spaß macht, dass ich anständig leben kann, ohne nachzudenken. Ich habe die Rente von meinem Mann, 60 %, bekommen. Und er hat eine Zusatzrente gehabt, weil er im öffentlichen Dienst war. Und das reicht mit dem, was ich hier bekomme.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)*
- *„Ich habe für mich gesorgt. Ich habe sichere Stelle. Kann ich nicht die Kündigung bekommen. Ich habe diese Wohnung. Ich werde gute Rente haben.“ (Jugoslawin, 58 Jahre, geschieden)*

Vornehmlich Geschiedene, die bereits lange alleinlebend sind, und Ledige haben bereits in jüngeren Jahren angefangen, finanzielle Vorsorge zu treffen, und Lebensversicherungen oder Bausparverträge abgeschlossen, um sich im Alter stärker abzusichern. Die ‚gutsituierten‘ Witwen wiederum sind Profiteurinnen ihres Ehelebens, die im Alter dank des gemeinsam geschaffenen Vermögens und der abgeleiteten Versorgungsansprüche ein relativ sorgenfreies Leben haben. Insgesamt handelt es sich bei den ökonomisch tatsächlich relativ erfolgreichen Frauen deutlich häufiger um traditionelle Familienfrauen und sozial integrierte Migrantinnen. Bei dieser Gruppe von Alleinstehenden ist davon auszugehen, dass sie auch zukünftig über ausreichende finanzielle Ressourcen verfügen werden, um ihre Lebensqualität und ihren Lebensstandard im Alter weitgehend erhalten zu können.

Muster II: Das Einrichten im Mangel: „Ich komme damit zurecht“

In diesem Muster ist das Spektrum an finanziellen Ressourcen und der Zufriedenheit mit der Einkommenslage breiter gestreut. Es gibt Migrantinnen, die ihre Wünsche in bescheidenem Umfang realisieren können. Und es gibt zahlreiche Migrantinnen, die selbstgenügsam sind und versuchen, selbst unter prekären finanziellen Bedingungen, das Beste aus ihrer Lebenssituation zu machen. Vielfach findet man eine extreme Sparsamkeit, bei der die Ausgaben auf das absolut Lebensnotwendige reduziert werden. Mögliche Wünsche werden dem Notwendigen geopfert. Es ist eine Strategie der Befragten, ihre „Wünsche und Erwartungen den jeweils objektiven Chancen anzugleichen und sich in ihre Lage zu fügen: zu werden, was sie sind, sich mit dem zu bescheiden, was sie haben“ (Bourdieu 1984:189). Die Migrantinnen machen aus ihrer Not eine Tugend. Es erfolgt eine Art Anpassung an den Mangel. In ‚demonstrativen, expressiven‘ Konsum, in Freizeit, in Kleidung, in Ernährung wird möglichst wenig investiert. Bei der Artikulierung der Bedürfnisse erfolgt eine realistische Anpassung an die objektiven materiellen Gegebenheiten.

- *„Meine Rente ist ziemlich klein, ganz klein. Aber ich bin von niemand abhängig, nicht von Mann. Und ist egal, ich habe Brot, vielleicht Butter dazu. Wenn nicht, ist auch gut. Ich lebe. Ich bin sehr zufrieden. Sozialamt bezahlt die Wohnung. Und ich habe Frankfurter Pass, bekomme den billigsten Fahrschein. Dann nutze ich das aus.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)*



- *„Ich habe eine Witwenrente und putze noch ein Büro abends. Ich kaufe mir nur das Notwendigste, was ich zum Leben brauche. Manchmal auch Fleisch und so. Jedenfalls bin ich gesund.“ (Jugoslawin, 59 Jahre, verwitwet)*
- *„Ich bekomme vom Arbeitsamt und Wohngeld. Das ist nicht so viel. Aber es geht, weil wir leben etwas anders. Nicht immer einkaufen, Mode auch nicht und Essen auch ganz einfach.“ (Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)*
- *„Es ist sehr knapp, ich habe jetzt 1.400 Mark auf der Hand. Die Miete kostet schon über 800 Mark – kalt. Das Leben ist hart hier. Aber wir leben bescheiden. Wissen Sie, wir haben nicht so hohe Ansprüche.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*
- *„Es geht finanziell. Ich kaufe mir nichts mehr zum Anziehen. Ich lebe mit dem, was ich habe. Ich bin glücklich, dass ich niemandem was schulde. Ich bin zufrieden.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)*
- *„Ich erhalte 664 Mark. Wenn ich ganz alleine wäre, würden sie nicht ausreichen. Dadurch, dass ich bei den Kindern lebe, reicht die Rente.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*

Die Migrantinnen dieses Musters kommen mit ihren finanziellen Ressourcen über die Runden, weil sie ihre Ansprüche im Alter teilweise deutlich zurückschrauben und den verfügbaren Mitteln anpassen. In vielen Fällen ist eine Existenzsicherung nur mit Hilfe der intergenerativen Solidarität oder durch die Inanspruchnahme von staatlicher Unterstützung möglich. In diesem Muster sind sowohl Witwen als auch Geschiedene sowie die Mehrzahl der Ledigen vertreten, wobei die Geschiedenen häufig erhebliche Vermögensabstriche durch die Scheidung in Kauf nehmen mussten.

Muster III: Leben in Prekariarität: „Es reicht nicht zum Leben und nicht zum Sterben“

Die objektive materielle Situation unterscheidet sich bei vielen Befragten kaum von jenen in Muster II, lediglich der Umgang und die Zufriedenheit mit der Einkommenssituation variiert. Für diese Migrantinnen ist die schwierige finanzielle Lage extrem belastend. Ihnen gelingt es weniger gut als den Befragten in Muster II, sich mit dem Mangel abzufinden und in ihm einzurichten.

- *„Meine Rente von meinem Mann – 890 Mark. Ich zahle die Miete von 660 Mark. Dazu kommen Strom und Wasserkosten. Ich gehe zum Rathaus, die schicken mich weg. Sie geben mir nicht mal Kohlegeld. Sie begründen das damit, dass ich eine Tochter bei mir habe, die arbeitet. Sie geht arbeiten, bringt ihren Lohn zu mir. Ich möchte was auf die Seite legen, kann ich nicht. Es reicht nicht aus. Manchmal muss ich mit 50 Mark die ganze Woche haushalten. So leben wir. Es ist sehr schwer: Kummer, Weinen, Perspektivlosigkeit.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*
- *„Jetzt ist das Leben viel schwieriger geworden. Ich habe keinen Mann. Alle Lasten sind auf mich geladen. Alles ist teurer geworden. Das Geld reicht mir nicht mehr aus. Diese Wohnung gehört mir ja, ich zahle keine Miete. Aber trotzdem reicht das Geld nicht aus. Denn meine Rente geht direkt für die Rate von der Wohnung ab. Und sein Einkommen (d. i. Sohn) reicht nicht, die Raten zu zahlen. Wovon leben wir denn überhaupt? (I: Wie viel Rente bekommen Sie denn?) Meine Rente ist 800 Mark.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*



■ „Eine kleine Rente, die war aber nicht viel, aber dann gibt das Sozialamt, und man konnte schon über die Runden kommen. (I: Kommen Sie finanziell über die Runden?) Nun es ist nicht rosig, weil es ja einen 18-jährigen Sohn gibt. Er ist jetzt ohne Job und wir haben ein bisschen Probleme. Ich kann natürlich nicht mit so wenig Geld leben. Es wäre besser, wenn ich mehr haben würde.“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)

Infolge von Überschuldung gestaltet sich für verschiedene Befragte die finanzielle Situation als außerordentlich schwierig. Sie haben noch Bankkredite in zum Teil beträchtlicher Höhe abzutragen, u. a. als Folge gescheiterter Existenzgründungen, Fehlspekulationen, eines Eigentumserwerbs oder auf Grund einer unbedarften oder in ihren rechtlichen Konsequenzen nicht absehbaren Bürgschaftserklärung für Dritte. Verwandte, Ex-Ehemänner oder Bekannte haben kritischer Selbsteinschätzung der Befragten zufolge häufiger die damalige eigene Unwissenheit oder Naivität im Hinblick auf Finanzgeschäfte ausgenutzt, um eine Unterschrift für eine Bankbürgschaft zu erhalten. Einige dieser Frauen sind derzeit immer noch dabei, Schulden, die ihnen ihre Ehemänner nach Scheidung oder Verwitwung hinterlassen haben, abzutragen.

■ „Ich habe nur gearbeitet, ich habe mir so viel Geld, so viel wie das möglich war, erspart, nur für Alter für Vorsorge. Und dann habe ich Geld angelegt und habe alles verloren. Ich habe 200.000 Mark verloren. Das war ein schwerer Schlag, ich hatte geplant, Eigentumswohnung zu kaufen, dass ich für Alter vorsorgen kann ... Und mit dem bisschen Geld, was mir jetzt zur Verfügung steht, reicht mir nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Dann muss ich immer irgendwo Abstriche machen und das tut mir weh.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)

■ „Jetzt bekomme ich 500 Euro Witwenrente und 440 vom Arbeitsamt. Ich habe mich beschwert, weil ich finde, das ist zu wenig. Im Moment habe ich die Schwierigkeit, von der Abfindung, was habe ich bekommen, ich habe 35.000 Mark an die Bank zurückbezahlt. Das sind Schulden, was hab ich von meinem Mann gehabt. Natürlich diese 80.000 Mark damals konnte ich nicht von heute auf morgen bezahlen. Ich habe nur 10.000 Euro. Das ist mein ganzes Geld nach so langen Jahren in Deutschland.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)

■ „Ich bin Sozialhilfeempfängerin geworden – innerhalb einer Woche. Irgendwann bin ich zusammengebrochen. Ich konnte es nicht ertragen. Es kam mir wie Betteln vor. Es war schlimm für mich.“ (Türkin, 50 Jahre, geschieden)

■ „Rente von meinem Mann 60%. Bis heute viel Probleme. Konto ist Minus. (I: Waren Sie schon mal beim Sozialamt?) Ich will zuerst sehen, wie alles wird. Ich bin stolz und möchte ungern mit dem Sozialamt zu tun haben.“ (Griechin, 73 Jahre, verwitwet)

Unkenntnis, Schwellenängste, ausgeprägte Schamgefühle oder falsch verstandener Stolz verhindern oftmals, Sozialhilfeansprüche geltend zu machen. Die Migrantinnen möchten nicht als Bittstellerinnen auftreten und verzichten deshalb eher auf Leistungen, auf die sie nach eingehender Prüfung möglicherweise Anspruch hätten. Zum Teil hegen die Migrantinnen auch Befürchtungen, dass eine Inanspruchnahme von Sozialhilfeleistungen aufenthaltsrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen könnte. Bei den Migrantinnen dieses Musters handelt es sich eher um segregiert und isoliert lebende Frauen.



Die Interviewpassagen dokumentieren, dass die subjektive Unzufriedenheit eines Großteils der befragten Migrantinnen weitgehend mit einer relativ ungünstigen Einkommenssituation korrespondiert, jedoch keineswegs Ausdruck eines ‚überzogenen‘ Anspruchsdenkens hinsichtlich der Teilhabe an der Wohlstands- und Konsumgesellschaft ist. Der lebensweltliche Einblick in die materielle Lage verdeutlicht nachdrücklich die teils schlechte bis prekäre Einkommenssituation vieler älterer Migrantinnen.⁸ Das Risiko eines Abgleitens in die Altersarmut ist kein potenziell drohendes Zukunftschicksal mehr, sondern für einen Teil der alleinstehenden Migrantinnen bereits jetzt Alltagsrealität. Die Interviews verdeutlichen, dass zumindest bei Teilen der alleinstehenden Migrantinnen ein erheblicher Informations-, Hilfe- und Unterstützungsbedarf beim Zugang zum sozialen Netz und bei der Artikulierung und Durchsetzung von Leistungsansprüchen besteht.

⁸ Der durchschnittliche Bedarf im Rahmen der Hilfe zum Lebensunterhalt betrug im Jahr 2000 für einen Alleinlebenden in den alten Ländern einschließlich Kaltmiete, Heizkosten und einmaliger Leistungen 1.202 DM (vgl. Lebenslagen in Deutschland 2001:75).



3.2 Ein partnerloses Leben im Alter – Schicksal, Bürde oder Entlastung?

Die Altersforschung verweist darauf, dass bei älteren Alleinstehenden im Vergleich zu Verheirateten nicht zwangsläufig mit einem ungünstigeren Altersprozess zu rechnen sei, da ihre Situation neben belastenden Momenten wie dem Fehlen eines Partners als Lebensstütze auch durch entlastende Momente wie die Befreiung von Verpflichtungserwartungen gekennzeichnet sei. Das wirft die Frage auf, wie die älteren Migrantinnen als alleinstehende Frauen ihr partnerloses Dasein erfahren und bewältigen? Insgesamt belegt die Untersuchung ein breites Spektrum an Interpretations- und Bewältigungsstrategien im Umgang mit dem Alleinleben im Alter – und zwar je nach Dauer und Gründen des Alleinlebens sowie der Art und Weise der erfahrenen Trennung bzw. des Verlusts. Nur sehr wenige Migrantinnen sind nach Scheidung oder Verwitwung eine neuerliche Ehe eingegangen, weil sie sich entweder aus Versorgungsgründen dazu gezwungen sahen oder einen neuen Partner kennen und lieben lernten. Die große Mehrzahl der Witwen lehnt indes den Gedanken an eine neuerliche Ehe entschieden ab, sei es aus religiösen Motiven, sei es aus Altersgründen oder auf Grund von kulturellen Traditionen. Die Geschiedenen sind diesbezüglich weniger rigide. Es gibt durchaus Frauen, die sich im fortgeschrittenen Lebensalter noch eine befriedigende Beziehung zu einem Mann wünschen, wenngleich sie der Gedanke an eine neuerliche Eheschließung eher abschreckt. Auch die wenigen ledigen Migrantinnen, insbesondere die vom Lebensalter her noch relativ jungen Vietnamesinnen, haben sich noch nicht ganz von der Hoffnung nach einer erfüllten Paarbeziehung verabschiedet, wenngleich sie eher skeptisch sind, ob sich ihre geheimen Sehnsüchte mit zunehmendem Alter noch erfüllen lassen.

Migrantinnen mit einer langen Erfahrung als Alleinstehende gehen anders – souveräner und abgeklärter – mit dem Alleinleben in der Fremde um als Frauen, die den Bruch in ihrer bisherigen Lebensweise infolge von Scheidung oder Verwitwung erst in jüngerer Zeit und in einem höheren Lebensalter erfahren haben. Die Interpretation der Umstände der Trennung – gewollte Scheidung, Tod des Ehemanns – als bewusste Lebensentscheidung oder Schicksalsschlag haben ebenso wie die Dauer des Alleinlebens Einfluss auf die Art der Bewältigung des Statuswechsels. Insgesamt zeigt sich, dass die geschiedenen Befragten im Vergleich zu den Witwen in der Regel bereits erheblich länger ohne Partner leben, da der Zeitpunkt der Trennung meist in jüngeren oder mittleren Lebensphasen erfolgt ist. Dadurch wird das Alleinleben mittlerweile auch eher als Normalität und nicht als Ausnahmezustand interpretiert. Mit dem Verlust des Ehepartners war die Mehrzahl der Witwen hingegen erst in jüngerer Zeit und in einem späteren Lebensalter – häufiger ab dem fünften Jahrzehnt – konfrontiert. Einige der Witwen befanden sich zum Befragungszeitpunkt noch in einer relativ akuten Trauer- und Verlustphase.



Für die Mehrzahl der Geschiedenen war die rechtsgültige Trennung vom Ehemann aus retrospektiver Sicht eine Erleichterung, wenn nicht gar ein Akt der Befreiung, weil dadurch die Flucht aus einer unglücklichen, zerrütteten oder teils sogar gewalttätigen Beziehung möglich wurde.

■ *„Ich sage immer, 18 Jahre Gefängnis. Es war wie im Gefängnis. Nur im Gefängnis braucht man wenigstens nicht zu arbeiten. Ich habe hier wie ein Esel gearbeitet. Ich war das Dienstmädchen für alle. Aber das war nicht das Problem. Dieser seelische Psychoterror ... Ich habe zehn Jahre lang Schlaftabletten genommen – jeden Abend, von Montag bis Freitag, weil wir uns gestritten haben.“ (Italienerin, 58 Jahre, geschieden)*

■ *„Meine Ehe war nicht gut. Und ich hatte schwere Jahre mit meinem Mann. Später irgendwann habe ich ihn auch verlassen, weil er hat mir die Hölle bereitet. Ich bin jetzt 21 Jahre geschieden. Er hat mich ziemlich gedemütigt, er hat auch andere Frauen mit nach Hause gebracht. Also neun Jahre waren wir verheiratet, dann habe ich gesehen, ach Gott, ich geh kaputt neben ihm. Dann habe ich Mut gefasst und mich getrennt. Damals habe ich gesagt, nie wieder werde ich heiraten. Wieder ein neuer Macho? Nein. Freund schon, aber heiraten war für mich nicht mehr im Vordergrund. Ich musste arbeiten, ich musste mein Kind großziehen. Also ich habe mich dann auf die Erziehung fixiert und dass es uns beiden gut geht, dass wir ein ruhiges Leben haben.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich war ca. 20 Jahre verheiratet, danach trennten wir uns. Es ist besser so. Er mochte das Arbeiten nicht. Ich habe immer gearbeitet. Er hat sich vergnügt. Er hat mir immer Geld abgenommen, um es draußen mit anderen auszugeben. Er hat mich geschlagen. Er hatte keine Verantwortung übernommen. Mein Mann war für mich keine Hilfe. Alleinleben ist gut, denke ich.“ (Türkin, 50 Jahre, geschieden)*

Aktive Betreiber der Scheidung waren in der Mehrzahl der Fälle die Frauen selbst, die öfters auch gegen den ausdrücklichen Willen von Angehörigen diesen Schritt in ein selbstbestimmteres, aber auch risikoreiches Leben gewagt und sich über die konventionellen Zwänge bzw. die Sorge um den Verlust der ‚Familienehre‘ hinweggesetzt haben, um den individuellen Leidensprozess zu beenden. Für viele war diese Befreiung aus der Ehe einer der mutigsten Schritte, den sie je getan und den sie nie bereut haben, zumal wenn sie dabei nicht auf familiäre Unterstützung zurückgreifen konnten oder minderjährige Kinder zu versorgen hatten, aber bis zur Scheidung weder erwerbstätig waren noch über eine eigenständige gesicherte Aufenthaltsgenehmigung verfügten.

■ *„Mein moralischer Stolz, der ist nicht verloren. Gott sei Dank habe ich Kraft, weil ich war wie jede Frau, die von ihrem Mann verlassen wird, ein bisschen aggressiv. Und wo ich meinen Mann verloren habe, natürlich bin ich da stärker geworden. Habe gesagt, jetzt eben muss ich zeigen, was ich kann.“ (Griechin, 71 Jahre, geschieden)*

■ *„Mein Mann war so ein Pascha. Er hatte das ganze Geld, weil bei uns Mann ist Chef. Er hatte immer BMW und viel Geld. Und für ihn war wichtig, dass er zeigt, wie reich er ist. Hatte noch Frauen dort. Deswegen sind wir geschieden. Ich war 27 Jahre in der Ehe. Ich habe alles versucht, aber das war falsch. Die Scheidung war viel besser für die Kinder und für mich. Das ist für mich alles leichter jetzt.“ (Jugoslawin, 58 Jahre, geschieden)*



„Dann fing das an mit dem Alkohol bei ihm, dann wurden die Frauengeschichten immer mehr. Ich hatte keine Ruhe mehr. Als ich wirklich alleine gelebt habe, habe ich gesagt: Ich bin allein, aber ich bin nicht mehr einsam. Ich war sehr glücklich. Ich habe mir auch bewiesen, dass ich mich alleine ernähren kann. Finanziell vor allem. Dass ich mich wunderbar über Wasser halten kann, dass mir nichts passieren kann, dass ich mit allem Drum und Dran gut allein zurechtkomme.“ (Türkin, 54 Jahre, geschieden)

Der Stolz, sämtliche damit verbundene Herausforderungen als Alleinstehende bewältigt und zugleich gestärkt aus der ganzen Situation hervorgegangen zu sein, hat diesen Frauen ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein vermittelt und ihre Handlungsautonomie entsprechend gefördert. Die Ehen scheiterten den Befragten zufolge meist, weil die Ehemänner außereheliche Beziehungen unterhielten, sich nicht oder nur unzureichend um die Versorgung der Familie kümmerten, spiel- oder alkoholsüchtig waren oder sich zu Formen häuslicher Gewalt und Misshandlung hinreißen ließen. Sie scheiterten manchmal aber auch, weil sie auf Versprechungen gründeten, die nicht eingehalten werden konnten. Verschiedene Migrantinnen hatten sich auf arrangierte Ehen mit Landsleuten oder Inländern in Deutschland eingelassen, um rascher eine Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten und anschließend sehr schnell gemerkt, dass für eine Ehe keine gemeinsame Basis vorhanden war. Manche Ehen scheiterten auch deswegen, weil die Ehemänner sich nicht auf ein neues – modernes – Geschlechterarrangement einlassen wollten oder konnten und die Frauen nicht mehr länger bereit waren, sich patriarchalisch-autoritären Verhaltensmustern zu unterwerfen. Nahezu jede vierte Geschiedene berichtet über körperliche oder seelische Grausamkeit, die sie während ihrer Ehe erdulden musste.

„Ich konnte nicht wissen, er würde mich schlagen. Mein Bruder sagte, weil du spät geheiratet hast, will ich mich nicht einmischen. Ich habe gesagt, ich werde geduldig sein. Es gibt andere Frauen, die auch misshandelt werden. Ich suchte moralische Unterstützung von einem Arzt. Ich wollte, dass er Angst bekommt ... Es gibt ein Sprichwort: Steck ein und sprich nicht! Es war ganz verkehrt, das Schlimmste, was es geben kann.“ (Griechin, 64 Jahre, geschieden)

„Er trank, er schlug mich, war eifersüchtig. Einmal hat er sogar versucht, mich im Schlaf zu würgen. Das war genug. Ich wollte die Trennung.“ (Griechin, 56 Jahre, geschieden)

„Dass mein Mann so reagiert und so eifersüchtig und alles vereinnahmt und mich als Sklavin sieht, das habe ich mir nicht träumen lassen. Ich habe gesagt: Mit mir nicht! Sogar gebrochenen Kiefer hab ich gehabt von meinem Mann. Ich war dann im Frauenhaus. Das wusste ich von meiner Nachbarin. Aber ich habe nie gedacht, dass es so weit kommt ... Die Trennung war Erleichterung. Das war Trennung und wieder nicht Trennung. Er hat mich ja noch fünf Jahre hinterher bedroht und angerufen und kommandiert und hat alles mitgenommen. Ich habe auf alles verzichtet, dass ich Ruhe habe.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

Für mehrere Migrantinnen war die Flucht ins Frauenhaus der letzte Ausweg vor der Scheidung, um sich und die Kinder vor körperlicher Misshandlung in Sicherheit zu bringen. Bei einem kleineren Teil der Geschiedenen ist das Scheitern der Ehe allerdings maßgeblich auf migrationsbedingte Ursachen zurückzuführen. Insbesondere



bei den Vietnamesinnen sind die Ehen auf Grund der langjährigen Trennungsphasen sowie der Ungewissheit über die weitere Dauer des Getrenntlebens zerbrochen. Auf Grund der ausgesprochen negativen Eheerfahrungen eines großen Teils der Geschiedenen überrascht es kaum, dass sie das Alleinleben eher als Vorzug denn als Belastung erleben.

■ „*Ich lebe mein Leben jetzt so, wie ich es gerne wollte.*“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)

■ „*Meine Scheidung war eine, die stattfinden musste, weil ich sehr selbstständig geworden bin. Ich denke, dass diese anderen Frauen einfach ihr Leben anhalten: Sie sind geschieden und das war's.*“ (Italienerin, 53 Jahre, geschieden)

Als Alleinstehende sehen sie vor allem die Möglichkeiten und Chancen, ein selbstbestimmteres Leben als Frau führen zu können. Eine neuerliche Ehe im fortgeschrittenen Alter können sich nur wenige der Geschiedenen vorstellen, wenngleich einige der ‚jungen Alten‘ durchaus noch den Wunsch nach einer neuerlichen, jedoch partnerschaftlichen und respektvollen Beziehung hegen. Die lange Dauer des Alleinlebens hat den meisten Geschiedenen auch die notwendige Sicherheit, die Handlungserfahrung und das Selbstbewusstsein vermittelt, sich in einem fremden Land als alleinstehende Frau jederzeit selbst versorgen und eine eigenständige Lebensführung sicherstellen zu können.

■ „*Ich bin gewöhnt, alles alleine zu erledigen. Ich schaffe alles selber. Eine arbeitende Frau ist auch in der Lage, alles selbst in die Hand zu nehmen.*“ (Türkin, 62 Jahre, geschieden)

Diese Frauen haben es nicht nur geschafft, sich aus teils extrem belastenden Lebensumständen – oftmals ohne Unterstützung aus dem sozialen Umfeld – zu befreien, sondern haben zudem die nach der Scheidung anstehende Aufgabe gemeistert, als allein-erziehende Mutter und Haushaltsvorstand die gemeinsamen Kinder zu versorgen. In verschiedenen Fällen haben die Migrantinnen durch die Scheidung jedoch den Kontakt zu ihren Kindern verloren, sei es, weil diese der Mutter die Schuld am Zerfall der Familie gegeben haben, sei es, weil sie die Erziehungsberechtigung verloren haben oder die Kinder auf Grund der zerrütteten Familienverhältnisse wieder remigriert sind. Nicht die Trennung vom Partner, sondern die intergenerativen Spannungen infolge der Scheidung sind die primär belastenden Momente, mit denen diese Frauen nach wie vor zu kämpfen haben.

Für die Mehrzahl der Witwen ist der Zustand des Alleinlebens im Alter weder ein Vorteil noch eine Erleichterung, sondern eine ganz erhebliche psychische Belastung. Der Tod des Partners wird als ein herber Schicksalsschlag erlebt, der selbst durch das intergenerative Zusammenleben nicht oder nur unzureichend aufgefangen werden kann.

■ „*Als mein Partner gestorben ist, war ich am Ende. Damals ist das Leben zu Ende für mich gegangen. Alles war eine Umstellung. Aber wirklich alles! Man fühlt sich irgendwie wie ein Waisenkind.*“ (Türkin, 54 Jahre, verwitwet)

■ „*Der größte Unterschied nach seinem Tod war das Alleinsein. Schmerzen. Es war alles kaputt. Ich bin im Innern voll mit Nässe, Kummer. Ich weine. Ich bin traurig.*“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)



Den Migrantinnen fehlt der Ehemann als emotionale Stütze und Ansprechpartner ebenso wie als Haushaltsvorstand und als Familienoberhaupt, der die Familie auch gegen wachsende Individualisierungs- und Autonomieansprüche der jüngeren Generation noch zusammenhalten konnte. Nicht wenige der traditionell orientierten älteren Migrantinnen treibt die Sorge um, dass sich nach dem Tod des Ehemanns die Familienbande lockern oder gar auflösen könnten, weil sie ihre Autorität als Mutter untergraben sehen und deshalb befürchten, Traditionsbrüche kaum mehr verhindern zu können. Nicht nur der physische Verlust und die damit verbundene Trauerarbeit sind belastende Elemente, sondern auch die mit dem Witwendasein einhergehenden Konformitäts- und Rollenzwänge. Nicht wenige Migrantinnen, insbesondere auch Frauen, die in der ethnischen Gemeinschaft leben und sich das Solidaritätspotenzial ihrer Landsleute durch Rollenkonformität sichern, leiden unter den rigiden sozialen Verhaltensvorschriften, die traditionell mit dem Witwenstand verbunden sind und deren Einhaltung durch intensive soziale Kontrolle sichergestellt wird.

I „Nachdem mein Mann starb, war es für mich, wenn man vor sich keinen Mann hat, hat man überall keinen Platz. Wo ich auch hingehe, muss ich einen Schritt weniger tun. Denn ich denke, ich habe keinen Mann, man wird vielleicht über mich reden. Daher mache ich einen Schritt weniger. Seitdem konnte ich nicht lachen. Ich lache nicht, damit die Leute nicht über mich reden.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

Diese Frauen fühlen sich als Alleinstehende heute weniger frei und unabhängig als während des Ehelebens, in dem der Ehepartner als männlicher Beschützer und Bewahrer der Familienehre den sozialen Respekt des Außenfeldes und ihren sozialen Status als Ehefrau sicherzustellen vermochte. Verschiedene Witwen indes, die in unglücklichen oder zerrütteten Ehen ausgeharrt hatten, fühlen sich eher erleichtert, im Alter allein leben und sich ihr Leben nach ihren individuellen Wünschen einrichten zu können.

I „Ich habe mich nach dem Tod meines Mannes sehr frei gefühlt. Endlich alles selber bestimmen zu können. Ohne meinen Mann bin ich viel ruhiger und freier. Meine Ehe war keine gute Ehe, daher waren meine Erwartungen nicht erfüllt worden.“ (Türkin, 54 Jahre, verwitwet)

Auch unter den langjährig Verwitweteten haben sich viele mittlerweile – ähnlich wie die Geschiedenen – mit dem Alleinleben arrangiert und ausreichende Handlungsautonomie für eine autonome Lebensführung in der Fremde ausgebildet.

I „Ich bin schon seit 19 Jahren verwitwet, habe bis jetzt nicht geheiratet. Brauche auch nicht mehr zu heiraten. Ich habe es gelernt, für mich zu sorgen, brauche keinen Mann.“ (Türkin, 58 Jahre, verwitwet)



Der Tod des Ehemanns wird vor allem dann als Entlastung oder Erlösung empfunden, wenn die Frauen lange Zeit intensive Pflege- und Betreuungsleistungen für den kranken Partner zu erbringen hatten. Auch in den Fällen, in denen die Befragten in unglücklichen oder zerrütteten Beziehungen ausharren mussten, weil Scheidung aus religiösen oder kulturellen Gründen unmöglich war, wird das Witwendasein eher als positive Lebensform gedeutet.

3.3 Soziale Einbindung in primäre und sekundäre Netzwerke

Migration ist ein voraussetzungsvolles und riskantes Vorhaben mit offenem Ausgang – nicht allein im Hinblick auf wirtschaftlichen Erfolg oder Misserfolg, sondern vor allem bezüglich der Verluste an alten sozialen Bindungen und der Fähigkeiten, neue soziale Bindungen einzugehen und Netzwerke im Aufnahmeland zu etablieren. Mit der Wanderung in eine moderne Gesellschaft, die durch fortschreitende Individualisierung, Pluralisierung, Säkularisierung und Enttraditionalisierung dem Einzelnen neue Möglichkeitsräume, aber auch größere Eigenverantwortung mit höheren Risiken bei der individuellen Lebensgestaltung und dem Aufbau sozialer Beziehungen und Netzwerke jenseits familialer und verwandtschaftlicher Gemeinschaft bietet, sind die Migrierenden gezwungen, sich zu den Modernitätsofferten und -risiken zu verhalten. Beck (1986:206) beschreibt in Anlehnung an Tönnies und Max Weber drei zentrale Dimensionen der Individualisierung als Folge gesellschaftlicher Modernisierung: a) Herauslösung und Freisetzung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Versorgungszusammenhänge (großfamiliale und verwandtschaftliche Gemeinschaften); b) Verlust von traditionellen Sicherheiten und ‚Entzauberung‘ bzw. Stabilitätsverlust im Hinblick auf Glauben, handlungsleitende Normen und Werte; c) neue Arten der sozialen Einbindung in sekundäre Netzwerke, sprich ‚Wahlverwandtschaften‘ in Form von Freundschaften, Bekanntschaften und Interessengruppen.

Die befragten Migrantinnen entstammen traditionaleren Gesellschaften, in denen zum Zeitpunkt der Migration den Formen primärer Gemeinschaft i. S. großfamilialer Netzwerke eine hohe Bedeutung im Hinblick auf intergenerative wechselseitige Verpflichtungs- und Versorgungsstrukturen zukam. Im modernen Sozialstaat hingegen werden die elementaren Lebensrisiken durch die sozialen Sicherungssysteme aufgefangen, so dass die Familie als ökonomische und soziale Ressource an Bedeutung verliert und das Individuum aus den familialen Abhängigkeitsverhältnissen befreit wird, wodurch zugleich sog. ‚Wahlverwandtschaften‘ (sekundäre Netzwerke) größeren Stellenwert erhalten. Im Hinblick auf die soziale Entbettung aus großfamiliären Strukturen und die (Wieder-)Einbettung in neue soziale Netzwerke durch die Migration drängt sich die Frage auf, ob und inwieweit die Befragten als alleinstehende Frauen an tradierte Muster familialer Gemeinschaft anknüpfen können und wollen oder ob sie durch Modernisierungs- und Individualisierungserfahrungen sowie bei Bruchigwerden oder Verlust des familialen und/oder verwandtschaftlichen Netzwerkes willens und in der Lage sind, neue und tragfähige soziale Beziehungen aufzubauen. Sind



sekundäre Netzwerke, sofern sie existieren, in der Lage, ein fehlendes oder brüchiges familiales Netzwerk zu kompensieren, so dass sie den alleinstehenden Migrantinnen gleichermaßen als instrumentelle Ressource und soziales Refugium mit Auffangqualität im Alter dienen können?

Wie die Befragten tatsächlich auf die Offerten oder ‚Zumutungen‘ der Moderne reagiert und welche sozialen Integrationsstrategien sie im Lebensverlauf entwickelt haben, soll im Folgenden genauer analysiert werden. Dabei richtet sich das Augenmerk zunächst auf vorhandene familiale und verwandtschaftliche Netzwerke im Aufnahme- und Herkunftsland, auf perzipierte oder antizipierte Vorstellungen über den Stellenwert von Familie im intergenerativen Beziehungsgeflecht sowie auf die Qualität des familiären und verwandtschaftlichen Netzwerks als soziale und instrumentelle Ressource, um anschließend das Vorhandensein und die Bedeutung sekundärer sozialer Netzwerke näher zu beschreiben.

3.3.1 Der Stellenwert primärer Netzwerke

Familiales Netzwerk

Die Möglichkeiten für die alleinstehenden Migrantinnen im Alter auf familiale Netzwerke als soziale Ressource und Unterstützungspotenzial zurückgreifen zu können, variieren je nach Lebenslage und Familienstand. Neun von zehn befragten Migrantinnen haben eigene Nachkommen, nur jede zehnte ist kinderlos geblieben. Bei knapp zwei Dritteln aller Mütter leben sämtliche Kinder ebenfalls in Deutschland (= Komplettfamilie), und zwar überwiegend in relativ enger räumlicher Nachbarschaft. Bei knapp einem Drittel der Mütter sind die Wohnsitze der nachfolgenden Generation auf Aufnahme- und Herkunftsland verteilt (= geteilte Familie). Jede neunte Mutter lebt jedoch allein und getrennt von ihren Nachkommen in Deutschland (getrennte Familie). Das bedeutet, dass fast jede fünfte Alleinstehende (Kinderlose und Frauen in getrennten Familien) ohne familiales Netzwerk – und somit ohne intergenerative Unterstützung – im Alter bei Verbleib im Aufnahmeland auskommen muss.

Bei den transnationalen Familienkonstellationen im Sample zeigen sich nationalitätenspezifische Unterschiede zwischen EU- und Drittstaatsangehörigen. Überproportional häufig finden sich Familientrennungen oder -teilungen bei den Drittstaatsangehörigen aus der Türkei, Ex-Jugoslawien und Vietnam, was u. a. Folge aufenthaltsrechtlicher Regelungen oder rigider Bestimmungen beim Familiennachzug ist oder familiäre Gründe hat, wie z. B. Scheidung der Elterngeneration und heiratsbedingte Remigration der Nachkommen.

Die objektive Familienkonstellation indes besagt wenig über die Qualität des familialen Netzwerks als instrumentelle, emotionale und soziale Ressource. Selbst generationenübergreifende Haushalts- und Wohnformen, in denen knapp über die Hälfte der befragten Migrantinnen (noch) leben, lassen keine unmittelbaren Rückschlüsse über die Tragfähigkeit oder Brüchigkeit der intergenerativen Beziehungen zu. Vielmehr



spielen wechselseitige Erfahrungen, Erwartungen hinsichtlich der Generationenbeziehungen und subjektive Vorstellungen über den Stellenwert von Familie ebenso eine Rolle wie Modernitäts- und Traditionsbezüge. Im Prinzip lassen sich drei familiäre Netzwerkmodelle identifizieren, die entlang des Traditions-/Modernitätsparadigmas verlaufen: a) ein familiäres Netzwerk mit umfangreichen reziproken Unterstützungsleistungen, das an das traditionale Familienmodell der (groß-)familiären Versorgung-, Wirtschafts- und Wohngemeinschaft mit umfassenden intergenerativen Verpflichtungs- und Loyalitätsbezügen anknüpft, sich aber nunmehr auf die Kernfamilie reduziert; b) ein eher modernes Familienarrangement, das stärker den expressiven und emotionalen Charakter der intergenerativen Beziehungen betont, sich aber nicht mehr als dauerhafte Lebens- und Wohngemeinschaft versteht und demzufolge auch keine umfassenden Forderungen mehr an wechselseitiger instrumenteller Unterstützung reklamiert; und c) ein instabiles oder brüchiges Familienarrangement, das das intergenerative Ringen um die Durchsetzung eines traditionellen oder modernen Familienmodells widerspiegelt. Im Folgenden werden diese Familienmodelle genauer charakterisiert.

Muster A: (Groß-)familiäre Gemeinschaft: „Die Kinder sind mein Leben“

In diesem Muster amalgamieren die ‚isolierte Kernfamilie‘ der Moderne und die ‚familiäre Gemeinschaft‘ der traditionaleren Herkunftsgesellschaft miteinander. Im Gegensatz zum Modell primärer Vergemeinschaftung im Herkunftsland, das Familie als erweiterten Familienverbund mit umfassenderen Verwandtschaftsnetzen versteht, hat sich bei den Migrantinnen ein Bedeutungswandel von Familie vollzogen. Unter Familie verstehen sie nunmehr primär die Kernfamilie mit Kindern und Enkelkindern. Jedoch wird an der traditionellen Bedeutung von Familie im Sinne einer familialen Gemeinschaft als intergenerativer Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft mit umfassenden wechselseitigen Verpflichtungen und Loyalitäten weiterhin festgehalten. Demzufolge bestehen auch hohe Reziprozitätserwartungen den Kindern gegenüber (vgl. Kap. 3.7.2.1).

Die Befragten leben meist in Zwei- oder Mehrgenerationenhaushalten mit Kindern und Enkeln – öfter auch in Wohneigentum, das ausreichenden Wohnraum für ein generationenübergreifendes Zusammenleben bietet.

■ *„Ich habe viele Opfer gebracht, ich habe ein Haus gebaut. (I: Sind Sie zufrieden, mit der Familie Ihrer Tochter unter einem Dach zu wohnen?) Natürlich. Es ist ja nichts, alleine zu wohnen. Ich möchte nicht alleine wohnen. Das ist nicht schön. So sind wir alle zusammen und mal versteht man sich, mal versteht man sich nicht. Wie es eben so ist.“ (Italienerin, 64 Jahre, verwitwet)*

■ *„Die Kinder haben das Haus gekauft, nachdem mein Mann gestorben ist. Mit den beiden Söhnen leben wir in unserem Zweifamilienhaus zusammen. Der jüngste Sohn ist jetzt auch verheiratet und hat zwei Kinder. Ich lebe bei meinen Söhnen und werde bei ihnen bleiben.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*



■ „Unsere Ziele haben sich erfüllt. Wir hatten kein Haus, so haben wir ein Haus gebaut. Ich habe Schwiegertochter und ein Enkelkind, die leben immer noch bei mir, und die jüngeren Kinder wohnen ja auch bei mir. Die anderen haben eine eigene Wohnung.“ (Türkin, 52 Jahre, verwitwet)

Die intergenerativen Wohnarrangements sind auf Dauer angelegt, und die Befragten gehen davon, dass sie auch ihren Lebensabend im Kreis der Familie verbringen werden.

Die familiäre Gemeinschaft ist für diese Migrantinnen nicht nur der zentrale soziale Bezugs- und Lebensmittelpunkt, sondern auch deren Lebensinhalt. Typisch sind Aussagen wie ‚Die Kinder sind mein Leben‘, ‚Ich lebe für meine Kinder‘ oder ‚Wir wollen die Kinder immer bei uns haben‘. Die Kernfamilie ist als emotionale Stütze in schwierigen Lebenssituationen und bei der Bewältigung des Partnerverlusts von zentraler Bedeutung, die den Migrantinnen Zuspruch, Trost und Lebensfreude spendet und sie vor dem Alleinsein und der Einsamkeit bewahren soll, wenngleich die Kinder den Partner als Gefährten und Vertrauten nicht ersetzen können.

■ „Ich habe meine Kinder, die mich trösten. Meine Kinder sind mir geblieben.“ (Italienerin, 52 Jahre, geschieden)

■ „Meine Kinder lassen mich nicht allein, das muss ich schon sagen.“ (Türkin, 57 Jahre, verwitwet)

■ „Besonders seit dem Tod meines Mannes fühle ich mich allein. Ich fühle mich nicht allein, nur wenn meine Kinder und Enkelkinder da sind.“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)

In einem Leben für und durch die Kinder richtet sich der eigene Lebensentwurf stark an diesen aus. Damit korrespondiert ein traditionelles weibliches Rollenverständnis von Ehefrau und Mutter, das der Familie oberste Priorität im Denken und Handeln zugesteht. Da die älteren Migrantinnen aus eigener Perspektive ihre familiären Pflichten gegenüber den Kindern weitgehend als erfüllt ansehen, pochen sie nun umgekehrt auf die Einhaltung des Generationenvertrags durch die nachfolgende Generation. Insbesondere türkische Befragte erwarten umfangreiche Unterstützungsleistungen von ihren Kindern.

Vor allem Witwen mit geringen Deutschkenntnissen, in deren Ehen eine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung herrschte, delegieren Aufgaben und Funktionen des verstorbenen Ehemanns weitgehend an die Kinder, die auf funktionaler Ebene den Partner ersetzen müssen. Dies gilt vor allem für außerhäusliche Aufgaben und Aktivitäten, die sich auf die deutsche Gesellschaft beziehen, insbesondere für Kontakte zu Behörden oder Institutionen sowie für Dolmetscherdienste bei Arztbesuchen u. Ä.

Die damit verbundene relativ hohe Abhängigkeit von den Kindern wird nicht per se als belastend oder störend empfunden, da damit zum einen ein kulturelles Muster reproduziert wird. Zum anderen verbirgt sich dahinter eine latente Strategie der Einbindung und Anbindung, wodurch mögliche Individualisierungsbestrebungen der Kinder, insbesondere der Wunsch nach getrennten Wohnungen unterbunden werden sollen.



■ „Heute habe ich die gesamte Last alleine. Wenn ich den Kindern was sage und nicht gehört werde, weine ich. Andere Möglichkeiten habe ich nicht.“ (Türkin, 57 Jahre, verwitwet)

Die ‚konstruierte‘ Hilflosigkeit in Kombination mit emotionaler Erpressung ist für einige Frauen das effektivste, zum Teil auch das einzige (Druck-)Mittel zur Durchsetzung des tradierten Familienmodells den Kindern gegenüber, wenn normative Instanzen oder soziale Kontrollmechanismen nicht mehr greifen. Dies gilt vor allem dann, wenn die Frauen den Eindruck gewinnen, dass ihnen von Seiten der Kinder nicht mehr der Respekt erwiesen wird, der ihnen auf Grund ihres familiären Status als Mutter und Witwe gebührt.

Betrachtet man die intergenerativen Unterstützungsleistungen in diesem Muster näher, dann zeigt sich, dass diese noch relativ stark reziprok ausgerichtet und im Vergleich mit anderen Familienkonstellationen am umfangreichsten sind. Die Unterstützungsleistungen, die die Migrantinnen für die jüngere Generation erbringen, konzentrieren sich im Wesentlichen auf finanzielle Zuwendungen zur Zukunfts- und Existenzsicherung der Kinder, auf gelegentliche oder regelmäßige Mithilfe im Haushalt oder bei der Enkelbetreuung. Die instrumentellen Leistungen der jüngeren Generation gegenüber der älteren beziehen sich vor allem auf Funktionen und Aufgaben im außerhäuslichen Bereich, auf Übersetzungstätigkeiten bei Verständigungsproblemen, Hilfen beim Einkauf und auf Fahrdienste bei Mobilitätsbeschränkungen. Finanzielle Transferleistungen der Nachkommen erfolgen fast ausschließlich im Rahmen einer gemeinsamen Haushaltsführung.

■ „Wir hatten immer eine gemeinsame Kasse. Das, was die Tochter verdient, geben wir zusammen aus. Wenn ich die Miete bezahle, dann bezahlt sie die Einkäufe.“ (Türkin, 52 Jahre, verwitwet)

■ „Nur für mich, ich würde nicht alles (d. i. Rente) brauchen. Gemeinsame Kasse machen wir alles. Das gibt es nicht: mein, dein Budget.“ (Griechin, 68 Jahre, verwitwet)

Viele, die unter einem Dach mit ihren Kindern leben, verstehen sich nicht nur als familiäre Wohngemeinschaft, sondern explizit als Wirtschaftsgemeinschaft. Zum Teil wird hier ein kulturelles familiales Muster reproduziert, zum Teil vermischt es sich mit prekären ‚Notgemeinschaften‘, wenn weder das Einkommen der Mütter noch der Kinder allein ausreicht, um separat wohnen und wirtschaften zu können.

Muster B: Die moderne Familie: „Ich bin nicht der Typ, der sich an die Kinder hängt“

Bei der familiären Konstellation zeigt sich, dass in diesem Muster vor allem die Alleinwohnenden und die temporären Wohngemeinschaften überwiegen. Meist leben alle Familienangehörigen (komplette Familie) der Befragten in Deutschland, in einigen Fällen sind die Wohnsitze der Nachkommen über Herkunfts- und Aufnahmeland verteilt. Die Befragten haben ein modernes Verständnis von Familie ausgebildet: Sie ist in erster Linie eine emotionale Ressource, wobei familiäre Bindung und Verbundenheit



nicht an instrumentellen Unterstützungsleistungen oder umfassenderen Rezipro-



zitätsleistungen der nächsten Generation festgemacht werden, sondern an der emotionalen und expressiven Qualität der intergenerativen Beziehungen. Von daher ist auch die sozialräumliche Nähe von sekundärer Bedeutung, wenn die Kommunikation durch Telefon und wechselseitige Besuche sichergestellt ist.

■ „Mit meinen Kindern bin ich zufrieden. Mein Sohn ist besonders anhänglich. Er ruft einfach an: Mutti, wie geht es dir? Bist du einsam? Soll ich kommen? Einfach so, ohne Grund. Oder klingelt: So, ich wollte nur mal kurz schauen zwischen zwei Terminen. Sie kümmern sich schon und fragen immer nach mir. Es vergeht kein Tag, dass wir nicht miteinander kommunizieren.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)

■ „Meine Tochter wohnt in F. Ich habe ein wunderbares Verhältnis zu ihr. Sie gibt mir sehr viel zurück, was ich ihr gegeben habe – Zuwendung und so.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

■ „Jeder für sich ... Ich brauche meine Kinder nur zu sehen, dass die glücklich sind, dass die eigene Wege gehen.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

Das Zusammenleben mit den erwachsenen Kindern wird als lebensphasenbezogenes Eltern-Kind-Projekt gesehen, das in der ‚Empty-Nest‘-Phase enden wird. Die Abnabelung der Kinder vom Elternhaus wird im Gegensatz zu Muster C nicht als Akt des ‚Allein-gelassen-Werdens‘ oder des ‚Im-Stich-Lassens‘, der Entsolidarisierung, der Zurückweisung oder gar als kultureller Tabubruch interpretiert, sondern als normaler Prozess der Adoleszenz.

■ „Ich bin nicht der Typ, der sich immer an die Kinder hängt. Das ist gut.“ (Italienerin, 58 Jahre, geschieden)

■ „Meine Tochter wohnt in der eigenen Wohnung. Das ist doch normal! (I: Würde es Ihnen gefallen, wenn mehrere Generationen unter einem Dach leben?) Das wäre zu schön. Aber die Zeiten sind vorbei.“ (Italienerin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „Auf gar keinen Fall würde ich mit meinen Kindern zusammenleben wollen, wenn sie verheiratet sind. Dann würde ich gern alleine leben und sie besuchen.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)

■ „Ein Haus zusammen mit meinen Kindern? Ich finde das nicht gut. Das ist nicht gut, weil ich denke, dass es nicht mehr wie früher ist, wo es einem gefiel, den Sohn oder die Tochter im eigenen Haus zu haben. Die wollen ihren Frieden und ich will meinen Frieden.“ (Italienerin, 64 Jahre, verwitwet)

■ „Jeder für sich. Ich will meine Ruhe. Ich brauche auch meine Kinder nur zu sehen, dass die glücklich sind, dass die eigene Wege gehen. Wenn die Hilfe brauchen, bin ich da. Und umgekehrt möchte ich das auch, aber zusammenwohnen? Nee.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

Diese Migrantinnen können ihre Kinder loslassen, weil sie ein eigenes Leben neben der Familie haben und nicht die Erwartung hegen, ein Leben allein für und durch die Kinder zu führen. Diese Frauen definieren sich nicht primär über die traditionelle Frauen- und Mutterrolle. Sie gewähren der jüngeren Generation die gleichen individuellen Spielräume, um eigene Lebensentwürfe zu erproben, auf die sie selbst im Rahmen ihrer Autonomiebestrebungen großen Wert legen. Das ist nach Ansicht vieler Befragter auch das Geheimnis, weshalb die intergenerativen Beziehungen sehr gut sind, was vor allem an der emotionalen Bindung festgemacht wird.



- *„Nur eine moralische Bindung erwarte ich. Anrufen einmal: Sag, Mutti, wie geht es dir? Das will ich natürlich. Und das kommt. Und dann bin ich zufrieden. Alles andere kann ich nicht erwarten.“ (Griechin, 71 Jahre, geschieden)*
- *„Als sie dann erwachsen wurden, habe ich ihnen dann gesagt, dass sie tun sollten, was sie wollten.“ (Italienerin, 66 Jahre, verwitwet)*
- *„Heute ist es nicht mehr so, heute sind sie emanzipierter ... Wir hatten noch Angst vor unseren Eltern. Ich konnte nicht von einem Freund zum anderen wechseln. Heute beachtet es keine mehr. Wie ich jetzt bin? Nun ich bin modern geworden. Meine Tochter hat ihre Freiheit.“ (Italienerin, 52 Jahre, geschieden)*
- *„Meine Tochter wohnt mit ihrem Verlobten. Sie kam dann und sagte zu mir, dass sie eine feste Beziehung wünschte und mit ihm zusammenziehen wollte. So kam es, und wenn sie es wollte, kann ich ja nur ja sagen. Sie muss ja glücklich sein.“ (Italienerin, 67 Jahre, verwitwet)*

Die eher moderne Einstellung zum Eltern-Kind-Verhältnis zeigt sich etwa daran, dass die Kinder als ‚beste Freunde‘ charakterisiert werden und sich umgekehrt die Mutter als ‚Freundin oder Schwester‘ ihrer Kinder definiert und damit ein besonderes Vertrauens- und Beziehungsverhältnis zum Ausdruck bringen möchte. Dahinter verbirgt sich ein eher partnerschaftliches Verständnis zwischen den Generationen, das quasi auf gleicher Augenhöhe ansetzt und auf wechselseitigem Respekt basiert, anstatt ihn qua Status oder Alter normativ einzufordern.

Der Zweigenerationenhaushalt ist als temporäre Form des Zusammenlebens angelegt, die endet, wenn die Kinder es geschafft haben, sich eine eigene Existenz aufzubauen oder eine Ehe zu gründen. Einige der Kinder befinden sich noch in der Adoleszenz, sind derzeit in Ausbildung oder auf Arbeitssuche und sind deshalb auf eine regelmäßige (Mit-)Versorgung oder Alimentierung durch die Mutter angewiesen.

- *„Ich habe ihnen auch gesagt, dass sie ausziehen sollen. Aber es lohnt sich nicht für sie (lacht). Es geht ihnen gut hier. (I: Es ist bequemer für sie zu Hause?) Sie helfen schon, aber wenn sie dann keine Lust haben, ist ja die Mama da. Eben. Und wenn sie alleine wohnen würden, müssten sie ja alles kaufen, hier dagegen. Sie würden es jetzt auch noch nicht schaffen – mein Junge nicht, er verdient nicht genug. Meine Tochter schon, sie könnte es auch machen.“ (Italienerin, 52 Jahre, geschieden) – Kinder 18 und 22 Jahre*

In diesem Muster verlaufen die instrumentellen Transfer- und Unterstützungsleistungen noch weit stärker von der älteren zur jüngeren Generation, zumal die Reziprozitätserwartungen an die nachfolgende Generation relativ gering sind. Viele Frauen sehen dem Ende des derzeitigen Zusammenwohnens eher erwartungsvoll entgegen, weil sie dann von ihren Elternpflichten und der Alleinverantwortung den Kindern gegenüber befreit sind. Die Vorstellung, im Alter allein zu leben, schreckt sie weniger, da sie mit dem Alleinleben eher die Hoffnung verbinden, endlich genügend Zeit für eigene Interessen und Bedürfnisse finden zu können. Die Familie in dieser Konstellation ist für die Migrantinnen weniger eine ‚Lebens- und Zweckgemeinschaft‘, geschweige denn eine ‚Altersversicherung‘, sondern eher eine emotionale Stütze und soziale Ressource.



Muster C: Brüchige Familienkonstellationen: „Meine Kinder haben mich verlassen“

Im Prozess der Modernisierung ist die Familie in diesem Muster als primäre Gemeinschaft brüchig geworden oder gar auseinander gebrochen, was sich negativ auf die intergenerativen Beziehungen ausgewirkt hat. Diese tendenziell brüchigen Familienverhältnisse sind ein Resultat aus dem Auseinanderklaffen von traditionellen Familienvorstellungen und Individualisierungstendenzen. In diesem Muster sind vornehmlich Befragte mit transnationalen Familienkonstellationen, die Alleinwohnenden und Befragte in Zweigenerationenhaushalten auf Zeit vertreten. Das intergenerative Verhältnis gestaltet sich problematisch, da es oft durch nichteinlösbare Reziprozitätserwartungen oder durch wechselseitige Schuldgefühle und Vorwürfe wegen der Nichteinhaltung normativer Rollenerwartungen und -verpflichtungen entweder der Elterngeneration gegenüber den Kindern oder der nachfolgenden Generation gegenüber dem Elternteil belastet ist. Die brüchigen Familienverhältnisse gehen im Wesentlichen auf migrationsbezogene Kontexte, auf den Zerfall der Kernfamilie durch Scheidung, auf innerfamiliäre Konflikte oder auf das intergenerative Ringen um die Durchsetzung traditionaler oder moderner Familienmodelle zurück. Die Folge ist eine relativ große Unzufriedenheit der Migrantinnen mit ihren familiären Verhältnissen, womit oftmals Gefühle der Isolation, des Allein-gelassen-Seins, der Orientierungslosigkeit sowie der Macht- und Hilflosigkeit einhergehen.

Migrantinnen mit einem persistenten traditionellen Familienverständnis, die erleben müssen, wie ihre Kinder als Erwachsene nach und nach die gemeinsame Wohnung verlassen, interpretieren dies primär als ein Im-Stich-gelassen-Werden oder gar als Zurückweisung, tendenziell auch als eigenes Versagen, es als Alleinerziehende nicht geschafft zu haben, den generationenübergreifenden Familienverbund zu erhalten.

Bei verschiedenen bereits alleinwohnenden Migrantinnen, deren Kinder in räumlich enger Nachbarschaft leben, können nach wie vor intensive Kontakte gepflegt werden, so dass das familiäre Netzwerk als instrumentelle Ressource verfügbar ist. Gleichwohl besteht eine hohe Unzufriedenheit mit diesem getrennten Wohnarrangement, da dies einseitig auf das Betreiben der Kinder zurückgeht und im Widerspruch zu den originären Wünschen der Befragten und deren tradiertem Familienbild steht. Auf Grund der Persistenz des traditionellen Familienbildes und einer starken Familienorientierung besteht eine ausgesprochen hohe Erwartungshaltung nicht nur hinsichtlich instrumenteller Unterstützung, sondern vor allem auch nach persönlicher Zuwendung, häufiger Präsenz und zeitlicher Verfügbarkeit an die Kinder, die diese nicht immer umfassend erfüllen können oder wollen, was zu massiven Enttäuschungen und Vorwürfen führen kann.

Zum Teil entwickeln die Migrantinnen in Zweigenerationenhaushalten starke Ängste davor, dass bald auch die bis jetzt noch unverheirateten Kinder ausziehen werden und sie im Alter allein zurücklassen. Diese Ängste sind selbst dann vorhanden, wenn die Kinder in räumlicher Nähe wohnen und für Unterstützungsleistungen mobilisiert werden können. Das Alleinwohnen wird gleichgesetzt mit einem ‚Im-Stich-Lassen‘, →

was vor allem dann als bedrohlich angesehen wird, wenn die eigene Handlungsautonomie auf Grund von Fremdheitserfahrungen und schlechter Deutschkenntnisse als gering eingeschätzt wird oder umgekehrt hohe normative Erwartungen in Bezug auf die Erfüllung intergenerativer Verpflichtungen bestehen.

■ „Jetzt bin ich alleine. Ohne meinen Mann fühle ich mich sehr traurig und einsam. Ich weine immerzu. Ich denke, dass meine Kinder mich auch langsam, aber sicher verlassen werden. Dann habe ich niemanden mehr.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „Nachdem der Vater gestorben war, wurde auch die Stimmung bei meinen Kindern schlecht. Am Schluss wurde nicht alles so, wie wir uns das am Anfang vorgestellt hatten ... Die Kinder haben sich nicht mehr wohl gefühlt. Mein Sohn wohnt noch bei mir und hat sein eigenes Zimmer. Ich habe vier Kinder in einem Zimmer großgezogen. Jetzt sind sie alle zerstreut ... Letztens habe ich einen Herzinfarkt gehabt, als meine Tochter zum Arbeiten nach F. gezogen ist. Dadurch, dass ich an meine Kinder denke, werde ich traurig und werde dann ohnmächtig, bekomme Anfälle und denke, ich wäre mit dem Leben am Ende.“ (Türkin, 59 Jahre, verwitwet)

■ „Die Kinder wollten nicht mit mir wohnen. Warum sollte ich das wollen? Alle wollten eine eigene Wohnung und sind ausgezogen. Man kann niemanden zwingen. Sie haben mich alleine gelassen und sind fort. Was willst du machen? Man wird dem Schicksal überlassen.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)

■ „Ich habe mein Leben meinen Kindern geopfert, aber die Kinder machen nicht das, was ich erwarte.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

In einigen Fällen resultieren die angespannten familiären Beziehungen aus dem Heiratsverhalten von Kindern, deren Partnerwahl nicht akzeptiert wird, sei es, weil es sich um binationale Eheschließungen handelt oder weil man sich mit Schwiegertochter oder Schwiegersohn nicht versteht und ihnen die Schuld daran gibt, dass die Familie getrennt wohnt.

Während in den obigen Fällen, die eher türkische Befragte umfassen, die enttäuschten Erwartungen vor allem daraus resultieren, dass das tradierte Familienmodell durch die Individualisierungsbestrebungen der nachfolgenden Generationen obsolet wird, sind es in den nachfolgenden Fällen eher die Individualisierungsprozesse der Migrantinnen, die als Ursache für problematische Generationenbeziehungen ausgemacht werden. Hier erfolgt eine Umkehrung der ‚Schuldfrage‘ oder Schuldzuweisung. Die Migrantinnen führen zerrüttete Ehen, Scheidungsfolgen oder problematische Familienverhältnisse bzw. migrationspezifische Familienentscheidungen dafür an, dass es zu einer Distanzierung oder Entfremdung zwischen den Generationen gekommen sei. Dies betrifft deutlich häufiger geschiedene Migrantinnen als verwitwete Frauen, deren Anteil stärker in den Nationalitätengruppen aus Ex-Jugoslawien und Griechenland vertreten ist. Die Befragten geben sich oftmals selbst die Schuld an dem angespannten Verhältnis zu den Kindern, weil sie vor einer Scheidung zu lange in einer konfliktreichen Ehe ausgeharrt und den Kindern eine unglückliche Kindheit oder Adoleszenz zugemutet haben, unter deren Folgen diese teilweise heute noch leiden.



- *„Mein Sohn ist wirklich auf der Strecke geblieben in der Beziehung, in kaputte Beziehung. Der war kein Wunschkind. Ich habe ihm alles gegeben, nur ich hatte keine Zeit gehabt für ihn. Und dass er wirklich jemanden gebraucht hat, und da war niemand da. Vater war besoffen, und Mutter war arbeiten.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)*
- *„Ich war diejenige, die nur Geld geschickt hat. Kontakt zu den Kindern sollte ich nicht haben. Und die Kinder haben ein Trauma erlebt, denn sie sind in fremden Händen aufgewachsen.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)*
- *„Sie werfen mir vor, sie abgeschoben zu haben. Unsere Beziehung ist sehr unterkühlt. Sie (d. i. Tochter) sagt immer noch: Wenn du eine richtige Mutter wärst, hättest du mich nicht in der Türkei gelassen. Ich musste ohne Mutter aufwachsen.“ (Türkin, 50 Jahre, getrennt)*

Zum Teil resultieren die intergenerativen Probleme, wie aus den vorangegangenen beiden Zitaten deutlich wird, daraus, dass die Migrantinnen ihre Kinder wegen der Erwerbstätigkeit bei Verwandten im Herkunftsland zurücklassen mussten und deshalb Schuldgefühle haben bzw. mit Vorwürfen der Kinder, sie im Stich gelassen zu haben, konfrontiert werden.

In diesem familiären Muster sind die Reziprozitätserwartungen an die nachfolgende Generation sehr unterschiedlich, teilweise, wie bei vielen traditionsbezogenen Türkinnen, noch sehr hoch, bei anderen Befragten wiederum auf Grund der eigenen Versagens- oder Schuldgefühle eher gering. Allerdings schätzen alle Befragten die Realisierungschancen eher als ambivalent bis relativ gering ein, von ihren Kindern tatsächlich ausreichende Unterstützung und Hilfe im Alter zu bekommen.

Die drei Muster weisen deutliche nationalitäten- und lagespezifische Bezüge auf. Die Persistenz des traditionellen Familienmodells findet sich überdurchschnittlich häufig bei türkischen und tendenziell bei italienischen Frauen, die einen relativ niedrigen Bildungsstand aufweisen, die der traditionellen Rolle als Hausfrau und Mutter verhaftet sind und die vor ihrer Verwitwung eher eine klassische Hausfrauen-Ehe geführt haben. Auch bei den Vietnamesinnen überwiegt ein kulturell tradiertes Familienverständnis mit umfassenden intergenerativen Verpflichtungs- und Loyalitätserwartungen, wenngleich diese Befragten sich sozial deutlich von der ersten Gruppe abheben. Sie verfügen über ein relativ hohes Bildungsniveau und haben als geschiedene Alleinerziehende und Alleinversorgerinnen bereits den Bruch mit dem traditionellen Frauen- und Rollenbild vollzogen. Ein eher modernes Familienverständnis pflegen vor allem jene Migrantinnen, die – mit Ausnahme der Vietnamesinnen – gebildeter und qualifizierter sind, für die eine moderne, d. h. selbstbestimmte Lebensführung hohen Stellenwert hat und die sich bewusst von der traditionellen Frauenrolle abgrenzen. Es sind vor allem Befragte aus Ex-Jugoslawien, Griechenland und Italien sowie einige Türkinnen, wobei die sozialen Faktoren und individuellen Kompetenzen ausschlaggebender sind als kulturelle Herkunft. Deutlich häufiger handelt es sich um Geschiedene als Verwitwete, die zudem über lange Erfahrung mit dem Alleinleben verfügen. Das brüchige Familienmuster wiederum ist überdurchschnittlich oft bei



Befragten zu finden, die entweder auf Grund ihres eigenen Individualisierungsprozesses oder der Individualisierungsbestrebungen der Nachkommen nicht mehr an das traditionale Familienmodell anknüpfen können oder wollen. Der tendenzielle Zerfall der Kernfamilie infolge von Scheidung, innerfamiliärer Konflikte oder einer migrationsbedingten (temporären) Trennung von Eltern und Kindern hat in diesen Fällen zu brüchigen und oftmals konfliktären Generationenbeziehungen geführt, weshalb die Tragfähigkeit des Generationenvertrags bei Unterstützungsbedarf im Alter eher ambivalent bis negativ eingeschätzt wird.

Die wechselseitigen familiären Unterstützungsleistungen sind – außer im brüchigen Familienmuster – relativ hoch, am umfangreichsten jedoch im ‚Familienverbund‘ traditionellen Musters in Zwei- und Mehrgenerationenhaushalten. Generell ist zu konstatieren, dass die älteren Migrantinnen in der Mehrzahl der Fälle diejenigen sind, die derzeit noch erheblich mehr Unterstützungsleistungen für die nachfolgende Generation erbringen als umgekehrt. Dazu gehören neben finanziellen Zuwendungen zur Zukunfts- und Existenzsicherung von Kindern und Enkeln vor allem gelegentliche oder regelmäßige Hilfe im Haushalt oder bei der Enkelbetreuung. Immerhin jede zwölfte Migrantin ist als ‚junge Alte‘ noch gezwungen, als Alleinerziehende die alleinige Versorgung und Betreuung von im gemeinsamen Haushalt lebenden minderjährigen Kindern zu übernehmen. Bei den Alleinerziehenden handelt es sich zum überwiegenden Teil um vietnamesische Befragte, die gerade die Altersgrenze von 50 Jahren überschritten haben.

Die instrumentellen Leistungen der jüngeren Generation gegenüber der älteren sind im traditionellen Familienmuster wesentlich ausgeprägter als im modernen, u. a. auch deshalb, weil die ‚autonomieorientierten‘ Migrantinnen im Gegensatz zu den traditionsbezogenen nur relativ geringe Reziprozitätserwartungen hinsichtlich konkreter Unterstützungsleistungen hegen und stattdessen der emotionalen Qualität der Generationenbeziehungen erheblich mehr Gewicht beimessen. Auf Grund ihrer ausreichenden Handlungskompetenzen und Sprachkenntnisse können sie zudem auf die Dienste der Nachkommen als Vermittler zur deutschen Gesellschaft verzichten. Im traditionellen Familienmuster hingegen sind vornehmlich Frauen mit relativ geringen Deutschkenntnissen vertreten, was sich auch in der Art der primär erbrachten Unterstützungsleistungen durch die Nachkommen niederschlägt. Denn die wichtigsten Hilfen der jüngeren für die ältere Generation beziehen sich vornehmlich auf Aufgaben oder Dienstleistungen im außerhäuslichen Bereich, wobei die Nachkommen die Aufgaben des früheren Ehemannes übernehmen und nunmehr als Bindeglied zur deutschen Gesellschaft fungieren. Dabei handelt es sich insbesondere um Dolmetschertätigkeiten bei Verständigungsproblemen mit dem deutschen Umfeld, mit Behörden oder Ärzten sowie um Hilfen beim Einkauf und um Fahrdienste bei Mobilitätsbeschränkungen. Finanzielle Transferleistungen von der jüngeren an die ältere Generation finden seltener statt. Erheblich größere Bedeutung hingegen erfährt die ‚gemeinsame‘ Haushaltskasse, die in Zweigenerationenhaushalten dazu beiträgt, den gemeinsamen Lebensunterhalt auch bei individuellem Niedrigeinkommen oder

↑ Arbeitslosigkeit von Haushaltsmitgliedern einigermassen zu sichern. Generell ist zu →

konstatieren, dass die älteren Migrantinnen keineswegs dem Klischee der ‚hilfsbedürftigen Alten‘ entsprechen. Sie gewähren noch deutlich mehr instrumentelle Unterstützung, als sie im Austausch von Jüngeren bekommen. Dabei ist jedoch auch zu berücksichtigen, dass es sich bei der Mehrzahl der Befragten noch um ‚junge Alte‘ und nicht um Hochaltrige mit entsprechend höherem Pflege- und Betreuungsrisiko handelt.

Verwandtschaftliches Netzwerk im Aufnahme- und Herkunftsland

Die Bedeutung verwandtschaftlicher Netzwerke als instrumentelle Ressource für die alleinstehenden Migrantinnen ist entgegen anders lautenden Befunden marginal (vgl. Bonacker/Häufele 1986). Im Verlauf der Aufenthaltsdauer hat sich das verwandtschaftliche Netzwerk im Aufnahmeland bei vielen Befragten deutlich verkleinert. Nicht einmal jede zweite Befragte hat in Deutschland lebende Verwandte. Sei es, weil die Frauen allein und nicht im Rahmen von Kettenwanderungen migriert sind, sei es, weil Verwandte mittlerweile verstorben oder remigriert sind. Migrantinnen mit vorhandenen Verwandtschaftsnetzwerken im Aufnahmeland geben an, dass diese zahlenmäßig eher klein sind. Auffällig ist, dass die kinderlosen und die ohne ihre Nachkommen in Deutschland lebenden Frauen auch zu denjenigen gehören, die ohne verwandtschaftliches Netz als potenzielle Ressource auskommen müssen. Diese Alleinlebenden unter den alleinstehenden Frauen sind somit die einzige soziale Gruppe im Sample, die im Alter weder auf die Hilfe und Unterstützung durch eigene Nachkommen noch Verwandte in Deutschland zählen kann. Bezüglich der Nationalitäten zeigen sich Auffälligkeiten. Migrantinnen aus der Türkei und Italien verfügen häufiger über verwandtschaftliche Netzwerke im Aufnahmeland als Griechinnen und Ex-Jugoslawinnen. Die Vietnamesinnen wiederum haben außer ihren Nachkommen in der Regel überhaupt keine weiteren hier lebenden Angehörigen.

Vorhandene Verwandtschaftsbeziehungen, insbesondere zu Geschwistern, haben eine relativ hohe affektive und soziale Bedeutung für die befragten Migrantinnen, was Geselligkeit, Sozialintegration und Informationsaustausch betrifft. Als instrumentelle Ressource im Alltag ist das verwandtschaftliche Netzwerk für die Befragten faktisch jedoch bedeutungslos gegenüber dem familialen Netzwerk. Zum einen leben die Verwandten meist räumlich weiter entfernt als die Nachkommen, so dass sie für alltägliche Unterstützungsleistungen nicht aktiviert werden können, zum anderen sind diese ebenfalls stärker auf die Kernfamilie fixiert. Deshalb halten sich wechselseitige Reziprozitätserwartungen und leistbare Tauschmöglichkeiten in Grenzen, zumal die sozialökonomische Situation oftmals ähnlich problematisch ist. Finanzielle Transferleistungen zwischen den in Deutschland lebenden Verwandten spielen im Gegensatz zu den transnationalen Beziehungen kaum eine Rolle. Entgegen den gängigen Erwartungen, die aus dem bloßen Vorhandensein von Verwandtschaftsnetzwerken in Migrantenfamilien zwangsläufig hohe Solidaritäts- und Loyalitätspotenziale ableiten, sind diese im Vergleich zu den familiären Solidaritäts- und Unterstützungsleistungen marginal.



Die Intensität der Kontakte zu und die Bedeutung von Herkunftsfamilie und erweitertem Verwandtenkreis im Herkunftsland variiert deutlich bei den Befragten. Ein kleiner Teil der Migrantinnen erhält nur noch sporadische Kontakte aufrecht oder hat diese ganz aufgegeben, weil entweder alle nahen Angehörigen mittlerweile verstorben sind oder familiäre Konflikte bzw. Unterschiede in der Lebensweise zu einer zu starken Entfremdung geführt haben.

■ *„Seit drei Jahren fahre ich nicht mehr nach Sizilien, seitdem mein Vater tot ist. Was habe ich dort zu suchen? Meine Eltern leben nicht mehr. Und ich habe niemand mehr dort. Wegen der Verwandten und der Tanten? Enge Verwandte habe ich dort nicht mehr. Ich habe da unten nichts mehr zu suchen.“ (Italienerin, 67 Jahre, verwitwet)*

■ *„Wenn ich nach Türkei gehe, wer soll mich besuchen? Ich bin so lange Zeit aus meinem Land und viele sind schon gestorben. Ich habe einen Bruder, vier Schwestern gehabt. Alle sind schon gestorben.“ (Türkin, 88 Jahre, verwitwet)*

■ *„Italien? Mit Italien ist Schluss. Die zwei Brüder sind tot, meine Nichten und Neffen sind in der Schweiz, in Mailand oder Turin, sind alle weg. Ich habe da keine Mutter, keine Schwägerinnen. Was soll ich in Italien machen?“ (Italienerin, 73 Jahre, verwitwet)*

■ *„Solange die Eltern am Leben waren, war es wie nach Hause zu fahren. Als die Eltern dann gestorben sind, war alles anders.“ (Italienerin, 70 Jahre, verwitwet)*

Auffällig häufig ist ein Kontaktrückgang oder -abbruch bei geschiedenen und ledigen Migrantinnen zu beobachten. Allerdings unterhält der Großteil der Befragten auch über die Entfernung hinweg nach wie vor enge Verbindung zur Herkunftsfamilie, wengleich die Besuchshäufigkeit stark differiert und abhängig ist von der Entfernung, dem subjektiven Gesundheitszustand und insbesondere der Einkommenssituation. Niedrigeinkommen beschränken die transnationale Mobilität erheblich. Auch der Bezug von Sozialhilfe oder EU/BU-Renten nimmt Migrantinnen Mobilitätsspielräume – vor allem hinsichtlich eines gewünschten Alterspendelns –, weil sie als Leistungsbezieherinnen auf Grund des Territorialprinzips an einen Aufenthalt in Deutschland gebunden sind. Die türkischen Befragten sind diejenigen mit der höchsten transnationalen Mobilität, gefolgt von Griechinnen und Italienerinnen, während Befragte aus Ex-Jugoslawien und Vietnamesinnen deutlich seltener und in erheblich größeren Zeitabständen Reisen in ihre Heimatländer unternehmen. Die selteneren Heimatbesuche der Frauen aus Ex-Jugoslawien resultieren u. a. aus den Bürgerkriegsfolgen oder aus familiärer Entfremdung. Die Vietnamesinnen wiederum würden gern häufiger Familienbesuche machen, können aber die auf Grund der Entfernung relativ hohen Flugkosten wegen ihrer meist prekären finanziellen Lage nicht aufbringen.

Die Zeitabstände zwischen den Heimatbesuchen betragen oftmals mehrere Jahre, was für viele extrem belastend ist, da die Vietnamesinnen meist außerordentlich enge Bindungen an die Herkunftsfamilie haben.

■ *„(I: Wie oft fahren Sie nach Vietnam?) Das hängt von finanziellen Mitteln ab. Dieses Jahr war ich mit meiner Tochter unten, ich habe es satt gehabt. Wollte zur Familie. Ich und meine Tochter haben gesagt, wir hauen ab. Wir haben nur Geld geborgt. Nur einfach hin. (I: Wie lange waren Sie vorher nicht da?) Fünf Jahre nicht. Na ja, gucken Sie mal, wenn ich nur arbeitslos bin. Viel verdiene ich auch nicht und immer Geld sparen ist schwer.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, geschieden)*



Eher überraschend angesichts der langen Verweildauer in Deutschland und der häufig schwierigen Einkommenslage ist die Tatsache, dass ein relativ großer Teil der Befragten nach wie vor finanzielle Transferleistungen zur Unterstützung von Angehörigen im Herkunftsland erbringt. Die Vietnamesinnen fördern mit ihren Geldtransfers vornehmlich die Bildungs- und Ausbildungsanstrengungen von Kindern, die im Heimatland zurückbleiben mussten, während die anderen Nationalitätengruppen des Samples primär finanzielle Unterstützung zur Versorgung oder Pflege der Elterngeneration leisten. Denn in zahlreichen Fällen leben noch hochbetagte Elternteile, die von Verwandten versorgt oder gepflegt werden. Die Befragten kommen ihren Generationenverpflichtungen dadurch nach, indem sie deren Versorgung materiell unterstützen.

■ „Meine Brüder pflegen meine Eltern. Wenn ich Geld habe, schicke ich ihnen Geld“
(Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „Meine Mutter war bei meinen Geschwistern, als sie starb. Sofern ich konnte, habe ich sie finanziell unterstützt“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)

Die meisten Migrantinnen zählen auf Grund der Altersstruktur noch zur so genannten Sandwichgeneration, die sowohl mit Verpflichtungen gegenüber der jüngeren Generation als auch Erwartungen der älteren Generation nach Unterstützung konfrontiert ist. Die Nichteinlösung des Generationenvertrags gegenüber der eigenen Elterngeneration ist für viele Befragte sehr belastend, wenngleich sie auf Grund der Entfernung außer finanzieller Unterstützung kaum Alternativen sehen, um das Dilemma zu lösen. Einige erwägen, im Falle einer Pflegebedürftigkeit der Eltern temporär zurückzukehren, oder haben dies im Ernstfall bereits realisiert. Teilweise sind sie phasenweise gependelt, um im Wechsel mit anderen Angehörigen die Pflegeaufgaben zu teilen, was jedoch bei Erwerbstätigen sehr schwierig und nur durch besondere Arrangements wie Beurlaubung möglich war. Einige EU-Angehörige haben, erleichtert durch die Freizügigkeit innerhalb der EU, verwitwete Elternteile nach Deutschland geholt, um sie hier besser betreuen und versorgen zu können.

3.3.2 Segregative und integrative Muster sekundärer sozialer Einbindung

In verschiedenen Studien wird den Alleinstehenden unter der älteren Migrantinnenbevölkerung im Vergleich zu anderen Gruppen auf Grund geringerer Sozialkontakte und kleinerer oder fehlender Netzwerke meist ein eher einsamer Lebensabend in sozialer Isolation prognostiziert (vgl. Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995:110; Zoll 1997:10). Gleichwohl belegen Studien über ältere Deutsche (vgl. Staudinger/Schindler 2002:81), dass die Fähigkeit, soziale Kontakte zu schließen und zu pflegen, keineswegs primär alters- oder familienstandsabhängig ist, sondern eher durch soziale Lagen wie Schichtzugehörigkeit, Einkommen und soziale Herkunft beeinflusst wird. Aktivitätsmuster, Freizeitverhalten und soziale Kompetenz zur Ausbildung und Pflege von Sozialkontakten, die in jüngeren und mittleren Lebensphasen erworben wurden, bleiben somit auch im Alter weiterhin lebensstilbildend und handlungsleitend. Dies trifft



auch auf die befragten Migrantinnen zu, die ihre sozialen Orientierungen und Bezie-



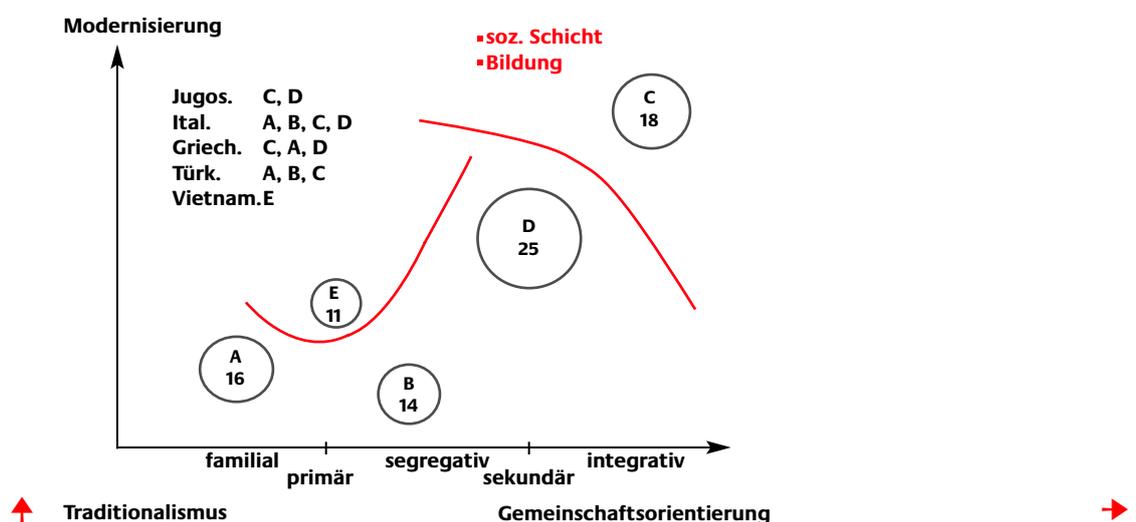
lungsmuster, die sich bislang bewährt haben, ebenfalls mit fortschreitendem Alter reproduzieren, anstatt sie auf Grund des Alters plötzlich zu revidieren. Gleichwohl haben die biographischen Brüche infolge von Scheidung oder Verwitwung auch zu Veränderungen innerhalb der bestehenden Netzwerke geführt, die sich zahlenmäßig häufig eher verkleinert, seltener auch erweitert und oftmals – zumeist bei Geschiedenen – gänzlich neu konstituiert haben. Vor allem Frauen, die während der Ehe keinen eigenständigen Freundes- oder Bekanntenkreis hatten, waren nach der Scheidung gezwungen, sich ein eigenes neues soziales Netzwerk aufzubauen. Sei es, dass sie sich der sozialen Kontrolle des Bekanntenkreises ihres Expartners entziehen wollten, sei es, dass sie als alleinstehende Frauen in einem Kreis von Ehepaaren als potenzielle Konkurrentin nicht mehr willkommen waren oder sich nicht mehr wohl gefühlt haben.

Es konnten fünf unterschiedliche Strategien der sozialen Einbindung zwischen sozialer Segregation/Integration und Vereinzelung/Vergemeinschaftung identifiziert werden, die entlang des Traditions-/Modernitätsparadigmas verlaufen. Diese sozialen Einbindungsstrategien sind bis auf die segregativen Muster weniger durch ethnien-spezifische oder nationale Herkunft beeinflusst als durch soziale Differenzierungen wie Modernisierungs-/Individualisierungsgrad, Bildung und insbesondere durch geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen im Spannungsfeld von Konvention/Tradition und Selbstbestimmung.

Das folgende Diagramm visualisiert den sozialen Raum der vorgefundenen Muster entlang der Achsen Traditionalismus/Modernisierung und primäre Gemeinschaft/sekundäre Gemeinschaft. Die Kreise stellen die fünf identifizierten sozialen Einbindungsstrategien dar, deren Größe in Relation zu ihrem quantitativen Umfang steht.

ABBILDUNG 2

Visualisierung



Bei den vorgefundenen sozialen Einbindungsstrategien handelt es sich um zwei ‚Modernisierungsmuster‘ (Integrierte, Isolierte), zwei ‚ethnisch‘ segregierte Muster (Segregierte, Ausgegrenzte) und ein familienzentriertes Muster (Familienfrauen), die im Folgenden detaillierter beschrieben und die bei der späteren Analyse lagespezifischer Dimensionen auf ihre Erklärungskraft als strukturbildendes Differenzierungsmerkmal hin überprüft werden.

Im Folgenden werden die einzelnen Muster im Sinne sozialer Milieus ausführlicher beschrieben. Dabei werden die **typischen** Charakteristika herausgearbeitet, wobei die Realität natürlich vielfältiger ist, da sich nicht alle Fälle trennscharf einem bestimmten Muster zuordnen lassen.⁹

Muster A: Familienfrauen: „Ich konzentriere mich auf meine Kinder“ (n=16)

Vor allem verwitwete Frauen mit einem eher traditionellen Rollenverständnis sind in diesem sozialen Muster vertreten. Die familiäre Gemeinschaft – oftmals erweitert um räumlich nah lebende Verwandte – ist für diese Migrantinnen der zentrale soziale Bezugs- und Lebensmittelpunkt und somit auch die wichtigste Netzwerkressource mit hohen reziproken Unterstützungsleistungen (vgl. auch Nauck/Kohlmann 1998). In einem Leben für und durch die Kinder haben außerfamiliäre Sozialbeziehungen und Sozialkontakte keine hohe Relevanz, zumal das Bedürfnis nach außerfamiliären Kontakten vergleichsweise gering ist. Deshalb werden kaum Anstrengungen unternommen, sekundäre Sozialkontakte aufzubauen oder zu pflegen. Auch Nachbarschaftskontakte gehen nicht über typische Formen der Nachbarschaftshilfe hinaus. Bekanntschaften bleiben oberflächlich und erstrecken sich weder auf außerhäusliche gemeinsame Aktivitäten noch werden sie in den privaten Bereich ausgedehnt. Das Interesse dieser Frauen konzentriert sich, überspitzt gesagt, auf die Bereiche Kinder, Haushalt, Kirche.

■ „Ich bin nicht der Typ, der zu jeder Familie geht und babbelt. Ich war nie so. Ich kenne Leute, so ist das nicht. Aber ich bin nicht so, zu denen nach Hause zu gehen. Und mein Mann war auch das Gleiche. Und wenn man Kinder hat, ich finde keine Zeit. Jetzt gerade habe ich Zeit, aber was soll ich bei den Familien?“ (Italienerin, 67 Jahre, verwitwet)

■ „Freunde sind nur meine Kinder. Mit allen Leuten habe ich Kontakt: Guten Morgen, Guten Tag, wenn ich sie draußen sehe, aber fester? Alle Leute sind gut für mich – aber nicht weiter. Ich bin eine Person, die gern zu Hause bleibt. Ich bin, ich wollte das nicht sagen, ich bin eine richtige Hausfrau. Das gefällt mir. Ganz wenige Male komme ich in die Stadt, nur wenn ich was erledigen muss. Aber so bin ich kein Mensch, der rumläuft. Das Haus ist mein warmer Platz, wo ich bleibe, und ich bin froh.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)

■ „Dann gehe ich da oben in die Messe. Da treffen wir immer Bekannte. Wir sprechen draußen an der Kirche, bisschen von dem, bisschen von dem anderen.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)

⁹ Insgesamt konnten 84 Befragte einem Muster mehr oder weniger eindeutig zugeordnet werden, in drei Fällen war dies nicht möglich.



Die starke Ausrichtung dieser Frauen an der Familie korrespondiert mit einem traditionellen weiblichen Rollenverständnis als Ehefrau, Hausfrau und Mutter, was sich umgekehrt in einer relativ geringen Erwerbsorientierung niederschlägt, wenngleich diese Migrantinnen zumindest zeitweise als ‚Zuverdienerinnen‘ oder nach Verwitwung zur Aufbesserung der Renteneinkünfte gearbeitet haben. Die Doppelbelastung durch Arbeit und Familie und der daraus resultierende Zeitmangel wird u. a. als Argument angeführt, keine Zeit für den Aufbau und die Pflege sozialer Kontakte gehabt zu haben. Zu den Hauptbeschäftigungen dieser älteren Migrantinnen zählen häusliche Aktivitäten wie Handarbeiten, Beschäftigung mit dem Haushalt und Garten sowie die Betreuung von Enkelkindern.

■ *„Ich koche gern, außerdem gehe ich mit meinen Kindern spazieren. Meine Hobbys sind Hausarbeiten und Garten. Wir haben einen schönen Garten. Da gehe ich gerne hin. Ich stricke gerne und häkele gerne. Ich habe zwei Enkelkinder. Selbstverständlich helfe ich meinen Töchtern, also passe ich auf die Enkelkinder auf.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

In der Regel wird ein soziales Muster im Alter reproduziert, das bereits für das Eheleben konstitutiv war und in dem sich die sozialen Aktivitäten primär auf den Partner und die Kinder konzentriert haben, wobei tendenziell auch der Verwandtenkreis als erweiterte Familie einbezogen wurde und wird. Auch nach dem Tod des Ehepartners ändert sich an diesem Kontaktmuster wenig, die Sozialkontakte bleiben auf die familiäre Gemeinschaft beschränkt.

■ *„Da habe ich sehr gut gelebt mit meinem Mann. Wir waren immer zusammen. Alles, was wir gemacht haben, immer zusammen ... Dann bekomme ich manchmal Besuch von der Mutter der Schwiegertochter, dann von den Schwiegereltern meiner Tochter bekomme ich manchmal Besuch.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich bin ja auch kaum aus dem Haus rausgegangen. Mein Mann hat gearbeitet, und wir haben das Geld ausgegeben. Ich war immer zu Hause. Ich habe die Hausarbeit gemacht: habe gekocht und sie satt gemacht. Ich habe mich wohl gefühlt.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*

Es gibt jedoch auch Migrantinnen, die erst nach ihrer Verwitwung die außerfamiliären Kontakte reduziert haben, wodurch die familiäre Gemeinschaft zur sozialen Rückzugsbastion wurde. Die Gründe dafür variieren: Zum Teil verbirgt sich dahinter ein altersbedingter sozialer Rückzug, zum Teil wird normativen Rollenerwartungen hinsichtlich des tradierten Witwenbildes entsprochen, zum Teil lässt das Interesse nach, soziale Kontakte aufrechtzuerhalten und sich als Alleinstehende in den Kreis von Ehepaaren zu gesellen.

■ *„Ich lebe zwischen vier Wänden. Ich mag sehr gerne Besucher. Aber ich möchte mich nicht unterhalten. Ich koche und bediene gerne. Aber ich bin nach dem Tod meines Mannes so geworden, dass ich von innen her keine Lust auf irgendwas habe. Ich möchte auch nirgends hingehen. Ich bin im Sommer wie auch im Winter nur noch im Garten oder in der Wohnung.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

■ *„Als mein Mann noch lebte, ging ich oft in die Mission. Damals wurden noch richtige Feiern organisiert. Aber nach dem Tod meines Mannes habe ich nichts mehr unternommen.“ (Italienerin, 67 Jahre, verwitwet)*



Die Internalisierung der traditionellen Witwenrolle, die mit sozialem Rückzug verbunden ist, und die Orientierung an normativen Rollenerwartungen der Herkunftsgesellschaft führen oftmals zu einer deutlichen Beschneidung außerhäuslicher Aktivitäten und außerfamiliärer Sozialkontakte und verstärken den Rückzug ins Private.

In diesem sozialen Beziehungsmuster haben sowohl innerethnische Sozialkontakte als auch Sozialkontakte zur Majorität absolut nachrangige Bedeutung gegenüber der familialen Gemeinschaft. Von daher ist dieser soziale Rückzug aus Altersgründen bzw. infolge von biographischen Statusübergängen in die private Häuslichkeit, sofern dieses Muster nicht bereits konstitutiv für das Eheleben in jüngeren und mittleren Lebensphasen war, keineswegs als Rückzug in die ‚Ethnizität‘ zu interpretieren. Die ‚ethnic community‘ ist für diese traditionell orientierten Familienfrauen weder ein soziales Refugium mit Auffangqualität noch eine identifikatorische Heimat – im Gegensatz zur Herkunftsgesellschaft.

Muster B: Segregierte: „Ich lebe wie in meinem Dorf“ (n=14)

Die Befragten dieses Sozialmusters – mit Ausnahme einiger italienischer fast ausschließlich türkische Witwen mit geringen Deutschkenntnissen – produzieren und reproduzieren tradierte Formen der sozialen Vergemeinschaftung, die deutliche kulturspezifische Bezüge zu ihren Herkunftsländern aufweisen. Nichts charakterisiert diese spezifische Art gleichgeschlechtlicher Sozialbeziehungen besser als die stereotype Auskunft der Befragten: Ich lebe wie in meinem Dorf. Die ethnische Gemeinschaft oder genauer gesagt die räumliche Nachbarschaft ist der Nährboden intensiver innerethnischer Kontakte zwischen Migrantinnen aus dem gleichen sozialen Milieu. In der segregativen Nachbarschaft lassen sich dörfliche Gewohnheiten revitalisieren, womit ein kulturelles Muster reproduziert wird, das den Frauen aus ihren Heimatdörfern sehr vertraut ist.

Die segregative Nachbarschaft ist allerdings an bestimmte strukturelle und örtliche Rahmenbedingungen gebunden, auf die nicht alle Migrantinnen gleichermaßen zurückgreifen können. Für die Ausbildung intensiver Nachbarschaftskontakte ist die Quartierbildung im Sinne ethnisch segregierter Wohngebiete ebenso von Bedeutung wie die Stadt-/Land-Kontexte. Die Segregierten leben verstärkt in ethnisch homogenen Wohngebieten und/oder eher in den beiden ländlich-kleinstädtischen Gebieten des Samples, also sozialräumlich in Gegenden, wo die Wohnstrukturen eine größere soziale Homogenität und eine geringere Anonymität zulassen. Die innerethnischen Nachbarschaftskontakte zu anderen Frauen aus dem gleichen sozialen Milieu sind eine wichtige soziale Ressource, insbesondere dann, wenn auf Grund von Kettenmigration zahlreiche Personen aus der gleichen Gegend zugezogen sind.



■ „In dieser Gegend wohnen viele Italiener, wirklich sehr viele Leute, die aus meinem Dorf stammen ... Um diese Uhrzeit zum Beispiel treffen wir uns alle am Spielplatz. Wir sind circa 15 Leute, kommen alle aus demselben Dorf. Wir plaudern, tauschen unsere Ideen aus: Was machst du usw. Und so etwas in der Art. Alles auf Italienisch, deswegen lernen wir die Sprache nicht.“ (Italienerin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „Wir haben hier viele Bekannte, die aus dem gleichen Dorf sind. Wir sind auch irgendwie entfernt verwandt alle.“ (Türkin, 52 Jahre, verwitwet)

Die älteren Migrantinnen können an gewohnte kulturelle Kontaktmuster anknüpfen, die für das öffentliche Leben im Herkunftsland kennzeichnend sind. Ihr Kontakthof ist allerdings nicht mehr die Dorfstraße oder die Piazza, sondern der Spielplatz, der Park oder ein anderer städtischer Treffpunkt. Auch die typischen Formen von vergemeinschafteter weiblicher Nachbarschaftskultur, die sich eher auf den privaten und häuslichen Lebensbereich erstrecken, lassen sich in diesem sozialräumlichen Milieu revitalisieren. Dies gilt insbesondere für traditionsbezogene Witwen, die dadurch ihren sozialen Aktionsradius über die Kernfamilie hinaus ausdehnen können, ohne gegen kulturspezifische Verhaltens- oder Rollenerwartungen, die mit dem Witwenstatus verbunden sind, zu verstoßen, zumal es sich generell um gleichgeschlechtliche Beziehungen und Freundschaften handelt.

■ „Verwitwet zu sein ist nicht einfach. Insbesondere, wenn eine Frau so jung ist. Da kann eine Frau nicht überall hingehen, wo sie möchte. Ich sehe zu, dass ich nur die Familien besuche, wo ich keine Gefahr sehe. Meine Nachbarinnen, die die Ehemänner zur Arbeit geschickt haben, laden mich zum Frühstück ein. Ich gehe hin, bleibe bis Mittag dort: Dann komme ich nach Hause.“ (Türkin, 57 Jahre, verwitwet)

■ „Dann als Witwe kann eine Frau nicht überall hingehen, wo sie möchte.“ (Türkin, 57 Jahre, verwitwet)

Die gemeinsamen Aktivitäten, abgesehen von Spaziergängen oder Einkaufsbummeln, konzentrieren sich im Wesentlichen auf häusliche Formen der Geselligkeit und die Verrichtung typisch weiblicher (Freizeit-)Beschäftigungen wie gemeinsames Kochen und Backen oder Handarbeitsrunden. Bedeutsam ist nicht die Aktivität an sich, sondern die Möglichkeit des sozialen und kommunikativen Austauschs.

■ „Schau mal, drüben wohnen alles Türken. Da sind drei Familien. (I: Besuchen Sie sich auch gegenseitig?) Ja. Gerade eben hat die Nachbarin gesagt, ich solle zu ihr kommen, sie besuchen und Weinblätter einwickeln. (I: Ist es einfacher für Sie, wenn viele türkische Nachbarinnen da sind?) Es ist wie in der Türkei. Mit 10 Familien kommen wir zusammen, kochen, trinken Tee. Es ist doch schön. (I: Sie fühlen sich dadurch nicht so fremd?) Ja natürlich. Gerade gestern haben wir Tee gemacht und Essen vorbereitet, geredet und gelacht.“ (Türkin, 57 Jahre, verwitwet)

■ „Wir haben hier viele Bekannte, die aus dem gleichen Dorf sind. (I: Machen Sie auch manchmal mit Ihren Freundinnen und Nachbarinnen gemeinsam etwas?) Wir gehen spazieren, wir sitzen zusammen. Wir trinken Tee. Wir machen alles (lacht). Ja, wir unterhalten uns. So ist es.“ (Türkin, 52 Jahre, verwitwet)



■ „Ich habe guten Kontakt zu meinen Nachbarinnen. Wir besuchen uns immer gegenseitig. Wir sitzen zusammen, unterhalten uns und lesen manchmal aus dem Koran. Wir gehen manchmal in der Stadt spazieren. Manchmal setzen wir uns in ein Café. Aber die meiste Zeit sitzen wir eher zu Hause zusammen.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)

Die segregative Nachbarschaft schützt nicht nur vor sozialer Isolation, sie ist auch ein – oder das einzige den traditional orientierten Frauen zur Verfügung stehende sozial akzeptierte – Refugium, das bei der Abnabelung der Kinder oder bei brüchiger werdenden Generationenbeziehungen sozialen Halt bieten kann. Kontakte zum deutschen Umfeld, insbesondere auch zu deutschen Nachbarn sind u. a. durch mangelnde Sprachkenntnisse der Migrantinnen sehr reduziert und werden in der Regel weder gesucht noch vermisst.

Die segregative Gemeinschaft ersetzt ein Stück weit die verlorene Heimat und kompensiert das Gefühl der Fremdheit – und was noch bedeutsamer ist, durch sie kann sich auf Grund der gemeinsamen Sprache, des gemeinsamen Erfahrungs- und kulturellen Hintergrunds ein identifikatorisches Zugehörigkeits- und Wir-Gefühl entwickeln, das zur Selbstvergewisserung beiträgt, umgekehrt jedoch die Distanz und Abgrenzung zur deutschen Gesellschaft verstärkt. Auch dieses segregative Vergemeinschaftungsmuster ist weniger als Rückzugsstrategie im Alter in die ethnic community zu deuten denn als Kontinuum einer traditional ausgerichteten Lebensweise, die durch die Migration nicht obsolet geworden ist. Die segregierte Lebenswelt wird zu einer kulturellen Form der Alltagsbewältigung für diejenigen, deren Handlungsautonomie und Sprachkompetenz allein kaum ausreicht, den Alltag in einem fremden Land zu bewältigen. Die segregative Gemeinschaft verhindert zwar eine gesellschaftliche Integration, bietet aber zugleich Verhaltens- und Handlungssicherheit im Alltag für diejenigen, die an den überlieferten normativen und kulturellen Traditionen ihrer Herkunftsländer festhalten. Durch rollenkonformes Verhalten sichern sich diese älteren Migrantinnen die Solidaritäts- und Loyalitätspotenziale ihrer innerethnischen Gemeinschaft.

Muster C: Integrierte: „Ich habe mir ein soziales Netz geschaffen“ (n=18)

Zum erfolgreichen Sozialmuster gehören Befragte, denen eine soziale Integration in die deutsche Gesellschaft gelungen ist und die über zahlreiche gemischtgeschlechtliche Kontakte sowohl zu Deutschen als auch zu Migranten unterschiedlicher Nationalität verfügen. Die Berührungspunkte und die Basis dieser sekundären Netzwerke sind in der Regel lebensweltliche Bezüge wie ähnlich gelagerte Interessen, Aktivitäten, Hobbys, vergleichbare Lebenslagen oder soziale Zugehörigkeit. Die integrierten Migrantinnen haben auf Grund ihres meist etwas höheren Bildungsniveaus und ihrer relativ guten Deutschkenntnisse ausreichende Handlungskompetenz entwickelt, um sich erfolgreich in einem deutschen Umfeld behaupten, soziale Kontakte aufbauen und gesellschaftliche Teilhabechancen nutzen zu können. Im Vergleich zu den



Befragten aus den anderen Sozialmustern haben sich die ‚Integrierten‘ meist sehr



frühzeitig für einen dauerhaften Verbleib in Deutschland entschieden und aktiv auf eine rasche soziale und strukturelle Integration hingearbeitet. Und dieses Ziel sollte vornehmlich durch soziale Einbindung, d. h. durch den gezielten Aufbau sozialer Kontakte zur Majorität und über die Eingliederung ins Erwerbsleben, vor allem jedoch durch eine bessere Positionierung im Erwerbssystem als Vehikel zum sozialen Aufstieg erreicht werden, weshalb auch dem raschen Spracherwerb große Bedeutung beigemessen wurde. Die ‚Integrierten‘ sind als Modernisierungsgewinnerinnen diejenigen, die den Individualisierungsprozess primär als Chance gesehen und genutzt haben, um als alleinstehende Frau ein weitgehend selbstbestimmtes Leben führen zu können.

■ *„Und die Freiheiten hatte ich hier. Ich konnte machen, was ich wollte ... Das ist schon ein großer Vorteil, wenn man wirklich sein Leben leben kann, wie es einem passt.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)*

■ *„Mein soziales Leben kann ich ohne fremde Einflüsse selber bestimmen, mit meinen Freiheiten, die ich mir nehme. Das ist abhängig davon, wie eine Frau – egal, woher sie kommt, sich fühlt und verhält! Wenn eine Frau sich selber achtet, liebt und sich selbst stark fühlt, wird sie sich in ihrem Leben durchsetzen können. Wenn sie auch einen anständigen Beruf erlernt hat, wird sie nicht vergleichbar sein mit einer Putzfrau, die sich nicht durchsetzen kann. Es ist besonders wichtig, dass Frauen gut ausgebildet sind, damit sie sich emanzipiert überall durchsetzen können. Eine arbeitende Frau ist auch in der Lage, alles selbst in die Hand zu nehmen.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)*

Im Vergleich zu den Migrantinnen aus den anderen Sozialmustern ist für diese Befragten das Alleinleben jedoch keineswegs primär eine Bürde oder Belastung, sondern eine Option, sich individuelle Freiräume erschließen und neue Rollen erproben zu können. Dies gilt vor allem für Migrantinnen, die die Scheidung als Befreiung aus einer problematischen Ehe empfunden haben. Den ‚Integrierten‘ hat die erfolgreiche Bewältigung des Alleinlebens genügend Selbstsicherheit und Selbstbewusstsein vermittelt, um neue Rollen zu erproben, sich in einem neuen kulturellen und sozialen Umfeld souverän zu behaupten, so dass auch bei Hilfebedarf eine entsprechende Unterstützung aus dem sozialen Umfeld aktiviert werden kann. Beim Einholen von Informationen oder Ratschlägen nutzen sie alle zur Verfügung stehenden Sozialkontakte, angefangen vom Kollegenkreis über Vorgesetzte und Nachbarn bis hin zu Bekannten, und haben auch wenig Berührungspunkte vor Behörden oder Beratungsstellen, um ihre Ansprüche durchzusetzen.

Eine Krankenpflegerin schildert ihre Handlungsstrategie, wie sie nach der Scheidung ganz gezielt begonnen hat, sich ein sekundäres Netzwerk mit entsprechenden Unterstützungs- und Hilfpotenzialen aufzubauen, das auf ihre spezifischen Bedürfnisse als Alleinstehende und damalige Alleinerziehende zugeschnitten war. Sie suchte dabei bewusst Kontakte zu anderen Frauen in ähnlicher Lebenslage.

■ *„Ich habe meine Scheidung nie bereut, das war meine Befreiung. Ich war nicht mehr gedemütigt. Und mit mir ging nur noch vorwärts, nur noch besser ... Also, bevor ich mich getrennt habe, habe ich mir erstmal Wege überlegt (d. i. Selbsthilfebücher, Anwaltsrat, Beratungsstellen, Kontaktanzeigen). Ich brauchte ja irgendwie ein soziales Netz da, was*



ich nicht hatte, keine Verwandten, keine Geschwister, keine Eltern, keine Tante, wo ich klingele, wenn mein Kind zum Beispiel krank wird und so. Also ich musste ja arbeiten und Kind versorgen und mit dem Geld durchs Leben kommen. Wenn sind irgendwelche Probleme gekommen im Leben, dann habe ich immer mir Wege gesucht: Wie komme ich da raus? ... Habe mir immer Leute und Menschen gesucht, die zu mir passten, die mit einer ähnlichen Lebenssituation gelebt haben, so halt. Das waren halt Frauen ... (I. Hat sich nach der Scheidung Ihr Bekanntenkreis verändert?) Mein Mann hatte Bekannte und die waren alle so auf seiner Seite. Ich wollte nicht mehr mit diesen Leuten Kontakt. Ich habe mir ganz neue Welt aufgebaut, wie gesagt, erst mit Alleinerziehenden und später mit Alleinstehenden. Und dann kamen neue Frauen in mein Leben und so, also durch die Kurse, Seminare, was ich gerne mache. (I: Auch deutsche Frauen?) Ich bin meistens mit deutschen Frauen befreundet, weil es so war: Ich kenne kaum eine jugoslawische Alleinerziehende hier. Und so haben sich Freundschaften daraus (entwickelt). Dadurch war mir nie langweilig. Ich habe immer gewusst, wie ich meine Freizeit verbringe, was ich unternehme und so.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

Eine Migrantin, die als Übersetzerin arbeitet, berichtet, wie sich ihr Bekanntenkreis nationalitätenübergreifend nach der Verwitwung u. a. durch ihre Vereinsaktivitäten und die diversen Freizeitinteressen verändert und verbreitert hat.

I *„Ich habe jetzt mehr Bekanntschaften, mehr Freunde (d. i. als vor der Verwitwung) ... Der Mensch ist einsam und alleine, wenn er das will. Aber ich habe so viele Bekannte hier und durch meine Arbeit. Ja, ich habe sehr viele Freunde, bei denen ich wirklich weiß: Wenn ich etwas brauche, dann ist das keine Frage ... Ich habe eine bestimmte Anzahl von Leuten, die ich kenne, sozusagen meine Welt, in der ich mich bewege, und da fühle ich mich wohl.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)*

Eine türkische Kunstlehrerin, die aus einem akademischen Elternhaus stammt und sich stark von der ‚Kopftuchtürkin‘ abgrenzt, hat sich nach ihrer Scheidung einen internationalen Bekannten- und Freundeskreis aufgebaut:

I *„Als ich wirklich allein gelebt habe, habe ich gesagt: Ich bin allein, aber ich bin nicht mehr einsam. Ich war sehr glücklich. Ich habe mir auch bewiesen, dass ich mich allein ernähren kann ... Was ich zum Beispiel in meiner Ehe nie gemacht habe, ich habe, nachdem ich mich getrennt habe, im Chor auch sehr viele alleinstehende Frauen kennen gelernt, die aber auch sehr, sehr selbstständig waren. Und diese Freundschaften habe ich nicht aufgegeben ... Was natürlich auch viel ausgemacht hat, war meine Herkunft. Sie wussten, eine Chefarzt-Tochter kommt, die Mutter ist Studienrätin, dass also nicht irgendeine mit Kopftuch kommt. Das hat bestimmt auch viel ausgemacht, dass sie mich sofort aufgenommen haben. (I: Haben Sie auch türkische Bekannte?) Deutsch, türkisch, ja. Ich kann nicht sagen, dass ich meine Freunde oder Freundinnen nach dem Heimatland, Nationalität ausgesucht habe. Weder noch. Ich bin international.“ (Türkin, 54 Jahre, geschieden)*

Einige Migrantinnen, die in den untersuchten Ballungszentren leben, konnten sich aus der sozialen Isolation durch die Nutzung von interkulturellen Angeboten der

↑ Migrationsdienste, der Senioren- und der Altenhilfe oder der kirchlichen bzw. religiösen →

Einrichtungen befreien. Sie nehmen an den formellen oder geselligen Veranstaltungen dieser Einrichtungen teil und besuchen die Frauengruppen. Diese Kontaktplattformen waren sehr hilfreich, um erste soziale Kontakte aufzubauen und sich darüber einen Bekanntenkreis zu erschließen.

■ *„(I: Haben Sie viele Kontakte zu Landsleuten hier?) Ja sicher. In der Kirchengemeinde kennen wir uns alle. Wir treffen uns, wenn der Pope einen Ausflug organisiert, wie z. B. in die Türkei, eine Fremdenführung, Vorträge über verschiedene Themen.“ (Griechin, 64 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich hab, Gott sei Dank, die Gruppe, die Frauengruppe gefunden und war froh. Und bin jede zweite Woche gegangen, habe mit Frauen Kontakt, Freundschaften gemacht.“ (Griechin, 62 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich war zuerst sehr alleine. Dann lernte ich durch Zufall die S. kennen. Dadurch kam ich zum I. (d. i. Migrationszentrum). Dadurch lernte ich viele andere alleinlebende Frauen kennen. Dann ging ich zu H. (d. i. interkulturelles Zentrum). Dort lernte ich noch mehr Frauen kennen. Unsere Tage sind durch diese Treffs sehr erfüllt. Ich mache mir keine Gedanken mehr, dass ich alleine bin.“ (Türkin, 65 Jahre, verwitwet)*

Die Sozialkontakte vieler Frauen in diesem Muster beschränken sich meist nicht auf gleichgeschlechtliche Bezugspersonen. Sie nehmen gemischtgeschlechtliche Freizeitangebote ebenso selbstverständlich wahr wie sie persönliche Kontakte zu Männern pflegen. Damit setzen sie sich bewusst über kulturelle Traditionen und Rollenvorstellungen hinweg, die alleinstehenden Migrantinnen in der Regel nur enge Spielräume bei der Ausgestaltung und Pflege gemischtgeschlechtlicher Kontakte lassen. Dies ist auch einer der wesentlichen Gründe, weshalb diese Befragten den Kontakt zur ethnic community meiden. Denn sie fürchten nicht nur die soziale Kontrolle, sondern auch soziale Repressionen oder Rufschädigung. Sie sind nicht mehr bereit oder willens, sich den tradierten Verhaltensvorschriften zu unterwerfen. Von daher bietet die moderne pluralistische Gesellschaft mehr Spielräume für individualisierte Lebensformen und auch größere persönliche Freiheitsgrade, was besonders geschätzt wird.

Die Erwerbsorientierung der ‚Integrierten‘ ist meist hoch, da sie die Arbeit nicht nur als Mittel zur Existenzsicherung ansehen, sondern als zentralen Stellhebel für sozialen Aufstieg und gesellschaftliche Integration. Oftmals sind es Frauen mit etwas höherem Bildungs- und Qualifikationsniveau, die nach der Migration z. T. an ihre frühere soziale Position im Herkunftsland anknüpfen bzw. diese verbessern wollten. Die soziale Herkunft aus der Mittel- oder Oberschicht ist bei einigen Migrantinnen – vor allem bei mehreren türkischen Befragten aus kemalistischen prowestlichen Elternhäusern – eine entscheidende Triebfeder für die Aufstiegsorientierung. Auffällig ist, dass sich viele der gebildeteren Befragten sozial stark von anderen Arbeitsmigrantinnen mit geringer Bildung und niedrigem Sozialstatus abgrenzen und stattdessen Kontakte zu Personen aus dem gleichen sozialen Milieu bevorzugen.

■ *„(I: Haben Sie auch Kontakt zu Landsleuten?) Zu Jugoslawen selten. (I: Vermissen Sie das?) Nee, überhaupt nicht. Wozu denn? Diese Mentalität oder Interessen sind andere, weil ich habe ganz andere Interessen. Ich besuche sehr viele Seminare. Und ich bilde mich immer weiter und dann passt das nicht so. Und über Küche, Kirche und Kinder mich zu unter-*



halten, habe ich keine Lust zu ... Ich habe immer anderen Bekanntenkreis gehabt, weil ich habe mich immer in deutschen Kreisen bewegt. Und ich habe immer Hilfestellung gekriegt ... Ich habe immer was für meine Bildung getan. Ich wollte mit jedem reden, und ich habe aus allen Bereichen Freunde, ob das Anwälte sind, Richter sind, ob das Ärzte sind oder Sozialpädagogen oder Lehrer, ist egal, sind alle Akademiker. Und das ist ein ganz anderer Umgang. Und da stört sich keiner, dass ich Ausländerin bin.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)

I „Und da wussten sie: Aha, sie ist nicht gerade irgendwie eine Türkin vom Siemens- oder BMW-Fließband her.“ (Türkin, 54 Jahre, geschieden)

I „Mit italienischen Frauen habe ich viel gearbeitet in der Wäscherei, wo ich zuerst Näherin war (später Ausbildung zur Krankenpflegerin gemacht). Da waren sehr viele italienische und türkische Frauen. Wenn ich mich vergleiche, ich wollte nicht viel mit denen zu tun haben, die waren mir so primitiv irgendwie alle. Ich habe keine Sympathie für diese Frauen gehabt.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

Die ‚Integrierten‘ identifizieren sich kaum mehr mit der traditionellen Frauenrolle, sondern haben ein ‚modernes‘ Frauenbild vor Augen. Dies schlägt sich ebenfalls in einem modernen Verständnis von Familie nieder (vgl. Familienmuster B). Familie ist zwar ein wesentlicher und wichtiger Teil des Lebens, aber nicht der ausschließliche. Erweiterten Sozialkontakten, die oft auf einem relativ breiten Interessenspektrum beruhen und mit zahlreichen Aktivitäten einhergehen, wird ebenfalls eine hohe Relevanz beigemessen. Auffällig ist zudem, dass mit dem Anspruch auf eine selbstbestimmte ‚moderne‘ Lebensführung eine relativ starke Ablehnung von traditionellen Geschlechterarrangements und patriarchalischen Strukturen der Herkunftsgesellschaft einhergeht, eine Einstellung, die oftmals aus eigenen leidvollen Erfahrungen mit weiblicher Unterdrückung und Bevormundung resultiert.

Bildung, Aufstiegs- und/oder Erwerbsorientierung und Selbstbestimmung sind die Triebkräfte des Modernisierungs- und Individualisierungsprozesses und die basalen Ressourcen für soziale und interkulturelle Kompetenzentwicklung, die eine integrative Vergemeinschaftung erheblich erleichtern. Die Migrantinnen dieses Sozialmusters sind zwar in soziale Netzwerke eingebunden. Fraglich ist jedoch, ob diese Netzwerke von ihrem Solidaritäts- und Austauschverhältnis her stark genug sind, um bei umfassenderem Hilfebedarf im Alter oder bei Pflegebedürftigkeit ausreichende Unterstützung gewähren zu können, zumal auch durch die geringen Reziprozitätserwartungen an die nachfolgende Generation das familiäre Netzwerk nur noch in begrenztem Umfang als instrumentelle Ressource betrachtet wird.

Muster D: Isolierte: „Ich bin allein, allein, allein“ (n=25)

Die Migrantinnen dieses Sozialmusters sind die eigentlichen Verliererinnen im Modernisierungs- und Individualisierungsprozess. Dieses Muster ist insofern brisant, da sich in den biographischen Verläufen die Risiken und Widersprüche der Modernisierung akkumulieren. Es verdeutlicht, dass der migrationsbedingte Modernisierungs- und Individualisierungsprozess nicht linear verläuft, sondern vielfältige Brüche nach



sich ziehen und in sozialer Vereinzelung enden kann, wenn die Handlungs- und Sprachkompetenz für die Erfordernisse einer modernen Lebensführung im Aufnahmeland nicht ausreichen. Den Migrantinnen im ‚marginalisierten‘ Modernisierungsmuster ist eine soziale Integration auf Grund eingeschränkter Handlungs-, Sozial- und Sprachkompetenz trotz integrativer Orientierung nur partiell gelungen mit der Folge, dass diese Migrantinnen heute relativ isoliert im Aufnahmeland leben. Soziale Isolation und Einsamkeit sind extrem belastende Momente, zumal diese Gruppe von Befragten auch überproportional häufig mit brüchigen Familienkonstellationen konfrontiert ist oder gänzlich ohne familiales und verwandtschaftliches Netzwerk in Deutschland auskommen muss. Die soziale Isolation wird dadurch verschärft, dass einerseits gewünschte tragfähige soziale Kontakte zur deutschen Bevölkerung nicht entstanden sind und andererseits die bewusste Distanzierung und Abgrenzung von der ethnischen Gemeinschaft eine innerethnische soziale Einbindung verhindert hat. Die marginale Existenz wird durch eine relative kulturelle Entfremdung von Herkunfts- und Migrantengesellschaft und die fehlgeschlagene soziale Einbindung in die deutsche Gesellschaft verstärkt.

In diesem Sozialmuster sind sowohl geschiedene, ledige als auch verwitwete Frauen vertreten. Dabei handelt es sich einerseits um Migrantinnen, die von ihren Einstellungen und ihrem Individualisierungsgrad her stark den ‚Integrierten‘ entsprechen, aber nicht über deren Handlungs- und Sozialkompetenz verfügen, um außerfamiliäre Kontakte aufzubauen. Vor allem Geschiedene, denen infolge der Trennung der frühere Bekanntenkreis weggebrochen ist, fühlen sich als Alleinstehende ausgegrenzt oder schrecken aus Angst vor Rollenübertretungen oder aus Unsicherheit vor außerhäuslichen Aktivitäten, die Möglichkeiten zum Aufbau von neuen sozialen Kontakten bieten, zurück.

! „Einige Jahre habe ich gebraucht, bis ich diese Ehe verkraftet habe und diese Scheidung, so dass ich niemanden kennen gelernt habe. Und mein alter Bekanntenkreis, das waren alles Landsleute, verheiratet, Familien. Da war schlecht, jemanden zu finden, verstehen Sie. Es ist nicht so üblich wie bei Deutschen, dass zum Beispiel auch Alleinstehende kommen, wenn Partys gefeiert werden. Aber ich hatte auch immer wieder Pech. Ich treffe immer wieder ausländerfeindliche Personen. Habe ich auch die Erfahrung gemacht, wenn sie sich mit Deutschen anfreunden wollen, dann müssen sie ziemlich Feindlichkeit in Kauf nehmen. Ich so ziemlich weltoffene Person, ich bin von zu Hause so erzogen. Wir sind sehr gastfreundlich und alles ... Und wenn ich so was erlebe, dann ziehe ich mich zurück ... Ich habe mich hier vollkommen integriert, aber trotzdem. Das hatte mir es gebracht, dass ich ziemlich alleine bin. Und von unseren Landsleuten, die hier leben, das sind entweder alles Familien, verheiratete Menschen oder Männer, deren Frauen in Jugoslawien leben. Das ist auch nichts. Dann habe ich gesehen, dass ich jedes Mal wie fünfte Rad auf dem Wagen bin.“
(Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)



Andererseits gehören zu diesem Sozialmuster Frauen, die von ihren Orientierungen her eher dem Typus der ‚Familienfrauen‘ entsprechen, deren familiäres Netzwerk infolge von Scheidung oder Verwitwung jedoch brüchiger geworden ist und die es ebenfalls nicht gelernt haben, in Eigeninitiative soziale Kontakte zu knüpfen und zu pflegen.

■ *„(I: Haben sich nach dem Tod Ihres Mannes die Kontakte zu Bekannten geändert?) Ja sicher. Er hatte selber auch nicht so viele Freunde, zwei oder drei. Mehr nicht. Sie kamen nicht, ich bin auch nicht hingegangen. (I: Es hat sich dann was verändert mit seinem Tod?) Ja, mit Sicherheit. Vor seinem Tod waren auf alle Fälle mehr Kontakte als jetzt. Jetzt ist vieles anders geworden. Ich fühle mich einsam, traurig. Ich fühle mich allein. Ich fühle mich nicht wohl. Allein – immer und überall.“ (Griechin, 59 Jahre, verwitwet)*

■ *„(I: Sie leben ohne Familie in Deutschland?) Ja, alleine, alleine (weint). Ich musste mich nach dem Tod meines Mannes auf mich selbst besinnen. (I: Hat sich durch den Tod Ihres Mannes Ihr Bekannten- oder Freundeskreis geändert?) Doch, doch. Einige blieben weg und einige verhalten sich mir gegenüber anders als früher. Nur zwei Frauen sind mir geblieben.“ (Jugoslawin, 59 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich bin allein, genervt. Sobald ich ein bisschen zu Hause bin, schon fängt es an. (I: Gehen Sie raus, treffen Sie andere Leute?) Ich versuche, mich abzulenken, weil ich ja zu Hause alleine bin, mich alleine sehe. Ein bisschen hängt es schon von der Einsamkeit ab. Ich fühle mich verlassen. Wir sind alleine. Jeder hat dann seine eigene Familie, die Kinder gehen weg. Und man ist immer alleine.“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)*

■ *„Dann ist mein Mann gestorben und ich bin allein zurückgeblieben. (I: Haben Sie noch Verwandte in Deutschland?) Nein, ich bin alleine. Ich bin allein, allein, allein ... Wenn du denkst, dass du alleine bist, ist es nur zum Verrücktwerden. Wenn ich den ganzen Tag unterwegs sein wollte, könnte ich es tun. Aber ich mag es nicht so sehr, unterwegs zu sein ... Ich tue nichts Besonderes. Wenn ich rausgehe, gehe ich entweder einkaufen oder in die Kirche oder zum Arzt. Das ist mein Ausgehen.“ (Italienerin, 63 Jahre, verwitwet)*

Die ethnic community stellt als soziales Netzwerk keine echte Alternative dar, da diese Migrantinnen im Gegensatz zu den ‚Segregierten‘ wenig Interesse an einer segregativen Vergemeinschaftung haben, sei es, weil sie eine relative Distanz zu ihren eigenen Landsleuten in Deutschland herstellen, oder sei es, weil sie sich als alleinstehende Frauen bewusst den Konformitätszwängen und der sozialen Kontrolle ihrer Landsleute entziehen möchten. Teilweise gehen die Abgrenzungsversuche und das Misstrauen der Migrantinnen gegenüber ihren eigenen Landsleuten auf negative persönliche Erfahrungen zurück, die einen sozialen Rückzug auslösen.

■ *„Nun bin ich die einzige Italienerin hier. (I: Fänden Sie es schöner, wenn Sie mehr italienische Nachbarn hätten?) Nein, weil es gut ist. Wie soll ich sagen, die versuchten mir andauernd Stolpersteine zu stellen.“ (Italienerin, 79 Jahre, verwitwet)*

■ *„(I: Haben Sie Kontakte zu anderen Griechinnen oder Griechen?) Nein, es gibt welche. Aber ich habe keinen Kontakt zu ihnen. Ich selber wollte keinen Kontakt.“ (Griechin, 59 Jahre, verwitwet)*

■ *„(I: Haben Sie Kontakte zu Landsleuten?) Einen guten Morgen, guten Tag, ja. Aber feste Kontakte keine, weil ich bin sehr vorsichtig. Ich hab mein Vertrauen verloren. Eine gute*



Freundin oder Freund findest du schwer. Und daher bin ich sehr vorsichtig. Ich glaube niemand. Jeder lacht dir ins Gesicht, aber hinter dem Rücken kommt das Messer. Und das will ich nicht, weil ich hab das erlebt.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)

Die erwerbstätigen Befragten führen neben fehlenden Gelegenheiten auch Zeitmangel bzw. Überlastung an, weshalb die knappe Freizeit eher für Haushaltsarbeit oder Regeneration genutzt werde und für den Aufbau und die Pflege sozialer Kontakte keine Energie und keine Zeit mehr bleibe. Bei den ‚isolierten‘ Frauen sind die inner- und interethnischen Sozialkontakte weitgehend auf funktionale Bezüge reduziert, z. B. auf die Arbeitswelt. Die kollegialen Kontakte sind oftmals die einzigen intensiveren Sozialbezüge, über die diese Frauen verfügen. Allerdings werden sie nicht auf den lebensweltlichen Bereich ausgedehnt. Nach Beendigung des Erwerbslebens brechen diese eher oberflächlichen Kontakte meist ab, so dass sich die soziale Isolation im Alter verstärkt.

■ *„(I: Treffen Sie sich auch mit Bekannten außerhalb der Arbeit?) Nein, außerhalb nichts. Jeder soll seine eigenen Wege gehen. Ich möchte mit niemandem zu tun haben. Das ist das Beste. Wenn man sich sieht, sieht man sich. Sonst kümmert sich jeder um den eigenen Kram. Jeder in seiner eigenen Wohnung.“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)*

Auch Nachbarschaftskontakte bleiben an der Oberfläche, sie gehen nicht über Grußkontakte oder typische Formen der Nachbarschaftshilfe hinaus. Reduzierte Sprachkenntnisse behindern oftmals zusätzlich die Möglichkeiten, nähere Kontakte selbst zum lebensweltlich nahen Umfeld einer deutschen Nachbarschaft zu knüpfen.

Der Schritt in die soziale Isolation wird dadurch begünstigt, dass viele Frauen dieses Musters nicht gelernt haben oder sich nicht trauen, allein auszugehen und sich außerhäuslichen Aktivitäten zu widmen, um neue Bekanntschaften zu schließen, deren Basis ähnliche Interessen, Hobbys, Sympathie oder ähnliche soziale Lagen sind. Letztere setzen hohes Eigenengagement und ein bestimmtes Selbstbewusstsein voraus, um soziale Kontakte herzustellen, was wiederum vor allem für alleinstehende, insbesondere verwitwete Frauen problematischer ist, die sich noch stärker an traditionellen Verhaltensvorschriften oder Rollenbildern orientieren und für die bspw. eine Teilnahme an sozialen Aktivitäten in der Öffentlichkeit nur schwer vorstellbar ist.

■ *„Unsere Frauen treffen sich kaum, sie arbeiten und haben Familie. Außerdem würden sie von alleine nicht zu Treffen gehen. Meine Generation hat es schwer.“ (Jugoslawin, 59 Jahre, verwitwet)*

Viele dieser Frauen wünschen sich sehnsüchtig intensivere Sozialkontakte, um ihre Einsamkeit zu überwinden, wissen aber nicht, wie sie lebensweltliche Kontakte und sekundäre Netzwerke knüpfen können. Die oftmals einzigen Gesprächspartner, zu denen auf Grund langjähriger Bekanntschaft ein vertrauensvolles Verhältnis besteht, sind ‚professionelle Trostspender‘ – nämlich Seelsorger, Priester oder muttersprachliche Sozialarbeiterinnen aus den Migrationssozialdiensten. Die ‚isolierten‘ sind diejenigen Migrantinnen im Sample mit den geringsten sozialen Ressourcen. Sie verfügen



kaum oder nur noch in eingeschränktem Maße über aktivierbare soziale Netzwerke im Aufnahmeland, die ausreichende Hilfe und Unterstützung im Alter gewähren könnten.

Muster E: Ausgegrenzte: „Wir müssen zusammenhalten“ (n=11)

Dieses Sozialmuster ist das einzige, das sich ausschließlich auf eine einzige Nationalitätengruppe bezieht – nämlich die Vietnamesinnen. Sozial stellen sie im Hinblick auf Altersstruktur, Bildung, Qualifikation, Erwerbsverlauf und Familienkonstellation sowie bezüglich ihrer Handlungsorientierungen eine homogene Gruppe dar, die sich zugleich hinsichtlich ihrer Lebenslagen und ihrer manifesten Ausgrenzungserfahrungen deutlich von den Befragten aus den anderen Nationalitätengruppen unterscheidet. Die Vietnamesinnen verfügen über die höchsten Formalqualifikationen sowie generell über gute bis sehr gute Deutschkenntnisse und trotz ihrer integrativen Orientierung ist ihnen eine soziale und strukturelle Integration in die deutsche Gesellschaft nur partiell gelungen. Die Widersprüchlichkeiten und die Zerrissenheit zwischen Individualisierung und kollektivistisch geprägtem Traditionalismus spiegeln sich in den Biographien wider. Die Befragten perpetuieren zwar ein eher traditionelles weibliches Rollenverständnis, das im Hinblick auf den Stellenwert der Familie den ‚Familienfrauen‘ nahe kommt, gleichzeitig hat sich die reale Familienkonstellation durch das Zerbrechen der Ehen auf Grund der Lebens- und Migrationsumstände dem modernen Lebensentwurf (Patchwork-Familie; Alleinerziehende, ledige Mütter, Alleinverdienerinnen) angepasst.

! „Die vietnamesischen Frauen in Vietnam haben Harmonie zu Hause, also in unserem Alter. Hauptsache, sie haben ihre Familien und alles. Und wir, wir hier – nur Geld, Geld und nur verdient, verdient ... Manchmal habe ich so gedacht: Warum sollte ich weiter hier leben ohne Familie, ohne alles. Nur arbeiten und Geld nach Hause schicken, damit die Leute zu Hause wirklich leben können. Aber ruhig, ruhig, habe ich gedacht. Du hast noch deine große Aufgabe.“ (Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)

Die Diskrepanz zwischen perzipiertem Familien- und Frauenbild und tatsächlicher Lebensweise zeigt sich am stärksten bei den Frauen mit unehelichen Kindern (Wendekinder) oder bei ledigen Müttern, die durch ihr Reproduktionsverhalten normative und moralische Prinzipien der Herkunftsgesellschaft gebrochen haben und in ihrem Kulturkreis deshalb mit sozialer Stigmatisierung zu rechnen hätten. Selbst Scheidung gilt in Vietnam nach wie vor als sozial inakzeptabel (vgl. Helbig/Riesner 1993:99ff).

Die (groß-)familiale Gemeinschaft ist nach wie vor Projektionsfläche für das familiäre Zusammenleben, wenngleich sich die Familie in Deutschland auf die ‚Kernfamilie‘ reduziert oder die Kinder (teilweise) in Vietnam zurückgelassen werden mussten. Für die meisten Vietnamesinnen ist der Status ‚alleinstehend‘ eher negativ besetzt, denn ein partnerloses Leben steht im Widerspruch zum perzipierten Frauen- und Familienbild. Viele würden gern eine erneute Ehe eingehen, um die ‚Rumpffamilie‘ durch eine ‚richtige‘ Familie ersetzen zu können.



■ „Eigentlich viele Frauen so wie ich, sie haben wieder Partner gefunden und so. Aber ich habe es nicht geschafft, weil hier so alles in meinem Leben passiert. Ich kann einfach nicht mehr. Aber alleine als Frau, alleine mit Kinder und alles Probleme ist sehr, sehr schwer. Ich habe hier öfter gewünscht, vielleicht hier so eine schöne Mann für mich. Nicht Geld bringen, sondern nur irgendwie so eine Familie haben. Für mich ist immer so ein Traum.“ (Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)

Neben der Ein-Eltern-Kind-Familie kommt der ethnischen Gemeinschaft im sozialen Beziehungsgefüge die größte Bedeutung zu, zumal den Befragten in der Regel kein verwandtschaftliches Netzwerk in Deutschland zur Verfügung steht. Die ethnische Gemeinschaft dient als solidarisches, moralisches und instrumentelles Unterstützungsnetzwerk. Die innerethnischen Kontakte sind nicht nur aus psychosozialen Gründen wichtig, sondern das Netzwerk bildet auch eine informelle Tauschbörse für Informationen, Ratschläge oder instrumentelle Unterstützungsleistungen, wengleich Letztere auf Grund ähnlicher Problemlagen am Arbeitsmarkt nur in begrenztem Umfang mobilisierbar sind.

■ „Die (d. i. vietnamesische Bekannte) helfen schon ein bisschen mit. Ich meine, moralisch unterstützen. Und wenn ich Hilfe brauche, ich meine, zum Beispiel für Umzug oder so etwas, dann sind die da. Da kommen die sogar von Leipzig, Berlin. Denn wir müssen zusammenhalten.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, geschieden)

■ „Man hat schon Freunde, aber jeder hat auch sein Problem, und man kann schon seine Probleme offen zu anderen sprechen, aber man kann auch nicht erwarten, dass man von anderen so große Hilfe bekommt.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)

■ „Meistens die Leute arbeiten selbstständig (d. i. Gewerbetreibende) und dann gehe ich zu denen und dann sprechen wir, einmal hier und einmal da. Dann noch mehr hören, mehr Information. Dann ich weiß, was ist neu.“ (Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)

■ „Ich habe auch einige Freundinnen, die meisten haben auch die Probleme wie ich, arbeitslos. Ich rufe sie an und frage nach, ob sie schon Arbeit für sich und für mich finden. Wir, die Vietnamesen, sind immer bereit, uns gegenseitig zu helfen.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, getrennt)

Des Weiteren übernimmt die ethnic community, was auch in den vorangegangenen Zitaten angedeutet wird, eine wirtschaftliche Scharnierfunktion, indem sie die Migrantinnen in die informelle Schattenökonomie des ethnic business integriert.

Die segregative Gemeinschaft der Vietnamesinnen unterscheidet sich jedoch deutlich von jener der ‚Segregierten‘ in Muster B. Denn es ist eher eine aus der Not geborene – reaktive – Solidargemeinschaft, die sich im Kontext eines als extrem feindselig empfundenen sozialen Umfelds zusammengefunden hat, aber keine gewollte oder explizit gewünschte Segregationsstrategie. Auch knüpft sie nicht an urwüchsige primäre Vergemeinschaftungsformen wie Nachbarschaft an, sondern folgt stärker den Logiken sekundärer Vergemeinschaftung – auch in Bezug auf das Spektrum an gemeinsamen Freizeitaktivitäten. Die Treffen finden jedoch auf Grund der Angst vor fremdenfeindlichen Übergriffen selten im öffentlichen Raum statt, sondern häufiger in ‚geschützten‘ Räumen wie Privatwohnungen, vietnamesischen Vereinen, Restaurants, Kulturzentren etc.



- *„Ich habe auch Kontakt zu anderen Vietnamesen. An Wochenenden besuchen wir uns oft, und wir sehen vietnamesische Filme, hören vietnamesische Musik.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, getrennt)*
- *„Ich gehe an Wochenenden auch noch gerne zu den vietnamesischen Karaoke. Die haben einen Club aufgemacht. Mit der Gruppe zusammen gehen wir hin, um die Vietnamesen da zu treffen, viele, viele da.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, ledig)*
- *„Am Bahnhof ist ein Asia-Snack, da bin ich dort viel. Da kommen auch mehrere von hier. Wenn wir uns dort treffen, lange quatschen, Probleme mal ein bisschen erzählen. (I: Treffen Sie sich auch noch woanders?) Auch woanders. Privat hier in der Wohnung, zusammen kochen, essen, irgendwas machen. Meistens Wochenende.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, geschieden)*

Im Gegensatz zu den ‚Segregierten‘ pflegen die Vietnamesinnen durchaus gemischtgeschlechtliche Sozialkontakte. Das soziale Handeln und die lebensweltlichen Interaktionen der befragten Vietnamesinnen sind stark reaktiv ausgerichtet und spiegeln die unmittelbaren Ausgrenzungserfahrungen in Ostdeutschland wider. Die massiven Ängste und Bedrohungsgefühle, die durch ein ausländerfeindliches Klima geschürt werden, führen dazu, dass die Migrantinnen defensive (Überlebens-)Strategien entwickeln, die darauf angelegt sind, in der Anonymität der Masse zu verschmelzen und in der Öffentlichkeit möglichst unsichtbar zu werden, also insgesamt sehr unauffällig zu leben. Die Befragten meiden deshalb bewusst das Zusammenwohnen in einer ethnischen Kolonie, sondern bevorzugen anonyme Wohnlagen in Plattenbau- und Hochhaussiedlungen, um keine Angriffsfläche für ausländerfeindliche Übergriffe zu bieten.

- *„Von einer Bekannten von mir, die wohnen im Erdgeschoss, da wurde das Fenster mit Steinen beworfen. Es ist ganz schlimm. Wenn wir vielleicht nebeneinander wohnen, ist es noch schlimmer. Konzentriert. Und da werden die vielleicht noch mehr Krawall machen. Dann ich meine, ist besser, wenn wir Ausländer zerstreut wohnen, nicht konzentriert in einem Gebiet, Wohngebiet oder so.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, geschieden)*
- *„Eigentlich wollen wir zusammenwohnen. Aber wenn viele Ausländer zusammenleben, haben wir Angst vor den Jugendlichen. Es gibt dann Brandstiftung oder etwas Schlimmeres.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, getrennt)*

Die Migrantinnen bewegen sich aus Angst vor ausländerfeindlichen Übergriffen mit Vorsicht in der Öffentlichkeit, meiden nach Möglichkeit öffentliche Verkehrsmittel oder den Besuch kultureller Veranstaltungen wie Kino, Theater u. Ä. oder gehen abends nicht mehr allein aus.

- *„Ich verstehe auch nicht, warum die Jugendlichen früher in der DDR so artig waren und plötzlich sind alle verändert. Ich habe es schon mehrmals erlebt (d. i. Übergriffe). Wir fühlten uns damals sicherer als zurzeit. Heutzutage wage ich nicht, nach 20 Uhr abends auf die Straße zu gehen.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, getrennt)*
- *„Ich fühlte mich zu DDR-Zeiten wohler. Und jetzt die Deutschen sind nicht mehr so freundlich wie früher, und sie sind am meisten auch Ausländerhasser. Früher waren wir in der Nacht auch auf dem Bahnhof. Hatten wir keine Angst. Aber jetzt, wenn Abend, dann haben wir schon Angst, auf die Straße allein zu gehen.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, getrennt)*



! „Kulturleben haben wir auch kaum hier, außer dem Fernseher. Zum Beispiel ins Kino oder Theater. Besonders ins Kino gehen wir nicht, Theater ja. Das ist noch ein bisschen vornehmer und ein bisschen menschlicher. Im Kino sind die Jugendlichen, die Glatzköpfe. Dort gehen wir nie hin.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)

Die Kontakte zu Deutschen sind trotz guter Deutschkenntnisse meist auf funktionale Lebensbereiche beschränkt. Die wenigen Befragten, die private Kontakte zu Angehörigen der Majorität pflegen, haben diese in der Regel vor der Wende geknüpft und bis heute erhalten können.

Die den Vietnamesinnen zur Verfügung stehenden (teil-)familialen und ethnischen Netzwerke stellen hinsichtlich ihres Unterstützungspotenzials eine zwar wichtige emotionale, kognitive und instrumentelle Ressource dar. Sie müssen jedoch bereits heute wegen der fehlenden Integration in den Arbeitsmarkt durch das öffentliche Netz, sprich umfangreiche staatliche Transferleistungen, kompensiert werden. Und wenn, was zu befürchten ist, die Arbeitsmarktintegration dieser Gruppe zukünftig nicht mehr gelingen sollte, dürfte den Betroffenen, u. a. wegen der geringen Rentenanwartschaften, dann höchstwahrscheinlich im Rentenalter ein Abgleiten in die Altersarmut drohen.

Die sekundären Vergemeinschaftungsmuster in Abhängigkeit von sozialen Lagen

Die fünf Muster der sozialen Einbindung variieren im Hinblick auf die nationalitätenspezifische Zusammensetzung, wenngleich die sozialen Lagedimensionen und die individuellen Kompetenzen, die in der folgenden Tabelle (Tab. 4) genauer nach Typus aufgeschlüsselt sind, einen größeren Einfluss auf die Integrationsstrategien als die nationale Herkunft haben. In den Verteilungen spiegelt sich gleichwohl das Modernitäts-/Traditionsgefälle der Herkunftsländer wider, denn die Migrantinnen aus den postsozialistischen Ländern Jugoslawien und Vietnam haben einen deutlichen Modernitätsvorsprung gegenüber den türkischen und den italienischen Frauen, die aus dem Mezzogiorno stammen. Es ist deshalb kein Zufall, dass die Befragten aus Ex-Jugoslawien ausschließlich in den ‚Modernisierungsmustern‘ (Integrierte und Isolierte) zu finden sind, während sich die Türkinnen auf die primären Muster der Vergemeinschaftung (Familienfrauen, Segregierte) konzentrieren. Bei der kleinen Gruppe von Türkinnen, die zum Typus ‚Integrierte‘ zählen, handelt es sich ausnahmslos um Geschiedene mit relativ hoher Bildung und Qualifikation, deren soziale Herkunft auf Mittelschicht und/oder akademisches Milieu verweist. Die Italienerinnen weisen eine größere Streubreite auf. Das Gros der Italienerinnen verteilt sich auf den Typus ‚Familienfrauen‘ und ‚Isolierte‘, wobei das Vorhandensein und die Qualität der familialen Netzwerke eine wichtige Rolle spielen. Ein kleiner Teil entfällt auf den Typus ‚Segregierte‘ und ‚Integrierte‘. Die befragten Griechinnen wiederum sind primär im Typus ‚Familienfrauen‘, ‚Isolierte‘ und ‚Integrierte‘ zu finden. Die Vietnamesinnen bilden auf Grund ähnlicher Lagen eine relativ homogene soziale Gruppe, was sich auch in einer homologen Integrationsstrategie niederschlägt.



TABELLE 4: DIMENSIONEN DER SOZIALEN LAGE

Lagen/Typus	a) Familienkonstellation b) Perzipiertes Familienmodell	a) Verwandte in Deutschland b) Kontakte zur Herkunftsfamilie	Gesellschaftliche Partizipation	Familienstand	Individuelle Ressourcen	Sekundäre Netzwerke	Sozio-kulturelle Orientierung
Familienfrauen	a) eher Komplettfamilie b) traditionelles Familienmodell	a) vorhanden b) intensiv	gering	Witwen	geringe Bildung, schlechte bis mittlere Deutschkenntnisse	bedeutungslos	primäre Gemeinschaft, Herkunftsgesellschaft
Segregierte	a) Komplettfamilie, geteilte Familie b) brüchiges/trad. Familienmodell	a) vorhanden b) intensiv	gering	Witwen	geringe Bildung, sehr geringe Deutschkenntnisse	ethnische Nachbarschaft	Migrantengesellschaft
Integrierte	a) Komplettfamilie, getrennte Familie, Kinderlose b) modernes Familienmodell	a) teilweise b) schwächer	hoch	überwiegend Geschiedene und Ledige	eher höheres Bildungsniveau, gute bis sehr gute Deutschkenntnisse	vorhanden, oft bikulturell	integrative Orientierung mit starker Abgrenzung zur Migrantengesellschaft
Isolierte	a) getrennte, geteilte Familie; seltener Komplettfamilie, Kinderlose b) eher brüchiges Familienmodell	a) selten b) polarisiert: abgebrochen/intensiv	gering	Geschiedene, Ledige, Witwen	geringe bis mittlere Bildung, schlechte bis mittlere Deutschkenntnisse	nicht vorhanden	eher integrative Orientierung, Abgrenzung zur Migrantengesellschaft
Ausgegrenzte	a) Komplettfamilie, getrennte Familie b) traditionelles Familienmodell	a) keine b) intensiv	mittel/hoch	Geschiedene, Ledige	hohes Bildungsniveau, gute bis sehr gute Deutschkenntnisse	sekundäre ethnische Gemeinschaft	integrative Orientierung, aber durch Ausgrenzung erzwungene Segregation



Im Hinblick auf gesellschafts- und sozialpolitische Handlungsbedarfe sind die vorgefundenen Sozialmuster und ihre jeweiligen Netzwerkqualitäten als soziale Ressourcen differenziert zu betrachten. Die befragten Migrantinnen sind als ältere Alleinstehende keineswegs, wie pauschal angenommen, insgesamt von sozialer Isolation bedroht. Auch die verbreitete Annahme, dass sich für Frauen das soziale Netz weitgehend auf Verwandtschaft beschränke (vgl. Nauck/Kohlmann 1998:218) und bei dessen Nichtvorhandensein soziale Isolation drohe (vgl. Zoll 1997:10), ist für die Alleinstehenden deutlich zu modifizieren. Desgleichen sind die in der Migrationssoziologie gängigen Thesen vom altersbedingten ‚ethnischen Rückzug‘ oder von ‚Altersinsulation‘ für die Untersuchungsgruppe zu revidieren (vgl. Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995:15; Hielen 1998:52; Schulz 1979). Denn für die in der ethnischen Gemeinschaft lebenden Teilgruppen der Befragten ist soziale Segregation alles andere als eine altersbedingte Rückzugs- und Bewältigungsstrategie, sondern eine seit der Migration bestimmende Lebensweise. Und für die integrationsorientierten Migrantinnen wiederum ist das Segregationsmodell weder eine Offerte noch eine Alternative zur ‚offenen‘ Gesellschaft. Sie grenzen sich vielmehr bewusst von der ethnischen Gemeinschaft ab, um den eigenen Individualisierungs-, Modernisierungs- und Integrationsprozess nicht durch geschlechtsspezifische Konformitätszwänge oder soziale Kontrolle zu gefährden. ‚Altersinsulation‘ würde diesen langwierigen und hindernisreichen emanzipatorischen und integrativen Lebensprozess dieser Migrantinnen nicht nur torpedieren, sondern ad absurdum führen.

Unsere Analyse widerlegt jene generellen Thesen, die von einem altersbedingten stärkeren Rückzug in die Ethnizität ausgehen und die der ethnischen Gemeinschaft besondere soziale Auffangqualitäten für ältere Migrantinnen und Migranten zuschreiben. Gegen diese Hypothesen sprechen Kontinuitätserfahrungen und im Lebensverlauf erprobte Handlungs- und Sozialisationsmuster. Unsere Befunde belegen, dass es eher unwahrscheinlich ist, dass Migrantinnen ein in jüngeren und mittleren Jahren erprobtes soziales Handlungsmuster plötzlich im Alter aufgeben und sich sozial neu orientieren, denn das würde bedeuten, dass sie ihr angestammtes und vertrautes soziales Milieu wechseln müssten. Zum anderen zeigt sich deutlich, dass die ‚traditionellen‘ Frauen nicht erst im Alter die Nähe zur ethnischen Gemeinschaft suchen, sondern bereits seit ihrer Ankunft in Deutschland weitgehend segregiert und in Distanz zur Aufnahmegesellschaft gelebt haben und dieses Muster auch im Alter beibehalten. Gleichwohl kann mit zunehmendem Alter durchaus ein sozialer Rückzug verbunden sein, vor allem in den höheren Altersgruppen, wenn körperliche oder gesundheitliche Beeinträchtigungen die Mobilität einschränken. Der soziale Rückzug ist dann jedoch ein stärkerer Rückzug ins Private, der sich innerhalb des sozialen Milieus vollzieht, sozial aber nicht mit einem Rückzug in die Ethnizität einhergeht. Unsere Befunde widerlegen somit eindeutig generelle Annahmen von einem altersbedingten ethnischen Rückzug für all jene alleinstehenden Migrantinnen, die modernisierungs- oder familienorientiert sind, was für die Mehrzahl der Befragten zutrifft.



Die ethnischen Gemeinschaften stellen für die Mehrzahl der Befragten weder ein soziales Refugium oder Auffangbecken noch ein alternatives Integrationsmodell dar. Der Status ‚alleinstehende Frau‘ spielt diesbezüglich eine Schlüsselrolle. Denn die Mehrzahl der Migrantinnen grenzt sich bewusst von der ethnischen Gemeinschaft ab, um den tradierten Rollenerwartungen und dem sozialen Konformitätsdruck zu entgehen. Diese Frauen sind nicht mehr bereit oder willens, sich den geschlechtsspezifischen Rollenklischees zu beugen oder gar ihr soziales Verhalten und Handeln gegenüber Landsleuten rechtfertigen oder legitimieren zu müssen. Diese autonomieorientierten Frauen schätzen die mit der Individualisierung und Pluralisierung einhergehenden Freiräume einer offenen Gesellschaft, die ihnen Wahlmöglichkeiten bei der Ausgestaltung der Lebensweise lassen. Und diese Freiräume einer offenen Gesellschaft lassen sich ohne ‚Ehrverlust‘ oder ‚Rufschädigung‘ nur innerhalb eines integrativen Wohn- und Lebensumfelds, nicht jedoch in einer sozial abgeschotteten und segregativen Gemeinschaft realisieren. Lediglich für die Gruppen von Befragten vom Typus ‚Segregierte‘ und ‚Ausgegrenzte‘ sind die ethnischen Netzwerke identifikatorische, soziale und emotionale Ersatzheimat und auf Grund von Ausgrenzungserfahrungen auch ein Auffangbecken. Für die Befragten vom Typus ‚Familienfrauen‘, ‚Isolierte‘ und ‚Integrierte‘ jedoch ist die ethnische Gemeinschaft faktisch bedeutungslos, die sozialen Berührungspunkte sind marginal.

Das im Typus ‚Isolierte‘ beschriebene nicht integrative soziale Muster ist am problematischsten. Es verdeutlicht drastisch, dass der Modernisierungs- und Individualisierungsprozess nicht linear verläuft, sondern vielfältige Risiken und Brüche nach sich ziehen kann. Die Orientierung an modernen Lebensformen der Aufnahmegesellschaft fördert zwar die soziale Integration, schafft aber auch soziale und wirtschaftliche Abstiegsrisiken für diejenigen, deren individuelle Handlungs- und Sprachkompetenz nicht ausreicht, um die Anforderungen, die mit dieser modernen Lebensform einhergehen, selbstständig erfüllen zu können. Dieses Sozialmuster widerlegt die verbreitete Vorstellung: je moderner, desto (ökonomisch) erfolgreicher und sozial integrierter. Vielmehr verdeutlicht es drastisch den offenen Ausgang des Prozesses, ob und inwieweit Modernisierung eher zu einer erfolgreichen Lebensgestaltung führen oder in sozialer Marginalisierung enden wird. Deshalb sind auch die gesellschaftlichen Forderungen und Anforderungen nach stärkerer Integration ambivalent zu beurteilen. Denn die wirtschaftlich am besten gestellten Migrantinnen sind nicht jene an modernen Lebensformen orientierten, sondern verwitwete Migrantinnen, die das traditionelle (Groß-)Familienmodell mit seinen umfassenden Loyalitäts- und Solidaritätspotenzialen nutzen konnten. Für eine erfolgreiche Modernisierung wiederum sind weniger objektive Lagen als vielmehr individuelle Ressourcen ausschlaggebend, die den alleinstehenden Migrantinnen das notwendige Handlungsgerüst für eine autonome Lebensführung in der Aufnahmegesellschaft geben. Unsere Befunde verweisen darauf, dass auch die integrative Orientierung im Hinblick auf die soziale Integration in die Aufnahmegesellschaft nur eine zweitrangige Rolle spielt. Wesentlich bedeutsamer für eine erfolgreiche soziale Integration sind Bildungschancen und kulturelle Ressourcen, die zum Motor einer relativ starken Aufstiegs- und Verbleibsorientierung werden. Demzufolge stellt die Integration in die Arbeitswelt die Basis für



den beruflichen Aufstieg dar, denn sozialer Aufstieg ist in einer Arbeitsgesellschaft untrennbar mit der Stellung im Erwerbsleben verbunden. Von daher ist es kaum verwunderlich, dass die an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen die Integration als Individualprojekt angehen und nicht als generationenübergreifendes Zukunftsprojekt wie die Migrantinnen vom Typus Familienfrauen und Segregierte, die die Integrationsleistungen an die nachfolgenden Generationen delegieren.

Die vorgefundenen Sozialmuster variieren im Hinblick auf die notwendigen sozialpolitischen Handlungsbedarfe zur Verbesserung der Lebenssituation der alleinstehenden älteren Migrantinnen. Bei den Migrantinnen in Muster A und abgeschwächter in Muster B ist davon auszugehen, dass die vorhandenen sozialen (insbesondere familiären) Netzwerke auch mit zunehmendem Alter relativ stabil bleiben und als soziale Ressource mit hohem Unterstützungspotenzial genutzt werden können, wodurch eine geringere Inanspruchnahme von öffentlichen Leistungen zu erwarten ist. Umgekehrt nutzen bereits heute viele Migrantinnen vom Typus ‚Integrierte‘, ‚Isolierte‘ und ‚Ausgegrenzte‘ in unterschiedlichem Ausmaß das öffentliche Netz zur ökonomischen Absicherung, was die Schlussfolgerung zulässt, dass Modernisierung nicht zwangsläufig mit wirtschaftlichem Erfolg einhergeht. Die familialen und sekundären Netzwerke der ‚Integrierten‘ und der ‚Ausgegrenzten‘ haben zwar als soziales Refugium eine hohe emotionale und expressive Qualität, aber im Hinblick auf umfassendere Unterstützungs- und Hilfeleistungen im Alter dürften sie nur von sekundärer Bedeutung sein. Am problematischsten ist die soziale Situation der ‚Isolierten‘ einzuschätzen, die zugleich die größte Teilgruppe darstellen und die kaum Netzwerkressourcen aktivieren können, die derzeit aber staatliche Unterstützung (trotz möglicher Ansprüche) nur partiell nutzen oder nutzen können. Bei ihnen ist zukünftig mit dem größten Bedarf an institutioneller Hilfe im Alter zu rechnen.

Auch im Hinblick auf Bedarfe an Integrationshilfen zur Erleichterung des Zugangs zum institutionellen Hilfesystem unterscheiden sich die Teilgruppen der Befragten deutlich. Die Befragten vom Typus ‚Integrierte‘ und ‚Ausgegrenzte‘ mit relativ hoher Handlungsautonomie und guten Sprachkenntnissen haben wenig Informationsdefizite oder Schwierigkeiten, ihre Ansprüche auf sozialstaatliche Leistungen geltend zu machen. Ihr Bedarf an Integrationshilfen zur Partizipation am Sozialstaat ist relativ gering. Völlig anders gestaltet sich die Lage bei vielen Migrantinnen vom Typus ‚Familienfrauen‘, ‚Segregierte‘ und ‚Isolierte‘, die wegen ihrer oftmals eingeschränkten Deutschkenntnisse und ihrer Informationsdefizite teils erheblichen Bedarf an Integrationshilfen haben, um eigenständig, d. h. ohne Rückgriff auf private (intergenerationale) Dolmetscherdienste, Ansprüche auf sozialstaatliche Leistungen geltend machen oder Zugang zum Altenhilfesystem erhalten zu können. Wenn sich die gesellschaftspolitische Forderung nach sozialer Integration an den Teilhabemöglichkeiten des Einzelnen bemisst, dann bleibt noch viel zu tun für Politik und institutionelle Altenhilfe, um zu verhindern, dass ein großer Teil der alleinstehenden älteren Migrantinnen zu den Verliererinnen des Sozialstaats gehört.



3.3.3 Gesellschaftliche Partizipation im Alter

Unter gesellschaftlicher Partizipation werden außerhäusliche Aktivitäten verstanden, die nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit Reproduktionsaufgaben stehen, sondern Freizeitaktivitäten und Hobbys, kulturelle, religiöse, politische und kreative Betätigungen umfassen. Die Teilhabe der Befragten am gesellschaftlichen Leben korrespondiert weitgehend mit den vorgefundenen sozialen Interaktionsmustern. Demzufolge sind die Befragten, die zur Gruppe der ‚Integrierten‘ zählen, auch diejenigen mit dem breitesten Interessenprofil und Spektrum an gesellschaftlichem Engagement.

■ *„Ich habe hier gleich Anschluss gefunden mit den Leuten. Ich habe den Anschluss immer gesucht. Ich bin bis heute in jedem Verein hier. Ich bin in der Frauenhilfe, ich bin in der Feuerwehr, ich bin im Sportverein, ich bin im Kirchenchor ... Zufällig bin ich in der Gruppe mit der Ausländerbeauftragten.“ (Griechin, 60 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich bin aktiv, ich bin in der Gewerkschaft, in der Schule im Personalrat. Oder jetzt bin ich in einer Arbeitsgruppe. Und dann bin ich in Kontakt mit Eltern und ehemaligen Schülern.“ (Jugoslawin, 58 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich mache Besuche in Krankenhäusern wie grüne Damen. Ich besuche Gefängnisse, ich gehe in Altersheime. Vielleicht ist zu viel? Aber ich bin froh. Also ich habe meine eigenen Interessen.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)*

Diese Aktivitäten sind oftmals im bi- oder multikulturellen Spektrum angesiedelt, wobei der Reiz für viele gerade in der Vermittler- und Brückenfunktion zwischen den kulturellen Welten liegt. Viele dieser Befragten engagieren sich ehrenamtlich – insbesondere auf kulturellem Gebiet in Vereinen, politisch in Gewerkschaften, Betriebsräten, Ausländerbeiräten oder auf kommunaler Ebene in der Asylbetreuung oder in der Ausländerberatung. Andere wiederum pflegen gesellige Hobbys, Sport- und Freizeitaktivitäten außer Haus, die auch als Kontaktbasis dienen. Auch die offenen Freizeitangebote von Altenhilfe, kirchlichen Einrichtungen oder interkulturellen Begegnungstätten werden durchaus nachgefragt, wenngleich diese Offerten nur für diejenigen von Interesse sind, die aus Unsicherheit oder mangelndem Zutrauen zu wenig eigeninitiativ für aktives Engagement im öffentlichen Raum sind. Auch die im Typus ‚Ausgrenzte‘ beschriebenen Vietnamesinnen gehören zu den Befragten, die in ihrer meist eng bemessenen Freizeit sehr aktiv sind. Neben dem Engagement in ethnischen (Kultur-)Vereinen und in der ehrenamtlichen Ausländerberatung sind sie überdurchschnittlich häufig auch an kulturellen und geselligen Veranstaltungen interessiert, wenngleich sich die Teilhabe aus Angst vor ausländerfeindlichen Übergriffen eher auf Angebote aus der ethnischen Gemeinde beschränkt.

Die Migrantinnen vom Typ ‚Familienfrauen‘, ‚Segregierte‘ und ‚Isolierte‘ hingegen sind im Hinblick auf außerhäusliche Aktivitäten, soziales Engagement und Freizeitbetätigungen deutlich passiver und beschränken ihren Aktionsradius stark auf typisch weibliche Betätigungsformen innerhalb privater Häuslichkeit. Davon ausgenommen sind in der Regel lediglich kirchliche oder religiöse Veranstaltungen, die für diese Alleinstehenden nicht nur ein hinlänglich vertrautes Milieu darstellen, sondern zudem eine



sozial akzeptierte und rollenkonforme Betätigung in der Öffentlichkeit zulassen. Aus der Sicht dieser ‚passiven‘ Migrantinnen behindern vor allem Zeitmangel sowie geringes Interesse an außerhäuslichen Aktivitäten, aber auch Konformitätserwartungen ein größeres Engagement. Eine Unkenntnis über gesellschaftliche Freizeit- und Geselligkeitsangebote, die bspw. durch die offene Altenhilfe offeriert werden, sowie fehlende Sozialisationserfahrungen im Hinblick auf ‚moderne‘ Formen der Freizeitgestaltung behindern ebenfalls eine stärkere gesellschaftliche Partizipation. Allerdings wird dieser geringe Grad an gesellschaftlicher Teilhabe – außer bei Teilen der isoliert Lebenden – weder als Beeinträchtigung noch als Mangel empfunden. Dies ist kaum verwunderlich, denn ein öffentliches außerhäusliches Engagement käme einem deutlichen Bruch mit dem bisher praktizierten traditionellen Lebensstil und Rollenmuster gleich und wäre demzufolge ein atypisches biographisches Verhaltens- und Aktivitätsmuster im Alter.

3.4 Identität und kollektive Zugehörigkeit

3.4.1 Identifikatorisches Selbst- und Fremdbild

Kollektive Identitäten sind Konstrukte, die essentialistische Vorstellungen über (vermeintliche) Gruppenzugehörigkeiten umfassen, wobei die Mitglieder ihre kollektive Zugehörigkeit aus dem Glauben an scheinbare Gemeinsamkeiten wie kulturelle Werte, Normen, Abstammung sowie Vergangenheits- und Zukunftsbezüge ableiten. Identitäten sind somit stereotype und ‚fluide‘ (Selbst-)Zuschreibungen, die je nach sozialer Perspektivität und situativer Wahrnehmung getroffen werden und die zugleich wandelbar sind, wenn sich die sozialen Relevanz- und Bezugssysteme ändern. Zum Kernelement dieser Distinktionspraxis gehört das Wir-Gefühl, das aus der identifikatorischen Verbundenheit mit der jeweiligen Gruppe resultiert. Mit der Demonstration der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe werden, um einen Begriff von Max Weber zu gebrauchen, Prozesse der sozialen Schließung verbunden, die mit einer Ausgrenzung der Nichtdazugehörigen einhergehen. Konstitutiv sind Grenzziehungen zwischen ‚uns‘ und ‚ihnen‘, dem Fremden – Vertrauten, Inländern – Ausländern, Frauen – Männern, Reichen – Armen usw. Prozesse sozialer Schließung können, wie Wimmer (1996:413) ausführt, zur Bildung von Klassen, von Nationen, Ethnien, Subkulturen oder Geschlechtergruppen führen.

In Bezug auf die Weber'sche Begriffstradition sind Ethnien nichts anderes als konstruktivistische Gruppenzugehörigkeiten, die sich zumeist als historische (genealogische) Abstammungsgemeinschaften verstehen und Menschen gleicher Kultur und Herkunft umfassen. Allerdings sind, wie Barth (1969) in einer grundlegenden Veröffentlichung gezeigt hat, Ethnien mit einem Wir-Gefühl und Gruppen gleicher Kultur nicht notwendigerweise deckungsgleich, da Erstere auf holistische (nationale) und statische Kulturbegriffe rekurrieren, die weder den realen Prozess- und Wandlungscharakter von Kulturen noch die subkulturellen gesellschaftlichen Differenzierungen innerhalb von Kulturen berücksichtigen. Nassehi (1995:453) verweist zu Recht darauf, dass moderne



Gesellschaften in erster Linie durch (soziale) Differenz und nicht durch Identität im Sinne einer normativ integrierten gesellschaftlichen Gemeinschaft geprägt sind. Kollektive Gemeinsamkeitsunterstellungen im Sinne von ‚imagined communities‘ (vgl. Anderson 1988) sind am erfolgreichsten durch das Konzept der Nation und durch die Ethnisierung, d. h. durch Herstellung von kultureller Differenz repräsentiert. Durch Selbst- und Fremdeethnisierung werden soziale Inklusions- und Exklusionsprozesse angestoßen, verfestigt und reproduziert. Esser (1980:146) zufolge ist das Bedürfnis nach Differenz und Abgrenzung dann am größten, wenn die eigene Position im sozialen Gefüge kontingent zu werden droht, u. a. durch Konflikte um knappe Ressourcen, im Kampf um soziale Positionierungen und Lebenschancen. Ungleichheits- und Ausgrenzungserfahrungen sowie biographische Verunsicherungen und Destabilisierungen von Lebenslagen bringen Gruppenidentitäten hervor, die für die Mitglieder Sinngebung und identifikatorische Selbstvergewisserung bedeuten, durch die Betonung der kulturellen Differenz jedoch Abgrenzungs- und Ausgrenzungsprozesse verfestigen. Ethnische Identitäten sind als soziale Konstruktionen zu begreifen, die Barth (1969) zufolge in sozialen Interaktionen zustande kommen, wobei die jeweiligen Selbst- und Fremdzuschreibungen der beteiligten Akteure durch hochgradige Differenziertheit und Variabilität entlang unterschiedlicher situativer und objektiver Kontexte gekennzeichnet sind. Das heißt nichts anderes, als dass auch identifikatorische Selbstzuschreibungen einerseits höchst komplex, ausdifferenziert oder diffus und vage sein können, andererseits immer kontingent sind. Sackmann (2000:5) verweist darauf, dass weder die Zugehörigkeit zu einer Kategorie noch die Zugehörigkeit zu sozialen Kreisen oder Organisationen hinreichend sei, um von ethnischer Identität, insbesondere ethnischer kollektiver Identität, sprechen zu können. Vielmehr könne die Existenz einer Gruppe und einer mit ihr verbundenen kollektiven Identität nicht vorausgesetzt werden, weshalb nur vom einzelnen Individuum und dessen subjektiver Orientierung auszugehen sei.

In der Diskussion um die gesellschaftliche Integration von Migrantinnen und Migranten spielt die Frage der identifikatorischen Zugehörigkeit eine wichtige Rolle. Segregative Tendenzen, die eine Separation von der deutschen Gesellschaft begünstigten und verfestigten, so eine der zentralen Annahmen in dieser Debatte, seien vornehmlich auf ethnische Zugehörigkeit zurückzuführen. Behindert also eine an der ethnischen Gemeinschaft oder eine an der nationalen Herkunft ausgerichtete Identität nachhaltig die soziale Integration in die deutsche Gesellschaft? Müssen soziale und kulturelle Orientierung deckungsgleich sein, um Integration sicherzustellen? Und inwieweit haben Geschlechtszugehörigkeit bzw. Geschlechtsrollen Einfluss auf kollektive Identitäten? Die bislang noch eher auf der theoretischen Ebene sich vollziehende Debatte über geschlechtsspezifische Identitätskonstrukte greift die Frage auf, ob Frauen generell traditionsgebundener sind als Männer oder ob sie umgekehrt eher offener sind als Männer (vgl. Sackmann 2000:8; Hoerder 1996:248).

Anhand der Selbstbilder, Selbstzuschreibungen sowie der Kontrastbilder und der Auseinandersetzung mit Fremdzuschreibungen soll die jeweilige Selbstverortung der befragten Migrantinnen genauer analysiert werden. Wir gehen davon aus, dass identifikatorische Selbstzuschreibungen in Wechselwirkung mit Fremdzuschreibungen



stehen und sich, wenn die These von Barth stimmt, in sozialen Interaktionen, also in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt manifestieren. Die Identitätszuschreibungen dürften maßgeblich aus den facettenreichen wechselseitigen Abstoßungs- und Anziehungsreaktionen auf Aufnahme- und Herkunftsgesellschaft resultieren. Des Weiteren belegen unsere Befunde, dass eine gesellschaftliche Integration nicht von der Preisgabe der kulturellen oder nationalen Identität abhängig ist, sondern von den individuellen Chancen auf gesellschaftliche und soziale Teilhabe sowie dem Wirken der Aufnahmegesellschaft, integrative Kräfte zu entfalten bzw. Partizipationsmöglichkeiten zuzulassen. Das Beharren auf Differenz ist dann umso größer, je stärker die Ausgrenzungserfahrungen und je geringer die Integrationsofferten der Aufnahmegesellschaft sind.

Für die Analyse der identifikatorischen Selbstverortung wurden mehrere Dimensionen herangezogen. Die Selbstverortung erfolgt anhand des identifikatorischen Zugehörigkeitsgefühls zur Herkunfts-, Migrantinnen- oder Aufnahmegesellschaft, wobei überprüft werden soll, inwieweit die sozialen Lagen und der gewünschte Lebensort im Sinne von Verbleibs- oder Rückkehrorientierungen die kollektive Identität mitprägen. Insgesamt konnten vier Identitätsmuster extrahiert werden, die sich in großen Teilen mit den von Berry (1992) beschriebenen Akkulturationsstrategien (Integration, Segregation, Marginalisierung) decken.

Muster I: Bikulturelle Identität: „Ich bin halbe-halbe“

Die Migrantinnen dieses Musters zeichnen sich durch ihre relativ starke integrative Orientierung an der Aufnahmegesellschaft aus. Das betrifft sowohl die soziale Zugehörigkeit als auch die Orientierung an kulturellen Werten, wenngleich damit nicht zwangsläufig eine Preisgabe der eigenen kulturellen Identität einhergeht. Die Mischungskomponenten sind vielschichtig und schillernd und verweisen darauf, dass soziale Integration durchaus mit bikulturellen Identitätskonstrukten vereinbar ist, sofern nicht über die Selbstkonstruktion von Identitätszugehörigkeiten bewusste Abgrenzungs- oder Ausgrenzungsstrategien verfolgt werden. In dem Identitätsmuster sind vornehmlich an modernen Lebensweisen orientierte Befragte vom Typus ‚Integrierte‘ und ‚Isolierte‘ vertreten sowie ‚Familienfrauen‘, die von ihren kulturellen und sozialen Orientierungen her zwar stärker an der Herkunftsgesellschaft ausgerichtet sind, sich aber für einen dauerhaften Verbleib in Deutschland entschieden haben und für die Deutschland mittlerweile ebenfalls zur zweiten Heimat geworden ist. Von der Nationalität her handelt es sich vornehmlich um Frauen aus Ex-Jugoslawien, Italien und Griechenland, seltener um Frauen aus Vietnam oder der Türkei.

Die identifikatorische Selbstverortung weist eine deutliche Spannbreite auf, deren Spektrum von einer identifikatorischen Assimilation über eine bikulturelle Identität bis hin zu einem eher emotionalen Festhalten an der Herkunftsidentität reicht, wobei Letzteres jedoch nicht als Mittel der sozialen Abgrenzung genutzt wird, sondern Ausdruck einer positiv unterlegten symbolischen Distinktionspraxis ist. Das verbindende Element dieser Identitätskonstrukte ist die selbstbewusste Selbstverortung als Inlän-



derin, was jedoch nicht mit ‚deutsch sein‘ gleichgesetzt wird. Diese Migrantinnen betrachten sich unabhängig von ihrem Pass nicht als ‚Ausländerin‘, ‚Fremde‘ oder ‚Gast‘, sondern explizit als Inländerin und Mitbürgerin. Damit vertreten sie explizit eine zivilgesellschaftliche Position bei der individuellen Standortbestimmung.

■ *„Ich bin eine Fremde in Italien. Ich fühle mich eher als Deutsche wie Italienerin. Ich habe mein Leben hier verbracht.“ (Italienerin, 66 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich fühle mich nicht als Ausländerin, auch wenn ich eine bin.“ (Italienerin, 53 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich habe mich hier nie wie eine Fremde gefühlt.“ (Italienerin, 60 Jahre, ledig)*

■ *„Ich fühle mich als Deutsche, weil ich lebe schon 32 Jahre hier und mein ganzes Gedanken-gut ist nach dem Deutschen ausgerichtet. Ja, ich bin ganz einfach Deutsche.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)*

■ *„Außerdem bin ich auch mehr deutsch als griechisch jetzt.“ (Griechin, 65 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich fühle mich in Istanbul als gern gesehener Gast. Aber ich bin doch mit meinem Lebensmittelpunkt hier zu Hause. Ich fühle mich überall da zu Hause, wo ich lebe.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)*

Gemeinsam ist diesen Identitätskonstrukten die zentrale Erfahrung, in Deutschland mittlerweile heimisch zu sein, sich hier eingelebt zu haben und von der Mehrheitsgesellschaft als Mitbürgerin sozial akzeptiert zu sein. Die Bedeutung der nationalen Zugehörigkeit relativiert sich umso mehr, je stärker das subjektive Gefühl ist, dass die mit der Majorität geteilten Gemeinsamkeiten an Einstellungen, Sinndeutungen, Werten etc. größer sind als mögliche Differenzen auf Grund unterschiedlicher kultureller oder nationaler Herkunft. Zugleich geht die soziale und kulturelle Verortung in Deutschland bei vielen mit der Dauer des Aufenthalts mit einem Gefühl der zunehmenden Entfremdung von der Herkunftsgesellschaft einher.

■ *„Ich habe, um ehrlich zu sein, nicht so viel mit Italien und dem Leben dort zu tun ... Und ich fühle mich nicht als Ausländerin, da ich ja mehr Zeit hier als in Italien verbringe. Ich fühle mich nicht mehr als Ausländerin.“ (Italienerin, 64 Jahre, verwitwet)*

■ *„Hier ist mein Zuhause und dort (d. i. Kroatien) ist meine geographische Heimat, so würde ich sagen. Geographische Heimat dort, aber hier ist mein Zuhause und mein Leben. Mein Leben ist hier in M. Das ist meine zweite Heimat. Ich bin sehr gut hier integriert. Mir gefällt das Leben in Deutschland einfach. Ich könnte mich nicht mehr integrieren in die kroatische Gesellschaft, also da unten. Ich möchte nicht und ich will nicht.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)*

Die bikulturelle Identität wird als individuelle Bereicherung erfahren, weil sie u. a. mit Kompetenzerwerb (Zweisprachigkeit, Handlungssouveränität in beiden Kulturen etc.) einhergeht und offensiv genutzt größere individuelle Chancen und Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe bietet. Als typisch für eine bikulturelle Identitätskonstruktion, die sich durch ein Leben mit beiden Kulturen auszeichnet, sind die Reflexionen zweier Migrantinnen über ihre identifikatorische Selbstverortung zu betrachten.



- *(I: Fühlen Sie sich auch als Deutsche oder fühlen Sie sich noch eher als Jugoslawin?) Oh, das ist aber wirklich schwierig. Das ist sehr, sehr schwierig. (I: Oder ist es irgendetwas dazwischen?) Das ist etwas, was sehr dazwischen ist. Das ist wirklich etwas, was man nicht beschreiben kann, weil wir haben unheimlich viel angenommen von dem Leben hier. Und wir haben uns auch dem angepasst dementsprechend. Zumindest wird mir immer wieder gesagt, wenn ich nach Hause gehe und die merken das, was ich wiederum nicht merke: Du bist total deutsch geworden. Du handelst deutsch, du denkst deutsch. Du machst alles deutsch. Und dabei denke ich überhaupt nicht, dass es so ist. Und wiederum als Deutsche, ich glaube nicht, dass man mich so bezeichnen kann. Zumindest bin ich sehr viel mit Deutschen zusammen, die wiederum sagen: Du hast unheimlich viel noch auf jugoslawische Art, wie du dich gibst, wie du handelst und denkst.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)*
- *„Ich bin eine Griechin. Aber trotzdem bin ich halbe Griechin und halbe Deutsche, weil ich träume sogar deutsch. Können Sie sich das vorstellen? Auch in Griechenland sagt man schon, du bist so deutsch.“ (Griechin, 71 Jahre, geschieden)*

Die identifikatorische Selbstverortung einiger Migrantinnen mit der Herkunftsgesellschaft basiert in diesem Muster vornehmlich auf einer emotionalen Verbundenheit mit der Heimat, der Sprache und den kulturellen Wurzeln. Aber die identifikatorische Selbstzuschreibung ist – anders als in Muster II – kein Mittel der kulturellen Abgrenzung von der Aufnahmegesellschaft, da dieser Wahrnehmung zufolge das Gemeinsame und nicht das Trennende konstitutiv für das Zusammenleben ist. Noch sehen diese Frauen, zumeist EU-Angehörige, eine Notwendigkeit darin, ihre nationale Zugehörigkeit zu wechseln oder gar zu verleugnen, da sie sich auch rechtlich weitgehend mit Deutschen gleichgestellt sehen.

- *„Warum sollte ich die deutsche Staatsangehörigkeit beantragen? Ich bleibe trotzdem Griechin. Aber ich habe auch so keine Schwierigkeiten. Das ist meine zweite Heimat – Deutschland. Was würde die deutsche Staatsangehörigkeit bringen?“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)*
- *„Jetzt habe ich zwei Heimaten. Ich lebe auch hier. Ich habe mich eingewöhnt und alles angenommen.“ (Griechin, 62 Jahre, geschieden)*
- *„Die Italiener, das ist wie die Deutschen. Und die Jugend von jetzt, das ist alles eine Mischung. Wir haben genau dasselbe wie die Deutschen. Die machen keinen Unterschied. In den vielen Jahren, wo wir jetzt hier sind, haben wir nicht gemerkt, dass es einen Unterschied gibt zwischen Italienern und Deutschen.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)*

In diesem Identitätsmuster sind bis auf Ausnahmefälle keine türkischen Migrantinnen zu finden. Die wenigen türkischen Befragten gehören auf Grund ihrer sozialen Lage und ihrer Orientierungen zu den Frauen vom Typus ‚Integrierte‘. Ihren identifikatorischen Selbstzuschreibungen zufolge sehen sie sich entweder eher als Kosmopolitinnen oder ebenfalls als Inländerinnen. Die Selbstverortung als Inländerin wird jedoch durch die gesellschaftlichen, rechtlichen und sozialen Ungleichheits- und Ausgrenzungserfahrungen erschwert. Eine türkische Befragte verweist in ihrem leidenschaftlichen Plädoyer für mehr Integrationsofferten auf die desintegrativen Folgen, die eine Laisser-faire-Politik für diese integrationswilligen Migrantinnen hat. Sie



betrachtet sich explizit als Inländerin, die ihren Beitrag zur Integration geleistet hat, aber dennoch nicht als Inländerin akzeptiert wird, was sie nicht hinnehmen kann – und will. Sie fordert von der Politik Weichen- und Hilfestellungen für integrationswillige ältere Migrantinnen und Migranten, die als Beschäftigte ebenfalls ihren Anteil an der Produktion des gesellschaftlichen Wohlstands geleistet haben, ohne dass ihnen dies je angemessen entgolten worden sei.

I „Ich fühle mich überall zu Hause. Daher fühle ich mich glücklich, dass ich in der Lage bin, die Vielseitigkeit des Lebens zu kennen. Als ich hierher kam, war ich nicht sehr erstaunt, sondern gierig, meinen Horizont zu erweitern ... Ich lebe in Europa und lebe in einer Gesellschaft, wo Menschen unabhängig leben können. Die Unabhängigkeit ist für mich nicht nur eine finanzielle, sondern auch gesellschaftliche, kulturelle, familiäre und politische Unabhängigkeit ... Ich werde in Deutschland leben. Ich fühle mich in Istanbul als gern gesehener Gast. Aber ich bin doch mit meinem Lebensmittelpunkt hier zu Hause. Wir (d. i. Migranten) sehen uns als Inländer in Deutschland, aber die Deutschen sehen uns nicht als Inländer! Die denken, dass wir gehen werden. Wir werden nicht gehen! Es sind genügend da, die denken, wir müssten gehen. Und diese Menschen werden auch noch von der Politik unterstützt. Das stimmt mich sehr traurig. Die Migranten sind hier alt geworden. Sie haben geholfen, das Vaterland derer aufzubauen, die jetzt ausländerfeindlich geworden sind ... Unsereins hat keinerlei Unterstützung von keiner Seite. Wir werden von beiden Seiten – Deutschland und der Türkei – einfach im Stich gelassen.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)

Die Integration in eine plurale Gesellschaft basiert, wie auch das Plädoyer der türkischen Befragten eindringlich belegt, auf den Prinzipien von Gleichheit und Gerechtigkeit. Die Dimensionen sozialer Integration und Vorstellungen über pluralistische Gesellschaften haben unmittelbare Relevanz für die Frage der Integration von Zuwanderern. Gesellschaftliche Integration kann nur gelingen, wenn die vorhandenen oder notwendigen Integrationsmechanismen auch die Zuwanderer umfassen und sie ein- statt ausschließen.

Muster II: Ethnische Identität: „Wir sind anders“

Die identifikatorische Selbstverortung der Migrantinnen dieses Musters erfolgt anhand einer ethnischen bzw. nationalen Zugehörigkeit. Es handelt sich dabei vorwiegend um traditionsorientierte Frauen vom Typus ‚Familienfrauen‘ und ‚Segregierte‘ sowie tendenziell um ‚Isolierte‘, die sich stärker an der Herkunftsgesellschaft orientieren. Die soziale Einbindung in die deutsche Gesellschaft ist gering und wird zumindest bei den Frauen mit ‚ethnisch-segregativer‘ Orientierung im Gegensatz zu den an modernen Lebensformen orientierten ‚Isolierten‘ auch nicht vermisst. Die identifikatorische Selbstverortung entweder in der Ethnie oder der nationalen Herkunft wurzelt in zwei dichotomen Wahrnehmungs- und Relevanzmustern, die mit bestimmten Vergemeinschaftungsmustern korrespondieren. Eine nationale Identifikation ist eher bei den ‚Isolierten‘ und den ‚Familienfrauen‘ zu finden, was angesichts ihrer Distanz zur Migrantengesellschaft und ihrer kulturellen resp. sozialen Orientierung an der Herkunftsgesellschaft nicht verwundert. Bei ihnen ist die starke Identifikation mit der Herkunftsgesellschaft nicht verwundert. Bei ihnen ist die starke Identifikation mit der Herkunftsgesellschaft nicht verwundert. Bei ihnen ist die starke Identifikation mit der Herkunftsgesellschaft nicht verwundert.



gesellschaft bzw. das Rekurrenieren auf die nationale Identität einerseits Ausdruck der kollektiven Verbundenheit mit dem Herkunftsland, andererseits auch Ausdruck einer Distinktionspraxis, die eine politisch-nationale Zugehörigkeit qua Abstammung demonstriert.

■ „Wir sind und bleiben Griechen.“ (Griechin, 59 Jahre, verwitwet)

■ „Ich bin sehr stolz darauf, ich bin Türkin. Wir gehören einer großen Nation an, keine andere Nation hat jemand wie Atatürk. Ich bin immer stolz.“ (Türkin, 88 Jahre, verwitwet)

■ „Ich bin Jugoslawin und irgendwie tue ich mich doch mit meinem Land identifizieren. Und das möchte ich eigentlich nicht aufgeben.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)

Eine ethnische Selbstverortung findet sich überwiegend bei den Migrantinnen aus dem segregativen Sozialmuster, die sich sozial an ihrer ethnischen Gemeinschaft orientieren und kulturell den tradierten Werten der Herkunftsgesellschaft verpflichtet sind. Der Rekurs auf die ethnische Identität ist einerseits eine Bewältigungs- und Reaktionsstrategie auf Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen durch die deutsche Gesellschaft, indem durch ethnische Zugehörigkeit ‚Differenz‘ und ‚Anderssein‘ betont werden. Mit der ethnischen Verortung geht andererseits jedoch eine Separationsstrategie einher, die meist eine bewusste Abkehr von der deutschen Gesellschaft beinhaltet und durch die symbolische Demonstration der Zugehörigkeit Loyalität mit der ethnischen Gemeinschaft herstellt und segregative Integration sicherstellt.

■ „Ich bin immer eine Italienerin geblieben. Ich werde nicht wie sie. Ich lebe mit ihnen, aber ich bin keine Deutsche, weder im Verhalten noch in der Kleidung noch in der Sprache. Ich bin immer meinen Wurzeln treu geblieben. Das kann man nicht verändern.“ (Italienerin, 52 Jahre, geschieden)

■ „Ich fühle mich als Ausländerin, weil die Deutschen eine andere Denkweise als wir Italiener haben ... Ich bin eine Ausländerin und fühle mich als solche, wenn ich unter ihnen bin.“ (Italienerin, 66 Jahre, verwitwet)

■ „Wir Türken können uns besser verstehen, weil wir sind aus dem gleichen Holz geschnitzt.“ (Türkin, 52 Jahre, verwitwet)

■ „Mit den Türken kann man seine Freiheiten ausleben. Man teilt die Kultur.“ (Türkin, 59 Jahre, verwitwet)

■ „Die Türkei ist unser Heimatland. Auch wenn man einen Singvogel in einem goldenen Käfig aufbewahrt, würde er sich trotzdem nach seinem primitiven Nest sehnen. Man vergisst nie sein eigenes Heimatland ... Jetzt hat sich alles gewendet. In ihren Augen (d. i. Deutsche) sind wir wie ein Hund, nicht Türken.“ (Türkin, 63 Jahre, verwitwet)

Die identifikatorische Selbstvergewisserung durch Herstellung von ‚Differenz‘ basiert im Wesentlichen auf vier unterschiedlichen Dimensionen von Gruppenvorstellungen: Abstammung, Identifikation, Anderssein und Verhalten. Bei den Herkunftsorientierten wird die nationale Selbstverortung vor allem aus der gemeinsamen (genealogischen) Abstammung bzw. Herkunft oder aus der Identifikation mit der Nation, d. h. dem Stolz auf nationale Errungenschaften, abgeleitet. Bei den Frauen mit ‚ethnischem‘ Selbstbild hingegen beziehen sich die Relevanzkriterien eher auf Differenz und Verhalten. Der Topos ‚Wir sind anders‘ markiert die Grenze zwischen ‚uns‘ und



‚denen‘. Mit dem ‚wir‘ wird zum einen die kollektive Zugehörigkeit zur Ethnie ausgedrückt, mit dem ‚Anderssein‘ die Abgrenzung zu ‚denen‘, nämlich zur Majorität, vollzogen. Das ‚Anderssein‘ rekurriert auf das Phänomen der vermeintlichen Wesensunterschiede und umfasst auf Grund seiner indifferenten Vagheit all das, was mögliche oder vermeintliche Unterschiede in Lebensstilen, Ausdrucksformen, Sinndeutungen, Mentalitäten und Sprache ausmachen. In diesem Muster sind überdurchschnittlich häufig Migrantinnen aus der Türkei und aus Italien vertreten, einige Vietnamesinnen, jedoch kaum Griechinnen und Ex-Jugoslawinnen.

Die ethnischen – nicht die nationalen – Identitätskonstrukte in diesem Muster beinhalten starke Elemente der kulturellen und sozialen Abgrenzung von der Aufnahmegesellschaft, was mit einer sozialen Segregationsstrategie korrespondiert. Die Selbstvergewisserung durch eine ethnische kollektive Identität ist keineswegs, wie in der Migrationssoziologie häufiger angenommen, als ein Übergangsphänomen zu bewerten, das sich im Zuge einer zunehmenden Modernisierung und Individualisierung verliert, sondern eher als ein Beharrungs- und Widerstandselement, um sich den als Zumutungen und Zwängen empfundenen Modernisierungserfordernissen entziehen oder um soziale Ausgrenzungserfahrungen verarbeiten zu können.

Muster III: Identitätsverlust: „Ich bin überall Ausländerin“

Die Migrantinnen dieses Musters haben keine kollektive identifikatorische Heimat mehr. Sie fühlen sich infolge tiefsitzender Entfremdungserfahrungen durch die Migration keiner kollektiven Gemeinschaft mehr zugehörig. Sie sind das, was Park begrifflich unter ‚marginal man‘ versteht: Randexistenzen an der Grenze zwischen verschiedenen Nationalitäten- und Sozialgruppen, die weder in die eine noch die andere Gruppe integriert sind. Sie haben durch ihre Migration nicht nur ihre Wurzeln, ihre Heimat und ihr Sozialgefüge verloren, sondern auch das Gefühl einer kollektiven Zugehörigkeit. Die basale Erfahrung, keiner kollektiven Gemeinschaft mehr anzugehören, leitet sich ab aus einer doppelten Fremdheitserfahrung: der Entfremdung von der Herkunftsgesellschaft und den Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen in der Aufnahmegesellschaft.

■ *„Fremde in der Fremde zu sein, das ist meine eigene Geschichte ein bisschen. Und dass ich hier nicht so richtig Fuß gefasst habe, immer auf dem Koffer gesessen habe.“ (Türkin, 50 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich fühle mich wie ein Vogel auf den Zweigen. Wenn ich nach Italien fahre, bin ich dort eine Ausländerin, hier bin ich auch Ausländerin.“ (Italienerin, 67 Jahre, verwitwet)*



Die Entfremdung von der Herkunftsgesellschaft resultiert zumeist aus zwei gegenläufigen Deutungsmustern. Zum einen haben die Migrantinnen wegen ihrer langen Abwesenheit den gesellschaftlichen und kulturellen Wandel in ihren Herkunftsländern nicht mitvollzogen, sondern Wertvorstellungen und Normen tradiert, die zum Zeitpunkt der Migration Gültigkeit hatten. Dieser ‚cultural lag‘ (vgl. Hettlage-Varjas/Hettlage 1995:24) ist ein konstitutives Element der Fremdheitsgefühle, die durch die soziale und identifikatorische Abgrenzung der Mitglieder der Herkunftsgesellschaft gegenüber den migrierten Personen noch verstärkt werden und es den Betroffenen erschweren, an ihrer Herkunftsidentität festzuhalten.

■ *„In der Türkei bin ich Ausländer und hier, wo ich schon fast 30 Jahre lang lebe, soll ich auch Ausländer sein. Das will mir nicht in den Kopf. Irgendwo müsste ich doch zu Hause sein ... In den Großstädten in der Türkei leben sie auch anders als zu meinen Zeiten. Die Menschen dort empfinde ich auch anders ... Ich würde nie wieder hierher kommen wollen. Ich würde diese Heimatlosigkeit nicht noch mal ertragen. Wenn ich nur die Türkei kennen würde, würde ich mich mit den Verhältnissen dort abfinden müssen. Jetzt habe ich die Möglichkeit nicht mehr. Meine Familie ist zweigeteilt. Meine Kinder sind Deutschländer. Und ich weiß nicht, wo ich hingehöre.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

Zum anderen gibt es Migrantinnen, bei denen die wachsende Distanz zur Herkunftsgesellschaft nicht aus der Diskrepanz zwischen der eigenen ‚Wertekonservierung‘ und dem sich dort vollziehenden gesellschaftlichen und kulturellen (Werte-)Wandel resultiert, sondern umgekehrt Folge eines migrationsbedingten Modernitätsvorsprungs der Migrantinnen ist, die dem im Vergleich zu modernen Gesellschaften nach wie vor bestehenden ‚Wertekonservatismus‘ ihrer Herkunftsländer kritisch gegenüberstehen, insbesondere was das Sozialprestige und den niedrigeren sozialen und gesellschaftlichen Status von Frauen, vor allem der alleinstehenden resp. geschiedenen Frauen in patriarchalisch geprägten Strukturen betrifft. Die erste Gruppe umfasst vor allem ‚traditionelle‘ Frauen, die segregiert leben, die an den überlebten kulturellen Werten ihrer Herkunftsländer festhalten und sich sozial an der ethnischen Gemeinschaft orientieren, weil diese als kollektiver Bewahrer und als Sozialmilieu des ‚Wertekonservatismus‘ ein Sozialrefugium darstellt, das Handlungs- und Verhaltenssicherheit gibt. Die Migrantengesellschaft wird zwar zur sozialen (Ersatz-)Heimat, kann bei diesen Migrantinnen aber den identifikatorischen Heimatverlust nicht kompensieren. Die zweite Gruppe umfasst eher Frauen vom Typus Isolierte und Ausgegrenzte, die sich in ihren biographischen und weiblichen Lebensentwürfen durch die Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse von tradierten Rollenmustern entfernt haben, sich jedoch, u. a. auf Grund der familialen Bezüge, der Herkunftsgesellschaft weiterhin verbunden fühlen.

■ *„Also ich will schon hier bleiben. Denn bei uns (d. i. Bosnien) ist man als Witwe wie abgestempelt ohne Mann. Das stört mich sehr. (I: Was würden Sie als Ihre Heimat bezeichnen?) Wenn ich ehrlich sein soll – nirgendwo. Mein Herz gehört nirgendwo mehr hin ... Egal, wo ich mich befinde, ich fühle mich wie ein Ausländer.“ (Jugoslawin, 57 Jahre, verwitwet)*



Ihre kulturelle Orientierung an der Herkunftsgesellschaft ist zwar nach wie vor relativ hoch, wird aber durch die mangelnde soziale Wertschätzung, die ihnen dort als ‚alleinstehende Frau‘ entgegengebracht wird, ambivalenter. Die durch starke Entfremdungsgefühle gekennzeichneten Frauen vom Typus ‚Isolierte‘ und ‚Ausgegrenzte‘ unterscheiden sich voneinander deutlich hinsichtlich ihrer sozialen Orientierungen. Während die Migrantinnen aus dem ‚marginalisierten‘ Sozialmuster auch sozial isoliert sind, weil sie einerseits keinen Zugang zur deutschen Gesellschaft finden und sich andererseits stark von der ethnischen Gemeinschaft abgrenzen, sind die Vietnamesinnen vor allem wegen der Ausgrenzungserfahrungen bestrebt, durch segregative Integration eine soziale Einbindung sicherzustellen.

■ *„Ihre Frage ist auch wirklich sehr schwer. Auf der einen Seite, also 15 Jahre haben wir hier schon gelebt. Also, das war hier auch zu Hause. Und was wir hier nach 15 Jahren gelebt haben, also das können wir nicht einfach in Hanoi so weiter wie bisher machen. Was wichtig ist: Die Gesellschaft in Hanoi oder das Leben in Hanoi, alle Menschen denken, wir sind noch – also praktisch Ausländer. Aber hier sind wir nie Deutsche! Also Ausländer da und hier auch Ausländer. Wir haben keinen Platz mehr.“ (Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)*

■ *„In Vietnam hat eine Frau schon Schwierigkeiten, alleine mit Kindern zurechtzukommen: Dann bin ich schon eine Last für sie (d. i. Herkunftsfamilie). Das wollte ich nicht. Und außerdem bin ich schon lange weg und zu Hause habe ich keinen Namen mehr. Zu Hause haben mich viele angeguckt: Die Ausländerin! (I: In Vietnam?) Ja. Und ist aber so bei uns. Wenn man irgendwo in Kulturveranstaltung hingehen will, dann müssen die Ausländer mehr bezahlen als Vietnamesen. Und haben sie mich immer so betrachtet, dass ich Ausländerin bin ... (I: Fühlen Sie sich auch in Vietnam fremd oder ist das Heimat für Sie?) Nicht so ganz fremd. Manche Dinge schon, ja, weil ich nicht zurecht kommen konnte in Vietnam. Ich komme oft nicht zurecht. Und wenn man in Urlaub hinkommt, dann muss man doch Zeit brauchen, um zurechtzukommen. Aber für drei, vier Wochen, da kommt man mit der Gesellschaft nicht zurecht.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, getrennt)*

Das Gefühl, im Herkunftsland nicht mehr als Einheimische, sondern nur noch als „Gast“ akzeptiert zu sein, gepaart mit der Wahrnehmung, in Deutschland immer noch als temporärer „Gast“ betrachtet bzw. als ‚Ausländerin‘ etikettiert und/oder diskriminiert zu werden, trägt dazu bei, sich nirgends mehr richtig zugehörig und heimisch zu fühlen. ‚Wir sind so mittendrin‘ charakterisiert sehr gut diesen heimatlosen Schwebestand. Es ist eher ein zerrissenes Leben zwischen den Kulturen als ein Leben mit beiden Kulturen.

■ *„In der Türkei fühle ich mich sehr fremd. Hier zwar auch, aber nicht so viel wie in der Türkei ... Ich bin in der Türkei Deutschländer, hier bin ich die Fremde.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich bin zwischen den beiden Welten stecken geblieben.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

■ *„Zurück nach Vietnam: zu spät. Mit meinem Alter finde ich mich dort unten auch nicht mehr zurecht. Mit Arbeit auch nicht mehr. (I: Auch von dem Leben her dort nicht?) Ich glaube, viel entfremdet schon. Die Gesellschaft entwickelt sich, und ich war nicht mit dabei ... Nur zu Hause ist gut, nur unter meinen Verwandten, Bekannten gut, aber wenn ich raus bin aus der Familie, ist auch fast wie Fremde. Die merken sofort, dass ich vom*



Ausland komme ... Und hier ist auch schlimm, wenn man schon lange hier lebt und dann fühlt man sich immer noch als ganz Fremde. Wissen Sie, das ist ganz schlimm. So heimisch, so daheim, ich meine, so wie zu Hause richtig hier fühlt man sich nicht. (I: Weil man nicht so akzeptiert wird?) Ja, ich denke ja.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, geschieden)

Die Marginalisierungserfahrungen einiger Frauen aus Ex-Jugoslawien gehen primär auf den staatlichen Zerfall durch den Bürgerkrieg zurück. Der Verlust der nationalen Identität und die politische Ethnisierung haben tiefe Spuren bei den Befragten hinterlassen. Die identifikatorische Selbstverortung bzw. der Identitätsverlust ist eng gekoppelt an die jeweilige politische Orientierung und/oder die ‚ethnische‘ Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die entweder Täter oder Opfer „ethnischer“ Vertreibung und Verfolgung war.

Im Hinblick auf die sozialen Lagen und kulturellen Orientierungen zeigt sich, dass die Frauen ohne identifikatorische Heimat primär den Sozialmustern der ‚Segregierten‘, der ‚Isolierten‘ und der ‚Ausgegrenzten‘ zuzuordnen sind, die sich zwar kulturell noch stärker der Herkunftsgesellschaft zugehörig fühlen, sich dieser jedoch durch die Migration entfremdet haben. Von der nationalen Herkunft her sind in diesem Muster deutlich mehr Migrantinnen aus der Türkei, aus Vietnam und Ex-Jugoslawien vertreten als Migrantinnen aus den beiden EU-Ländern Griechenland und Italien. Bezüglich der Rückkehr- oder Verbleibswünsche zeigt sich, dass das Gros zwar in Deutschland bleiben will, aber durch die Umstände eher ‚gezwungenermaßen‘ denn aus innerer Motivation, sei es, weil die Kinder hier leben oder weil die soziale Absicherung und Versorgung für alleinstehende Frauen im Alter besser ist bzw. eine Rückkehr auf Grund der antizipierten Reintegrationsprobleme ausgeschlossen wird.

Muster IV: Funktionale Angleichung: „Wir haben uns angepasst“

Die Migrantinnen dieses Musters sind bezüglich ihrer kollektiven Identität eher indifferent, wengleich sie sich kulturell und sozial stärker ihrer Herkunftsgesellschaft verbunden fühlen. Gleichwohl betrachten sie Deutschland als ihren Lebensmittelpunkt. Diese Migrantinnen sind strukturell integriert, d. h., sie haben sich den Erfordernissen des Alltagslebens in Deutschland weitgehend angepasst. Dieses Muster umfasst vornehmlich ‚Familienfrauen‘, die sich sozial primär an der familialen Gemeinschaft orientieren. Da diese Migrantinnen nicht an einer sozialen Einbindung in die ethnische Gemeinschaft interessiert sind, stehen sie auch nicht unter Loyalitätsdruck, sich durch das Bekenntnis einer ethnischen Zugehörigkeit legitimieren müssen. Ihr identifikatorisches Selbstbild beruht eher auf einer formalen oder diffusen emotionalen nationalen Zugehörigkeit, die jedoch kein Mittel zur symbolischen Abgrenzung ist. Der Verweis auf die nationale Zugehörigkeit wird oftmals wieder relativiert, indem die Migrantinnen den Respekt vor dem ‚Menschsein‘ bzw. die Menschlichkeit als zentrales Differenzierungsmerkmal zwischen Individuen oder Gruppen hervorheben.



- *„Ich habe die italienische (Staatsbürgerschaft), und das ist genug ... Ich liebe und respektiere die Deutschen. Man kann hier leben. Egal, in welcher Nation man sich befindet, man muss immer respektieren und respektiert werden. Wenn man keinen Respekt hervorruft, wird man schlecht behandelt, auch in Italien ... Wenn man arbeitet, wird man immer respektiert.“ (Italienerin, 73 Jahre, verwitwet)*
- *„Ich hatte als Italienerin nie Schwierigkeiten. Ich finde mich gut zurecht. Auch mit Deutschen komme ich gut zurecht. Ich kann mich nicht beschweren. Ich habe immer das getan, was von mir erwartet wurde.“ (Italienerin, 79 Jahre, verwitwet)*
- *„Wenn wir uns gut benehmen, dann benehmen sie sich auch. Wir sind Gäste hier. Also wenn wir uns gut benehmen und gute Manieren beweisen, dann haben sie (d. i. Deutsche) auch gute Manieren. Und so denke ich, das ist das einzige Übel der Ausländer, sich nicht benehmen zu können. Und es genügen nur ein paar, die es nicht sind, und schon werden alle etikettiert. (I: Ein schwarzes Schaf?) Genau. Weil seit dem ersten Tag, wir haben gesagt, wir hatten nie Probleme mit den Deutschen ... Als wir in dieses Haus eingezogen sind, hat mein Mann gesagt: Nehmen wir die letzte Wohnung, so dass wir keinen stören, und so haben wir uns auch nicht zu rechtfertigen. So dass es so wäre, als ob es uns nicht geben würde.“ (Italienerin, 70 Jahre, verwitwet)*

Der Topos ‚Als ob es uns nicht geben würde‘ trifft das Selbstbild dieser Migrantinnen sehr genau. In ihren kollektiven Identitätszuschreibungen sind sie sehr zurückhaltend, denn sie wollen nur eines nicht: nämlich als ‚Ausländerin‘ oder ‚Fremde‘ sichtbar werden. Ihr Ziel ist soziale Unauffälligkeit, was durch formale und äußere Anpassung in der Lebensweise, im Verhalten und in der Kleidung erreicht werden soll. Das Kernelement dieser Integrationsstrategie ist eine formale und funktionale Anpassung – unter Preisgabe einer kollektiven Identität. In diesem Muster sind fast ausschließlich Migrantinnen aus Italien sowie einige türkische Frauen vertreten.

Die Befunde zum identifikatorischen Selbstbild von älteren Migrantinnen verweisen auf die Varianz und Spannbreite von kollektiven Identitäten, die sich in der Zuwanderergeneration herausgebildet haben. Die kollektive identifikatorische Selbstverortung der Individuen korrespondiert stark mit den lebensweltlichen sozialen Bezügen, den sozialen Lagen und den jeweiligen sozialen Milieus, denen sich die Migrantinnen zugehörig fühlen. Identitätszuschreibungen, so unsere Schlussfolgerung, sind primär soziale und weniger kulturell bedingte Konstrukte, die in Wechselwirkung mit der jeweiligen sozialen Umwelt produziert werden.

Die den Identitätskonstrukten zugrunde liegenden Selbstzuschreibungen entstehen in Auseinandersetzung mit Umwelteinflüssen und Fremdzuschreibungen. Erfahrungen von Ausgrenzung und Benachteiligung behindern in erheblichem Umfang Integrationsbestrebungen der Migrantinnen und begünstigen wiederum Bewältigungsstrategien, die auf Distanzierung und identifikatorische Abgrenzung zielen. Soziale Integration wiederum erleichtert auch eine subjektive Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft, solange sie nicht mit einem assimilativen Druck zur Preisgabe kultureller Zugehörigkeit einhergeht, sondern einen Pluralismus an möglichen kulturellen Identitäten zulässt, die positiven Distinktionscharakter haben. Nur wer von der Gesell-



schaft tatsächlich als Inländerin und Mitbürgerin akzeptiert und behandelt wird, kann auch das subjektive Gefühl, Inländerin zu sein, inkorporieren und nach außen leben. Ansonsten droht die Gefahr von Entfremdung und Marginalisierung. Integrationswille und Aufnahmebereitschaft der Gesellschaft sind das Nadelöhr und der Prüfstein, um die Anpassungsleistungen und Integrationsbemühungen der Migrantinnen nicht ins Leere laufen zu lassen.

Im Hinblick auf die Vereinbarkeit ethnisch-kultureller kollektiver Identitäten und der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft konnte gezeigt werden, dass Identitätskonstrukte, die primär auf Differenz und Abgrenzung rekurrieren, Separations- und Segregationstendenzen begünstigen. Die ethnische Identität trägt zwar zur Selbstvergewisserung bei und verhindert durch segregative Vergemeinschaftung die Gefahr von Anomie oder Marginalisierung, vergrößert jedoch gleichzeitig den Graben zur deutschen Gesellschaft, indem Abgrenzungs- und Ausgrenzungsprozesse verstärkt werden. Nur wer sich in Deutschland willkommen, heimisch und sozial akzeptiert fühlt, kann auch eine stärkere Zugehörigkeit zu dieser Gesellschaft entwickeln.



3.4.2 Bewertung der deutschen Staatsangehörigkeit

Das alte, noch auf das Abstammungsprinzip setzende Staatsangehörigkeitsgesetz wurde im Jahr 2000 durch das neue Einbürgerungsgesetz ersetzt und um moderne staatsbürgerliche Elemente ergänzt. Ziel war es, die Einbürgerung für Zuwanderer und deren Kinder zu erleichtern. Anspruch auf Einbürgerung hat, wer acht Jahre rechtmäßig in Deutschland lebt, im Besitz einer Aufenthaltserlaubnis oder Aufenthaltsberechtigung ist und seinen Lebensunterhalt selbst sichern kann. Zudem müssen die Antragsteller über ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache verfügen. Mit der Einbürgerung muss die ausländische Staatsangehörigkeit aufgegeben werden, wobei nur in Ausnahmefällen von dieser Regelung abgesehen werden kann.

Von den befragten Migrantinnen sind neun Frauen eingebürgert. Vier davon besitzen eine doppelte Staatsbürgerschaft. Die eingebürgerten Frauen stammen aus vier Nationalitätengruppen, nämlich aus Ex-Jugoslawien, Griechenland, Vietnam und der Türkei. Unter den italienischen Migrantinnen befindet sich keine mit einem deutschen Pass. Die Gründe für die Einbürgerung differieren nach nationaler Herkunft. Die beiden Migrantinnen aus Griechenland haben durch die Heirat mit einem Deutschen die deutsche Staatsangehörigkeit bereits lange vor der Novellierung des Gesetzes erworben. Die Befragten aus den Nicht-EU-Staaten Vietnam, Ex-Jugoslawien und der Türkei wiederum haben ihren Entschluss, auf Dauer in Deutschland bleiben zu wollen, durch die Annahme der Staatsbürgerschaft auch formal dokumentiert. Die Hauptgründe für die Einbürgerung waren u. a. die rechtliche Gleichstellung durch die volle Gewährung der Bürgerrechte, die Freizügigkeit und die ungehinderten Reisemöglichkeiten innerhalb der EU, die Möglichkeiten der Inanspruchnahme von Sozialhilfe sowie die Rechtsgarantie, aus Deutschland nicht mehr abgeschoben oder ausgewiesen werden zu können. In Einzelfällen waren auch sehr spezifische Gründe für die Einbürgerung ausschlaggebend. Eine Migrantin aus Ex-Jugoslawien bspw. hatte die Einbürgerung für sich und ihren damals noch minderjährigen Sohn beantragt, um zu verhindern, dass er im Herkunftsland zum Militärdienst herangezogen werden konnte.

Nach Ansicht der eingebürgerten Migrantinnen aus Vietnam und der Türkei hat der deutsche Pass trotz rechtlicher Gleichstellung im Hinblick auf eine gesellschaftliche Integration wenig gebracht. Sie haben sich durch die Einbürgerung keine soziale Akzeptanz verschaffen können, sondern leiden nach wie vor unter der Ablehnung oder Diskriminierung, die ihnen vom sozialen Umfeld übermittelt wird.

■ *„Ich habe die deutsche Staatsbürgerschaft. Es ist für mich nicht leicht, hier zu leben, obwohl es für mich kein Problem mit der Sprache gibt, kein Problem im Umgang mit den Menschen, kein Problem mit der Gewohnheit oder so. Aber es ist ein Gefühl, dass man hier immer Ausländer ist.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*

■ *„Wir alle haben die deutsche Staatsangehörigkeit. Nur die Schwiegersöhne haben noch keine, die sind noch nicht lange genug in Deutschland. Wir anderen aber haben uns alle einbürgern lassen ... Ich bin seit 27 Jahren hier, aber fühle mich immer noch wie ein Gast*



... Ich bin kein undankbarer Mensch, aber wir haben nicht immer unsere Rechte bekommen.



Wir sind nicht heimlich nach Deutschland gekommen. Man hat uns ja hierher geholt. Die haben die Grenzen völlig aufgemacht. Es sind viele Asylanten gekommen, und uns Gastarbeiter ging es immer schlechter. Wenn wir etwas Schlechtes gegenüber dem Staat gemacht hätten, dann würde ich verstehen, wenn man sich nicht darum kümmert, wie es uns geht. Meinetwegen sollen sie diese Menschen wieder zurückschicken. Aber die Leute, die gekommen sind und hier arbeiten und nichts Schlimmes anstellen, diese Leute haben auch Probleme ... Ich sage, dass die Deutschen die Leute, die sie damals hergeholt haben, als ihre Leute ansehen müssen.“ (Türkin, 54 Jahre, verwitwet)

Von den eingebürgerten Migrantinnen fühlen sich nur die Befragten aus Griechenland und Ex-Jugoslawien auch sozial integriert und als Inländerinnen akzeptiert.

Bei den Migrantinnen mit ausländischer Staatsangehörigkeit ist das Interesse an einer Einbürgerung je nach Nationalität unterschiedlich ausgeprägt. Nur ein geringes bzw. überhaupt kein Interesse an einem deutschen Pass haben die Befragten aus Italien und Griechenland, da sich für sie als EU-Angehörige durch die Einbürgerung rechtlich wenig ändern würde.

■ *„Habe ich nie gebraucht. Für was? Ich leb sowieso hier. Für was soll ich Einbürgerung machen?“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)*

■ *„Es gab ja nie Problem, und deswegen habe ich nie daran gedacht. Wenn ich Probleme gehabt hätte, hätte ich es vielleicht in Betracht gezogen, ich meine bei der Arbeit und so. Und dann sind wir ja in der EU, da gibt es keine Probleme.“ (Italienerin, 60 Jahre, ledig)*

Die Interviewten aus den EU-Ländern verweisen auf einen gravierenden Nachteil, den eine Einbürgerung zur Folge hätte. Eine Einbürgerung würde sie offiziell zu Ausländerinnen im Herkunftsland machen.

■ *„Wenn man die Staatsangehörigkeit annehmen würde, bleibt man immer eine Ausländerin und zudem ist man noch Ausländerin in Italien.“ (Italienerin, 60 Jahre, ledig)*

■ *„(I: Haben Sie schon mal an Einbürgerung gedacht?) Ich würde gerne. Aber ich möchte nicht in Italien eine Ausländerin sein. Ich möchte keine Migrantin in Italien sein. Wenn es aber notwendig sein sollte, dann ja. Man hat ja hier die Freiheit zu entscheiden, vielleicht ist die deutsche dann besser? Werden wir dann wie die Deutschen behandelt?“ (Italienerin, 51 Jahre, ledig)*

Die Mehrzahl der Drittstaatsangehörigen unter den Befragten hat sich bislang nicht mit der Frage der Einbürgerung auseinandergesetzt oder ist definitiv nicht an einer deutschen Staatsangehörigkeit interessiert. Nur ein kleiner Teil der Migrantinnen aus Vietnam, der Türkei und Ex-Jugoslawien artikuliert Interesse an einem deutschen Pass. Diese Befragten haben sich intensiver mit den Vor- und Nachteilen der Einbürgerung auseinandergesetzt oder bereits Erkundigungen über das offizielle Verfahren eingezogen. Von einer Einbürgerung haben alle jedoch (vorläufig) wieder Abstand genommen oder zwangsläufig nehmen müssen, weil sie entweder bestimmte Voraussetzungen nicht erfüllen oder ihnen die Nachteile durch die Aufgabe der ausländischen Staatsangehörigkeit im Vergleich zu möglichen Vorteilen als zu schwerwiegend erscheinen. Als massives Hemmnis bei der Einbürgerung erweist



sich der Gesetzespassus, seinen Lebensunterhalt selbst bestreiten zu müssen. Mehrere Migrantinnen, die Sozial- oder Arbeitslosenhilfe beziehen, haben ihren Wunsch nach Einbürgerung deshalb revidieren müssen.

■ *„Mit Sozialhilfe kann ich mich nicht einbürgern lassen. Ich kann nicht in die Türkei fahren, da ich Sozialhilfe beziehe. Wir sind Ausländer, die nicht zu den EG-Ländern gehören. Daher bekommen wir nicht die Unterstützung, die EG-Migranten bekommen in Form von verschiedenen Zuschüssen. Wir würden auch gerne in die Türkei als Migrantinnen fahren mit den gleichen Zuschüssen. Wo bleiben denn die Menschenrechte? Gleichberechtigung für alle?“ (Türkin, 65 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich wollte schon Einbürgerungsantrag stellen. Aber habe ich mich jetzt erkundigt, seit 1. Januar 2000 ist das neue Recht in Kraft, und ich habe alle Voraussetzungen. Nur da ich so eine kleine Rente bekomme, habe ich einen kleinen Zuschuss vom Sozialamt. Und dann kann ich nicht.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)*

■ *„Wir alle würden gerne die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen. Es ist aber an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Meine Kinder arbeiten nicht, daher bekommen wir sie nicht. Wir bekommen Sozialhilfe. Die Einbürgerung müsste erleichtert werden. Wir sollten wählen gehen und gewählt werden. Ich zahle auch alles, was die deutschen Arbeiter zahlen. Daher müsste ich auch die gleichen Rechte bekommen. Warum soll ich anders behandelt werden als meine deutschen Nachbarn? Hier erwarte ich ein gleichberechtigtes Miteinander und Voneinander.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

Für die Migrantinnen aus den Drittstaaten ist, wie die Statements belegen, die rechtliche Ungleichbehandlung zwischen Deutschen und Ausländern, aber auch zwischen den Nationalitäten, die durch die Zuordnung in EU-Angehörige und Nicht-EU-Angehörige eine Zweiklassengesellschaft unter den Migranten schafft, nicht akzeptabel. Zudem befürchten viele Migrantinnen, dass ihnen eine Einbürgerung allein nicht zu mehr Chancengleichheit verhelfen würde, da sie anhand äußerer Merkmale wie Aussehen, Sprache oder Name immer als ‚Ausländerin‘ identifizierbar seien. Ein deutscher Pass, so die bittere Kernaussage dieser Frauen, schützt nicht vor Benachteiligung auf Grund der Herkunft.

■ *„Ich denke, man kann hier die Staatsbürgerschaft annehmen, kann alles machen, aber allein der Nachname verrät einen. Und sie werden immer Ausländer bleiben. Auch mit einem deutschen Pass. Und ich denke, warum eigentlich? Ich habe gar keine Vorteile davon. Eigentlich auch keine Nachteile, aber es ist kein Muss. Es stand eigentlich nie zur Debatte. Ein Kanake bleibt ein Kanake. Man kann fast sagen, der Nachname verrät einen. Ich habe die Probleme nie gehabt, ich bin von Natur aus blond und als Typ sehe ich eher wie eine Schwedin aus. Ein Ausländer ist nicht gleich Ausländer hier in Deutschland. Das merkt man schon. Viele wissen gar nicht, dass ich Ausländer bin, die denken, ich habe den Namen geheiratet. Und dann höre ich oft: ein Schwede oder ein Franzose, ein Engländer oder Amerikaner – sind sehr beliebt. Da sind sie eigentlich gar kein Ausländer – Österreicher, Schweizer und so. Sobald es südlicher geht: Da sind die Kanaken. Italiener – Spanier – so lala, kann man nicht sagen. Aber Italiener, Jugoslawen, Kroaten, die anderen da, Türken, ganz besonders Türken. Sie sind Kanaken.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)*



■ *„(I: Haben Sie schon mal an Einbürgerung gedacht?) Habe ich schon mal gedacht und habe ich auch schon getan. Habe ich schon bei der Ausländerbehörde Antrag abgegeben und zwei Tage hinterher habe ich wieder zurückgezogen. Die Beamtin, die da gearbeitet hat, sie hat zu mir gesagt: Überlegen Sie gut. Ob Sie ein Stück Papier als deutsche Bürgerin in der Hand haben oder nicht, äußerlich bleiben Sie immer Vietnamesin. Hat sie aber Recht. Also ich konnte mich irgendwie noch nicht bearbeiten.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*

Als schwerwiegendes Hindernis bei einer potenziellen Einbürgerung erweist sich die damit verbundene Aufgabe der ausländischen Staatsangehörigkeit. Viele würden sich eher einbürgern lassen, wenn sie eine doppelte Staatsangehörigkeit besitzen könnten. Dadurch wären auch Pläne bezüglich eines Alterspendelns leichter zu realisieren. Die Migrantinnen haben Sorge, bei einem Wechsel der Staatsangehörigkeit auch im Herkunftsland zur Ausländerin und somit gänzlich heimatlos, wenn auch nicht staatenlos, zu werden. Mit einer Einbürgerung in Zusammenhang stehende aufenthaltsrechtliche Probleme im Herkunftsland werden ebenfalls häufiger thematisiert: Visumpflicht, begrenzte Aufenthaltsdauer etc.

■ *„Wenn ich länger in Vietnam bleiben will, muss ich jedes Mal wieder um ein Visum betteln. Dann muss man den Aufenthalt wieder verlängern. Das bringt für mich wieder, fängt für mich wieder an wie damals, als ich nach Deutschland kam.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*

■ *„Wenn man die doppelte Staatsangehörigkeit haben könnte, dann ja, das wäre gut. Aber wenn sie nur die deutsche Staatsangehörigkeit haben, dann können sie in der Türkei nur drei Monate lang bleiben. Wenn sie länger dort bleiben wollen, dann müssen sie Visum beantragen. Deshalb möchte ich das nicht. Doppelte Staatsangehörigkeit wäre wirklich schön. Ich habe eine Bekannte, die doppelte Staatsangehörigkeit hat. Sie kann in beiden Ländern so lange bleiben, wie sie will. Wenn das möglich wäre, das wäre schön.“ (Türkin, 58 Jahre, verwitwet)*

Mögliche Einschränkungen für ausländische Staatsbürger beim Erbrecht oder beim Kauf von Grundstücken bzw. Immobilien im Herkunftsland halten manche Migrantinnen ebenfalls davon ab, den deutschen Pass zu beantragen. Ein weiteres, wenn auch nicht häufig genanntes Argument gegen die Einbürgerung sind die damit verbundenen Kosten. Obwohl die Einbürgerungsgebühr mit der Modifizierung des Staatsbürgerrechts deutlich reduziert worden ist, scheint selbst ein Betrag von 250 € für einige Migrantinnen unerschwinglich zu sein. Ein weiteres Hemmnis beim Antrag auf Einbürgerung ist die Forderung nach ausreichenden Deutschkenntnissen, über die viele der älteren Migrantinnen kaum verfügen.

So positiv die Gesetzesänderung an sich ist, für die Gruppe der alleinstehenden älteren Migrantinnen beinhaltet das neue Staatsbürgerrecht weiterhin Barrieren, die auf Grund der sozio-ökonomischen Lagen (Bezug staatlicher Transferleistungen und mögliche aufenthaltsrechtliche Beschränkungen der Herkunftsländer, die Pendelabsichten erschweren, etc.) oder der fehlenden Deutschkenntnisse nur schwer zu überwinden sind.



3.5 Bedeutung und Bewertung spezifischer Ressourcen

3.5.1 Perzipierte Sprachkompetenz und Relevanz von Deutschkenntnissen

Nach der Theorie kommunikativen Handelns (vgl. Habermas 1981) vollzieht sich alltagsweltliches Handeln in sozialer Interaktion. Ohne eine ausreichende Verständigung ist ein kommunikativer Austausch mit dem sozialen Umfeld nicht oder nur eingeschränkt möglich, was wiederum Probleme bei der Wahrnehmung und Durchsetzung von eigenen Interessen und Bedürfnissen evoziert. Die individuelle Handlungskompetenz ist eng gekoppelt an die Verständigungsmöglichkeiten, die auf der sprachlichen Bewältigung und Legitimierung konkreter Handlungssituationen beruhen. In Bezug auf die Handlungskompetenzen und Handlungsoptionen von Migrantinnen und Migranten bedeutet dies, dass die individuellen Sprachkenntnisse sowohl die Möglichkeiten der sozialen Interaktion und der interethnischen Sozialkontakte als auch die Spielräume für die Artikulierung und Durchsetzung eigener Interessen definieren. Kenntnisse der deutschen Sprache sind für eine soziale Integration der Migrantenbevölkerung eine entscheidende Voraussetzung. Dies gilt auch für die strukturelle Eingliederung in die Wirtschafts- und Arbeitswelt oder den Aufbau sozialer Kontakte zum deutschen Umfeld sowie insbesondere im Hinblick auf Teilhabe an politischer Willensbildung. Denn „die deutsche Sprache nicht zu beherrschen, bedeutet, von zentralen Lebensbereichen ausgeschlossen zu sein und keinen Zugang zu den Sinnkomplexen und Deutungsmustern der Majorität zu finden. Es bedeutet aber auch, die eigenen Deutungen und Sinnkomplexe den anderen – den Deutschen – nicht vermitteln zu können“ (Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer 1997:10). Ohne ausreichende Deutschkenntnisse ist allerdings für die älteren Migranten und Migrantinnen auch die Inanspruchnahme von Hilfe- und Unterstützungsangeboten der deutschen Regelversorgungseinrichtungen erschwert bzw. unmöglich (vgl. Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995:406ff).

Empirische Studien belegen die trotz zunehmender Verweildauer im Aufnahmeland meist schlechten Deutschkenntnisse der Zuwanderergeneration (vgl. Mehrländer u. a. 1996:269ff; Zoll 1997:151; Özakin 1993:46; Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995:84; Zentrum für Türkeistudien 2000:9). Sie werden zurückgeführt auf die geringe Schulbildung (Analphabetismus) und fehlende Möglichkeiten zum Spracherwerb, auch auf einstellungsbedingte Ursachen wie unterschiedliche kulturelle Wertvorstellungen, Separationsbestrebungen und die Rückkehrorientierung, die den Bezug zur Aufnahmegesellschaft und die Notwendigkeit des Spracherwerbs als unbedeutend erschei-



nen lassen. Zu den sprachförderlichen Faktoren gehören binationale Ehen mit Deutschen und eine in der frühen Migrationsphase getroffene Verbleibsentscheidung.

In der vorliegenden Untersuchung wurden die Deutschkenntnisse der Migrantinnen anhand der Selbsteinschätzungen ermittelt. Im Hinblick auf die Sprachkenntnisse der Untersuchungsgruppe sind die oben erwähnten Studien mit ihren negativen Befunden zu relativieren. Im vorliegenden Sample sind die Antworten nahezu gleichverteilt: Etwa ein Drittel der Befragten gibt an, über gute bis sehr gute Deutschkenntnisse zu verfügen, ein Drittel glaubt, die Sprachkenntnisse seien zumindest ausreichend, um sich einigermaßen im Alltag verständigen zu können, und ein Drittel hält die eigenen Deutschkenntnisse für unzureichend oder spricht überhaupt kein Deutsch. Bei den Sprachkenntnissen zeigen sich deutliche Abstufungen, wobei erwartungsgemäß das Verstehen leichter fällt als das Sprechen und das Lesen, insbesondere jedoch das Schreiben die größten Schwierigkeiten bereitet. Zwischen Familienstand und Deutschkenntnissen gibt es deutliche Zusammenhänge. Während zwei Drittel der Geschiedenen und Ledigen die eigenen Deutschkenntnisse als gut bis ausreichend einschätzen, kehrt sich das Verhältnis bei den Witwen um. Nur ein Viertel verfügt über gute Sprachkenntnisse, aber fast die Hälfte aller Witwen spricht kaum oder gar nicht Deutsch. Eine Aufschlüsselung der Deutschkenntnisse nach Nationalität stützt die Befunde aus den oben genannten Studien. Von allen Befragten sind die Türkinnen ebenfalls diejenigen, die anteilig über die geringsten Deutschkenntnisse verfügen, während Frauen aus Ex-Jugoslawien und Vietnam überproportional häufig über gute bis sehr gute Sprachkenntnisse verfügen. Während rund die Hälfte der Türkinnen keine oder nur sehr geringe Deutschkenntnisse aufweisen, sind es bei den Italienerinnen etwa ein Drittel, bei den Jugoslawinnen, Griechinnen und Vietnamesinnen nur mehr ein Fünftel. Von den befragten Griechinnen und Italienerinnen ist ein relativ großer Anteil in der mittleren Sprachgruppe mit ausreichenden Sprachkenntnissen zu finden.

Bei einer tiefgehenderen Analyse fällt allerdings auf, dass weniger nationale Herkunft an sich als vielmehr ein vielschichtiges Bündel an lebenslagenspezifischen – individuellen und sozialen – Faktoren ebenso wie segregative oder integrative Orientierungen individuellen Spracherwerb und die Einstellung zur Relevanz von Deutschkenntnissen beeinflusst. Insbesondere Familienstand, Bildung, Erwerbsneigung und soziokulturelle Orientierungen, die sich in den sozialen Integrationsmustern niederschlagen, wirken sich auf den individuellen Spracherwerb aus. Generell ist zu konstatieren, dass Bildung, Erwerbs-, Aufstiegs- und Verbleibsorientierung die zentralen Triebfedern für das rasche Erlernen der deutschen Sprache sind. Eine auf Rückkehr ausgerichtete Lebensplanung, eine starke kulturelle Orientierung an der ethnic community oder der Herkunftsgesellschaft gekoppelt mit Abgrenzungsbestrebungen erweisen sich umgekehrt als wesentliche Hemmnisse, um die Sprache besser zu lernen oder überhaupt ein Interesse an einer besseren Verständigung mit dem deutschen Umfeld zu entwickeln.



Die Differenzierungslinien beim Spracherwerb verlaufen weitgehend entlang der vorgefundenen Sozialmuster. Es überrascht deshalb kaum, dass die autonomieorientierten Migrantinnen vom Typus ‚Integrierte‘, die zielstrebig auf eine rasche strukturelle und soziale Integration hingearbeitet haben, auch diejenigen mit den besten Deutschkenntnissen sind. Für diese Gruppe von Migrantinnen ist eine ausreichende Verständigung eine Grundvoraussetzung für die Ausbildung eigener Handlungsautonomie, um individuelle Interessen verfolgen, durchsetzen und legitimieren zu können. Die Motivation der ‚Integrierten‘ zum raschen Spracherwerb war häufig eine starke Aufstiegsorientierung, und zwar bezogen auf die deutsche und nicht die Herkunftsgesellschaft. Für diese Frauen war das Erreichen eines besseren Erwerbsstatus ein vorrangiges Ziel, um einerseits an bestehende, aber nicht anerkannte Qualifikationen anknüpfen zu können und um andererseits über berufliche Positionierung einen sozialen Aufstieg realisieren zu können. Für viele erfolgte zunächst der Einstieg in den Arbeitsmarkt ebenfalls über die typischen Arbeitsplätze für Geringqualifizierte (wie Fließbandarbeit, Wäscherei, Reinigungsdienste), sie wollten jedoch dieser „Sklavenerbeit“ unbedingt entkommen und auf qualifiziertere (Büro-/Verwaltungs-)Arbeitsplätze wechseln, was jedoch ohne gute Deutschkenntnisse unmöglich gewesen wäre.

■ *„Ich habe gedacht, ich lerne die Sprache und kann so schnell wie möglich weg von dieser Sklaverei als moderne Sklavin (d. i. Fabrikarbeit). Das muss man ganz ruhig und deutlich sagen: Das war moderne Sklaverei. Die haben uns gekauft und die anderen haben verkauft. Und ich bin dann zum Meister und habe gesagt: Wissen Sie was, ich will hier nicht weitermachen. Nach drei Tagen musste ich zum Toilettenputzen gehen. Das war, nur die ausländischen Frauen durften das – und Auszubildende.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

Das Interesse dieser Frauen war darauf gerichtet, sich möglichst rasch sozial und strukturell zu integrieren, was nur mit Hilfe ausreichender Deutschkenntnisse zu realisieren war. Individuelle Selbstständigkeit und die Gewinnung von Handlungsautonomie durch Sprachbeherrschung waren zentrale Antriebsfedern beim Spracherwerb und haben auch die Einstellung zur deutschen Sprache geprägt. Diese Frauen haben sehr früh den Stellenwert sprachlicher Verständigung antizipiert – vor allem im Hinblick auf die Teilhabemöglichkeiten am Arbeitsmarkt, die Durchsetzung eigener Interessen und Bedürfnisse sowie die Chancen zur Partizipation an der deutschen Gesellschaft.

■ *„Mein erster Gedanke war, dass ich Deutsch lernen musste ... Das war die Lösung von all meinen Problemen ... Damit wollte ich auf eigenen Füßen stehen. Ich wollte nicht auf fremde Hilfe angewiesen sein.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)*

■ *„Das war gleich für mich klar, wenn ich nach Deutschland komme, ich geh nie mehr zurück nach Jugoslawien. Ich habe mich sehr gut integriert ... Ich habe immer was für meine Bildung getan, mich qualifiziert. Ich wollte mit jedem reden.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)*

■ *„Und dann, wenn sie kein Wort sprechen – das ist – man wird immer hin und her geschubst. Und wenn sie dann an einen Drachen kommen, der sich einfach richtig auslebt und sie von einer Ecke bis zur anderen jagt ... Ich habe mir gesagt, jetzt musst du aber Deutsch lernen.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)*



Den rückblickenden Berichten zufolge waren der anfängliche ‚Sprachchock‘ (vgl. Götze 1986:38) oder unmittelbare Erfahrungen von Benachteiligung auf Grund sprachlicher Verständigungsprobleme sowie bestimmte Schlüsselerlebnisse Auslöser, intensiv Deutsch zu lernen, um zukünftig derartigen Situationen nicht mehr hilf- und sprachlos ausgeliefert sein zu müssen. Die „Sprachlosigkeit“ ging einher mit dem befremdlichen Gefühl, die Autonomie über das eigene Handeln verloren zu haben und nicht mehr eigenständig entscheiden zu können. Das Gros der Frauen mit guten bis sehr guten Sprachkenntnissen hat diese vor allem durch intensive soziale Interaktionen im Alltagsleben, durch die Integration in die Arbeitswelt und zumeist auf autodidaktischem Wege erworben, wobei eine gewisse Lernerfahrung und Schulbildung für den Fremdspracherwerb in Eigenregie Voraussetzung waren.

Die guten Sprachkenntnisse der Vietnamesinnen, deren Interaktionsstrategien im sozialen Muster der ‚Ausgegrenzten‘ beschrieben werden, resultieren indes eher aus der selektiven Anwerbepolitik der ehemaligen DDR, die gut qualifizierte Fachkräfte und Dolmetscher benötigte. Die Mehrzahl der befragten Vietnamesinnen wurde auf Grund ihrer bereits vorhandenen Deutschkenntnisse angeworben.

! „Ich bin 1969 zum Studium hierher gekommen erst einmal, und 1974 bin ich wieder nach Vietnam gegangen. Und 1981 bin ich dann wieder nach Deutschland gekommen als Dolmetscherin für ehemalige Vertragsarbeiter.“ (Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)

! „Ich bin sehr lange in Deutschland, das erste Mal war 1956. Das war noch zu DDR-Zeiten. Wir sind Kinder der vietnamesischen Patrioten und nach der Befreiung durften einige Kinder nach Deutschland, um die Schule zu besuchen und weiter zu studieren. Und danach sind wir wieder nach Vietnam zurückgekommen.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)

Ihre Deutschkenntnisse sind nicht wie bei den anderen Nationalitätengruppen Resultat des individuellen Migrations- und Individualisierungsprozesses, sondern Ergebnis der schulischen Sozialisation im Herkunftsland oder Resultat eines auf Grund der sozialen Herkunft aus ‚Kaderfamilien‘ möglich gewordenen Auslandsstudiums in den ehemaligen ‚sozialistischen Bruderstaaten‘.

Die Migrantinnen, die ihre Deutschkenntnisse für ausreichend halten, um sich im Alltagsleben einigermaßen verständigen zu können, sind vornehmlich unter den ‚Isolierten‘ und den ‚Familienfrauen‘ zu finden. Ihre Sprachkenntnisse haben sie weniger durch intensives und systematisches Selbststudium, sondern eher nebenher aus der Alltagsinteraktion erworben, weshalb sie meist auch relativ große Probleme beim Lesen und insbesondere beim Schreiben der deutschen Sprache haben. Der zentrale Lernort dieser Migrantinnen war die Arbeitswelt, gefolgt von lebensweltlichen, meist nachbarschaftlichen Kontakten zum deutschen Umfeld. Oftmals war der Arbeitsplatz für diese Frauen die einzige oder erste Gelegenheit, engere soziale Kontakte zur Majorität zu bekommen. Von daher war die Integration in den Arbeitsmarkt der erste und wichtigste Schritt in die deutsche Gesellschaft.

! „Als ich angekommen bin, gab es die üblichen Probleme. Man versteht die Sprache nicht. Bis einer nicht arbeiten geht, versteht er nichts. Das ist normal.“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)



■ „Ich habe nur durch meine Nachbarn die Sprache gelernt. Außerdem durch die Arbeit habe ich auch sehr viel gelernt.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „(I: Wie haben Sie denn Deutsch gelernt?) Alleine, ja. In der Fabrik, mit den Chefs, mit den Leuten, mit denen ich zusammengearbeitet habe. Ich habe fast immer nur mit Deutschen gearbeitet.“ (Italienerin, 64 Jahre, verwitwet)

Gleichwohl konnte der Arbeitsplatz nur dann tatsächlich zum Lernort werden, wenn umfangreichere Deutschkenntnisse für die Tätigkeit erforderlich waren und sich der Kollegenkreis nicht primär aus ausländischen Beschäftigten zusammensetzte.

■ „In der Fabrik es waren überall nur Italiener. Das ist es eben. Das ja ganz normal, dass, wenn man unter Italienern ist, nur Italienisch gesprochen wird. Daher kam es dann, dass die deutsche Sprache immer ein bisschen schwierig war.“ (Italienerin, 70 Jahre, verwitwet)

■ „Bei T. hatte ich viele gute Kollegen. Alle Ausländer zusammen – Griechinnen, Türkinnen, Italienerinnen usw. –, die alle zusammen gearbeitet haben. Es gab einige Deutsche, die Mehrheit waren aber Ausländer. Deshalb habe ich nicht so gut gelernt.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)

Da die Mehrzahl der erwerbstätigen Migrantinnen in den Arbeitsmarktsegmenten mit hohen Anteilen an ausländischen Beschäftigten tätig ist oder war, sind die faktischen Kontakt- und Kommunikationsmöglichkeiten mit Deutschen am Arbeitsplatz eher beschränkt. Diejenigen, deren Kontakte zu Deutschen sich primär auf den Arbeitsbereich beschränkt hatten und die nach dem Erwerbsausstieg relativ isoliert leben, klagen häufiger über den schleichenden Verlust ihrer Sprachkenntnisse auf Grund des Nichtgebrauchs. Je inaktiver der Sprachgebrauch wird, desto stärker vergessen diese Migrantinnen mit zunehmendem Alter das gelernte Vokabular.

■ „Im Laufe der Zeit habe ich vieles vergessen. Früher war ich auf mich selbst angewiesen. Jetzt, wo die Kinder groß sind, brauch ich mich ja nicht mehr anzustrengen und die Kenntnisse lassen nach.“ (Italienerin, 66 Jahre, verwitwet)

Viele dieser Migrantinnen mit gerade ausreichenden Sprachkenntnissen würden gern besser Deutsch sprechen und bedauern es, die Sprache nie systematisch erlernt zu haben, weil sie entweder durch die Doppelbelastung von Arbeit und Familie keine Zeit erübrigen konnten oder weil sie wegen ihrer latenten Rückkehrpläne kein Interesse an einer Verbesserung ihrer Deutschkenntnisse hatten. Andere wiederum sind zufrieden damit, sich so weit mit ihrem Umfeld verständigen zu können, dass sie für die Bewältigung der normalen Anforderungen des Alltags- und Arbeitslebens keine fremde Übersetzungshilfe benötigen. Letztere haben unter Verweis auf ihr Alter auch meist kein Interesse mehr an Sprachkursen oder sehen als Rentnerinnen keine Veranlassung mehr, ihr Deutsch zu verbessern.

Die Migrantinnen mit geringen oder überhaupt *keinen Deutschkenntnissen* sind vor allem bei segregiert Lebenden und den ‚Familienfrauen‘ zu finden. Ein kleiner Anteil setzt sich aus isoliert lebenden Frauen zusammen. Es handelt sich deutlich häufiger um verwitwete als geschiedene oder ledige Frauen, die zudem meist entweder nur



kurzzeitig oder nie erwerbstätig waren. Diese Migrantinnen haben in der Regel nur eine sehr geringe Schulbildung oder sind teilweise Analphabetinnen. Bei dem Gros der Frauen handelt es sich um Befragte aus der Türkei und Italien sowie um eine sehr kleine Gruppe von Frauen aus Griechenland und Ex-Jugoslawien. Alle diese Migrantinnen weisen eine starke kulturelle Orientierung an ihrer Herkunftsgesellschaft oder ihrer ethnic community auf und sind den traditionellen Rollenbildern stark verhaftet. Außer funktionalen Kontakten zur deutschen Gesellschaft gibt es kaum Berührungspunkte. Durch die relativ abgeschottete Lebensform sind die Kontakte zum deutschen Umfeld sehr beschränkt, wodurch kaum Gelegenheiten zum Spracherwerb durch soziale Interaktionen vorhanden sind. Umgekehrt verhindern die massiven Verständigungsprobleme auch intensivere Kontakte, wodurch sich die sozialen Ausgrenzungsprozesse fortsetzen. Die „Sprachlosigkeit“ fördert nicht nur das latente Fremdheitsgefühl, sondern verstärkt die Rückzugstendenzen in die ethnic community, in die Familie oder in die soziale Isolation. Die ethnische Gemeinschaft stellt zwar ein soziales Auffangbecken für die segregiert Lebenden dar, ist aber keineswegs, wie migrationssoziologische Thesen behaupten, ein Sprungbrett, um aus einer ‚geschützten‘ Umgebung den Schritt in die deutsche Gesellschaft zu wagen. Im Gegenteil, segregative Abkopplungs- und Abgrenzungstendenzen werden dadurch noch verstärkt. Die Gruppe der ‚Familienfrauen‘ ist im Hinblick auf die Deutschkenntnisse eher polarisiert: Die eine Hälfte verfügt über ausreichende bis gute Sprachkenntnisse, während die andere Hälfte nur unzureichende oder sehr geringe Sprachkenntnisse erworben hat. Die Trennlinie verläuft relativ deutlich zwischen Nur-Hausfrauen und erwerbstätigen Frauen, da Letztere sich die Sprachkenntnisse meist im Zusammenhang mit der Arbeit angeeignet haben.

Für das Nichterlernen der deutschen Sprache führen die Betroffenen verschiedene Gründe an: mangelnde Zeit oder Gelegenheit, keine Kontakte zu Deutschen, zu wenig Kenntnisse über Sprachangebote, keine Notwendigkeit für oder Interesse am Spracherwerb sowie die Rückkehrorientierung, die dazu führte, dass dem mühsamen Erlernen der deutschen Sprache wenig Bedeutung beigemessen wurde und immer noch wird.

■ *„Warum soll ich lügen, mit den Deutschen haben wir nie Kontakt gehabt. Wir haben nur zu den Türken Kontakt. Ich kann überhaupt kein Deutsch. Denn seit ich hier bin, bin ich nur mit Türken zusammen. Ich habe mich ja nie mit der Sprache beschäftigt. Wie sollte ich dann Deutsch lernen?“ (Türkin, 52 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich habe keinen Kontakt zu Deutschen. Wie hätte ich lernen können?“ (Griechin, 59 Jahre, verwitwet)*

■ *„Alle, die nach mir gekommen sind, haben mich in allen Dingen überholt. In der Sprache, im Sich-wohl-Fühlen ... Ich wünschte, dass ich die deutsche Sprache wie meine Muttersprache spreche. Leider ist das nicht der Fall. Als ich damals kam, waren keine Kurse für Frauen da. Oder ich wusste es nicht.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich hätte damals Deutsch lernen sollen. Aber es gab damals auch keine Kurse. Ich würde auch jetzt lernen, aber ich werde nicht mehr lange in Deutschland bleiben.“ (Türkin, 58 Jahre, verwitwet)*



Viele Befragte führen die geringen Deutschkenntnisse auf ihr familienzentriertes Leben als Hausfrau und Mutter zurück. Durch die Binnenorientierung auf das Haus und die Familie und die damit verbundene geschlechtsspezifische Aufgabenteilung von Privatem und Öffentlichem während der Ehe seien Sprachkenntnisse nicht notwendig gewesen, da der Ehemann als Haushaltsvorstand für die Außenkontakte zur deutschen Gesellschaft zuständig gewesen sei. Nach Ausfall des Ehemanns übernehmen in der Regel Kinder oder enge Verwandte die Rolle eines ‚Sprachrohrs‘ nach außen, weshalb fehlende Sprachkenntnisse kaum als Defizit erlebt werden. Das ist insofern nicht überraschend, weil diese Frauen auch nach dem Tod des Partners an ihrer traditionellen Rolle festhalten oder festhalten können, wenn ihnen die typisch männlichen Aufgaben – wie die behördlichen Kontakte – von der nachfolgenden Generation abgenommen werden.

■ „Es reicht mir nicht, aber ich habe ja meine Kinder. Wenn ich zum Beispiel mit etwas nicht zurechtkomme, erledigt es meine Tochter. Und mir ist es egal.“ (Italienerin, 52 Jahre, geschieden)

■ „Ich habe deswegen nie Stress gehabt. Ich habe kein Bedürfnis gehabt, Deutsch zu lernen, und habe auch nicht gelernt. Ich habe nie gesagt: Ach hätte ich doch Deutsch gelernt. Ich hatte ja meinen älteren Sohn, dann kam auch die Schwiegertochter. Ich habe nie Bedarf gehabt.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)

■ „Da ich bis jetzt immer Hausfrau gewesen bin und nur innerhalb meiner Familie gelebt habe, außerhalb nur einkaufen gegangen bin oder von meinen Nachbarn mal etwas gewollt habe, kann ich mich nur beschränkt unterhalten. Na klar, ich würde gerne besser sprechen wollen, aber meine Familie ist mir wichtiger und dafür bin ich Hausfrau geblieben. Aber es reicht für mich.“ (Türkin, 59 Jahre, verwitwet)

Für einen Teil dieser traditionellen Frauen stellen die unzureichenden Sprachkenntnisse keine Belastung dar, weil sie wenig Interesse an einem Austausch mit der deutschen Gesellschaft bekunden und für die unerlässlichen Kontakte auf die interkulturelle Kompetenz der nachfolgenden Generation zurückgreifen können. Sie interpretieren ihre mangelnde Verständigungsfähigkeit im Gegensatz zu den ‚Integrierten‘ auch nicht als Einschränkung ihrer Handlungsautonomie oder gar als eine Form von Entmündigung. Oftmals werden die mangelnden Sprachkenntnisse zur Legitimation und als Einbindungsstrategie den Kindern gegenüber genutzt, um die jüngere Generation zur Einhaltung ihrer Pflichten gegenüber der Elterngeneration zu zwingen oder sie davon abzuhalten, aus dem gemeinsamen Haushalt auszuziehen.

Für einen anderen Teil dieser Migrantinnen, vor allem für die alleinlebenden ohne oder mit brüchigem familialem Netzwerk, stellen die Verständigungsprobleme jedoch eine massive Beeinträchtigung in ihrem Alltagsleben dar, weil ihre Handlungsfähigkeit dadurch erheblich eingeschränkt wird. Denn nach wie vor zählen die Verständigungsprobleme zu den größten Hemmnissen, um sich in der deutschen Gesellschaft zurechtzufinden. Die Schilderungen deuten darauf hin, dass der ‚Kulturschock‘, eher ein ‚Sprachchock‘ war und bis heute teilweise geblieben ist. Rückblickend bereuen viele dieser Migrantinnen das Versäumnis, nicht früher und besser Deutsch gelernt zu haben, da eine Verständigung die Integration wesentlich erleichtert und ihnen das Gefühl der Fremdheit ein Stück weit genommen hätte.



Als extrem belastend empfinden diese Frauen die mit der ‚Sprachlosigkeit‘ einhergehende Abhängigkeit von Dritten, weil dadurch das eigene Leben reglementiert und beschränkt wird. Damit verbunden sind oftmals Ängste, in Situationen zu geraten, die man wegen fehlender Verständigungsmöglichkeiten nicht kontrollieren kann und denen man wehr- oder hilflos gegenübersteht.

■ „Ich hatte unheimliche Sprachprobleme. Ich konnte kein Wort Deutsch. Wenn man es kann, hat man es einfach und hat keinerlei Angst davor, dass ein Problem auftauchen könnte oder es Krach geben könnte. Ich konnte ohne fremde Hilfe nichts machen. Immer musste mein Mann dabei sein ... Ich kann alles machen, aber ich traue mich nicht. Die Sprachschwierigkeiten haben mir sehr zu schaffen gemacht ... Ich brauche immer Hilfe ... Ich gehe überall hin mit meinen Kindern. Allein kann ich nichts machen.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „Ich konnte nichts ohne meinen Mann machen. Nicht einmal einkaufen konnte ich, jetzt kann ich glücklicherweise ein bisschen ... Aber ich fühle mich hier immer fremd, ich fühle mich nicht integriert – immer wegen der Sprache ... Mein Mann hat früher alles geregelt. Er ist gestorben und ich bin ruiniert. Früher habe ich nichts gemacht. Aber es war nicht so gut. Ich hätte früher anfangen sollen, viele Dinge zu verstehen. Nun, obwohl ich schon lange Zeit da bin, fühle ich mich immer noch dumm, weil die meisten Leute, die in Deutschland wohnen, besser als ich zurechtkommen. Es würde sehr schön sein, wenn ich Deutsch sprechen könnte. Ich komme mir dumm vor.“ (Italienerin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „Ich schäme mich, weil ich kein Deutsch kann. Ich hätte es lernen müssen, als ich nach Deutschland kam. Da war ich jünger, das Gedächtnis war fitter. Es bleibt nichts mehr hängen. Es ist zu spät, um einen Kurs zu besuchen.“ (Italienerin, 63 Jahre, verwitwet)

Diese Gemengelage aus Scham und Minderwertigkeitsgefühlen angesichts der mangelnden Verständigungsmöglichkeiten ist häufiger anzutreffen. Die Angst vor sprachlichen Missverständnissen oder Sprachfehlern, die möglicherweise befremdliche Reaktionen auf Seiten der Kommunikationspartner auslösen könnten, kann das Selbstwertgefühl so weit beeinträchtigen, dass soziale Kontakte mit dem deutschen Umfeld nach Möglichkeit vermieden werden. Sprachnot und „mangelnde Deutschkenntnisse wirken als Selbstblockade beim Handeln“ (Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer 1997:18).

In der Literatur wird darauf verwiesen, dass mit zunehmendem Alter die Deutschkenntnisse der Migrantinnen und Migranten abnehmen, was unter anderem auf den stärkeren Altersrückzug in die ‚Ethnizität‘ (vgl. Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995:15) und auf die Verringerung der Sozialkontakte zu Deutschen nach dem Erwerbsausstieg zurückzuführen sei. Allerdings ist dieser pauschale Befund differenzierter zu betrachten, denn er trifft nur in Teilen und nur für bestimmte soziale Gruppen zu. Tatsächlich gehen die Deutschkenntnisse mit zunehmendem Alter und nachlassender Merkfähigkeit und bei einer Verringerung der sozialen Kontakte zum deutschen Umfeld durch fehlendes Training und Nichtgebrauch zurück. Zum Teil wird dies von den Betroffenen eher als Alterseffekt gedeutet, der sich in Form geistigen Abbaus, mangelnder Merkfähigkeit und zunehmender Vergesslichkeit äußere. Das Alter wird zudem als Argument angeführt, in dieser Lebensphase kein Deutsch mehr lernen zu können, selbst wenn die Verständigungsprobleme als Belastung erlebt werden. →

■ „Ich schaffe es nicht, Deutsch zu sprechen. Eine Deutsche hat versucht, mir was beizubringen, aber eine ältere Person hat nicht mehr das Lernvermögen, das man braucht.“ (Italienerin, 57 Jahre, ledig)

■ „Meine Sprachkenntnisse haben sich nicht gebessert, sind sogar noch schlimmer geworden. Nun ja, da ich nicht mehr viel rede und die Sprache anwende, habe ich das Sprechen verlernt.“ (Türkin, 58 Jahre, verwitwet)

■ „Ich habe es in 32 Jahren nicht geschafft. Soll ich es jetzt machen?“ (Italienerin, 79 Jahre, verwitwet)

Es sind jedoch weniger Alterseffekte als soziale Konstellationen, die den Rückgang der Sprachkenntnisse verursachen. Denn vor allem die Migrantinnen, die sozial stärker isoliert sind oder deren Kontakte sich nach einem Erwerbsausstieg weitgehend auf die Familie konzentrieren, beklagen den schleichenden Verlust ihrer Sprachkenntnisse im Alter. Mit der Aufgabe der Erwerbstätigkeit reduzieren sich ihre sozialen Kontakte zu Deutschen, so dass durch den mangelnden Sprachgebrauch die Deutschkenntnisse nachlassen und das Vokabular in Vergessenheit gerät. Die nachlassenden Deutschkenntnisse sind für die Gruppe der isolierten und familienzentrierten Migrantinnen jedoch weder Anlass noch Grund für einen Rückzug in die ethnische Gemeinschaft, was auf Grund ihrer bisherigen sozio-kulturellen Orientierungen auch widersinnig wäre. Denn diese Frauen haben sich bereits in früheren Lebensjahren stark von der ethnic community abgegrenzt und ändern dieses soziale Verhaltensmuster auch nicht mehr allein wegen des Alters. Bei den traditionellen Migrantinnen mit starker ethnischer Orientierung und geringen Sprachkenntnissen kann man ebenfalls nicht von einem altersbedingten Sprachverlust ausgehen, da die Segregationsstrategie ein besseres Erlernen der Sprache verhindert hat. Von den Migrantinnen mit guten bis sehr guten Deutschkenntnissen haben viele intensive Kontakte zum deutschen Umfeld, die auch nach dem Ausstieg aus dem Erwerbsleben nicht verloren gehen, da sie in der Regel eher auf lebensweltlichen Bezügen als auf Arbeitskontexten beruhen, wodurch die Deutschkenntnisse auch im Alter durch regen Gebrauch aktiv bleiben. Das heißt, die soziale und kulturelle Zugehörigkeit beeinflusst ganz wesentlich den Spracherwerb und den Spracherhalt.

Unsere Befunde belegen, dass die jeweiligen Sozialstrategien in Richtung Integration oder Segregation und die sie konstituierenden kulturellen und sozialen Orientierungen wesentlichen Einfluss darauf haben, welcher Stellenwert dem Spracherwerb und der sprachlichen Verständigung beigemessen wird. Zwischen dem Modernisierungsgrad, dem Bildungsniveau, der integrativen Orientierung und guten Sprachkenntnissen bestehen positive Korrelationen. Umgekehrt zeigt sich, dass eine ethnische Orientierung in Kombination mit einem segregativen Lebensstil den Spracherwerb massiv behindert und die soziale Ab- und Ausgrenzung aus der Gesellschaft fördert. Ohne ausreichende Deutschkenntnisse ist eine soziale Integration kaum möglich. Denn nur wer sich ausreichend mit seinem sozialen Umfeld verständigen kann, ist auch in der Lage, seine Interessen eigenständig zu vertreten und die Chancen zur gesellschaftlichen Teilhabe zu nutzen. Diese Möglichkeit steht jedoch nur einem Teil der alleinstehenden Migrantinnen offen, während diejenigen mit massiven Verständigungs- und



Sprachproblemen auf die Sprachfähigkeit ihrer Nachkommen oder auf institutionelle „Vermittlungsagenten“ sowie auf eine Verbesserung der interkulturellen bzw. muttersprachlichen Angebote dringend angewiesen sind, wenn ihre Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe steigen sollen. Vor allem den Alleinlebenden mit schlechten Deutschkenntnissen und fehlenden familialen oder sekundären Netzwerken droht im Alter eine stärkere soziale Isolation und möglicherweise eine institutionelle Unterversorgung, wenn es nicht gelingt, diese Frauen durch bedarfs- und bedürfnisgerechte muttersprachliche Angebote der Altenhilfe zu erreichen.

Gleichwohl wäre es falsch, Alter(n) mit abnehmender Lernfähigkeit und Lernwilligkeit gleichzusetzen. Denn vor allem unter den ‚jungen Alten‘, die meist noch erwerbstätig oder erwerbsfähig sind, besteht oftmals ein Interesse, die eigenen Deutschkenntnisse zu verbessern, was jedoch nicht im Selbststudium geleistet werden kann, sondern nur unter didaktischer Anleitung mit Hilfe eines systematischen Sprachunterrichts möglich ist. Lernsituation und Sprachangebote für ältere Migrantinnen sollten auf ihre spezifischen Bedürfnisse zugeschnitten und bezahlbar sein sowie mit altersgerechten und kulturspezifischen Lernmethoden und Lerninhalten verknüpft werden. Wenn die Angebote bedarfs- und bedürfnisgerecht zugeschnitten sind, dann dürfte sich auch eine entsprechende Nachfrage nach derartigen Sprachkursen einstellen.

3.5.2 Bedeutung von Religion und Glauben

Im Vergleich zu traditionellen Gesellschaften relativiert sich in modernen Gesellschaften die Bedeutung von Religion und Glauben. In der Moderne verliert die Religion im Prozess einer fortschreitenden Rationalisierung und Säkularisierung immer stärker an Einfluss auf die verschiedenen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und wird einerseits in die Privatheit des individuellen Bekenntnisses, andererseits in eine segregierte Kirchlichkeit abgedrängt. Der Fortschritts-, Technik- und Wissenschaftsglaube führt zur ‚Entzauberung der Welt‘, die Vernunft ersetzt zunehmend den religiösen Glauben an eine übernatürliche göttliche oder spirituelle Kraft. Der fortschreitende Säkularisierungsprozess kann an drei Dimensionen festgemacht werden (vgl. Kaufmann 1988:278): a) einem Rückgang bei den Mitgliedszahlen in religiösen Organisationen und bei den praktizierenden Gläubigen, b) dem Rückgang des Einflusses religiöser Organisationen auf gesellschaftliche und staatliche Institutionen, c) einem individuellen Relevanzverlust von Religion bzw. einem Wandel in den sozialen Formen von Religiosität. Infolge des Individualisierungsprozesses wird der Religion und den religiösen Institutionen ein sinkender Einfluss auf die private Lebensführung zugesprochen. Es ist zu vermuten, dass Modernisierung und religiöse Orientierung bei den Migrantinnen ein Spannungsverhältnis erzeugen. Bei den an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen ist deshalb eher zu erwarten, dass sich bei ihnen im Zuge des Individualisierungsschubs ebenfalls ein Säkularisierungsprozess vollzieht, der den Stellenwert von Religion und Glauben für die private Lebens-



führung relativiert, während für die traditionell orientierten Migrantinnen religiöse Überzeugungen und Praktiken bedeutsam bleiben oder im Alter sogar stärker an Bedeutung gewinnen.

Generell wird hypostasiert, dass mit zunehmendem Alter eine stärkere Rückbesinnung auf Traditionen und Werte und somit auch den religiösen Glauben und die Ausübung religiöser Praktiken einhergeht. Zunehmende Religiosität im Alter dürfte auch damit zusammenhängen, dass die Endlichkeit des Lebens und die Auseinandersetzung mit dem Tod angesichts der sich verkürzenden Lebensspanne stärker ins Blickfeld gerät und auf die fundamentalen Fragen nach dem Sinn des Lebens Antworten gesucht werden. Der religiöse Glaube kann zudem Entlastungsfunktion haben, indem die Erklärung für ein als gescheitert betrachtetes Leben einer göttlichen Macht oder dem ‚Schicksal‘ und nicht notwendigerweise dem eigenen Handeln zugeschrieben werden kann. Eine ähnliche Wirkung hat der Fatalismus, der aus dem Glauben resultiert. Denn mit der Hinnahme und Akzeptanz eines durch göttliche Fügung gelenkten und somit als nicht beeinflussbar geltenden Schicksals können Enttäuschungen, ‚Schicksalsschläge‘, Verlusterfahrungen etc. leichter bewältigt werden. In der religionssoziologischen Diskussion werden der Religion verschiedene Funktionen oder Leistungen zugeschrieben (vgl. Kaufmann 1988:285): Affektbindung oder Angstbewältigung; Handlungsführung im Umgang mit außeralltäglichen Situationen, Verarbeitung von Kontingenzerfahrungen, Sinnstiftung im Rahmen der Kosmisierung der Welt; Legitimation von Gemeinschaftsbildung und sozialer Integration. Ob und welche Funktionen der Religion für die Migrantinnen bedeutsam sind, soll anhand des Interviewmaterials näher untersucht werden.

Die Migrationsforschung hat sich bislang kaum mit der Bedeutung oder dem Wandel des religiösen Glaubens bei der älteren Zuwanderergeneration auseinandergesetzt. Mehrländer u. a. (1996:333) weisen in ihrer Repräsentativstudie über Migrantenfamilien zwar darauf hin, dass ‚religiöse Bindungen für einen erheblichen Teil der Ausländer eine bedeutende, möglicherweise zunehmende Rolle spielen‘, begründen diesen Trend jedoch nicht genauer. Der Untersuchung zufolge ist der Anteil an Nichtreligiösen bzw. derjenigen, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, bei den befragten Italienern, Griechen und Türken mit 9 bis 13% relativ gering auch im Vergleich zur deutschen Wohnbevölkerung, was auf einen relativ niedrigen Säkularisierungs- und Modernisierungsgrad hindeuten würde. Im Hinblick auf die Ausübung religiöser Praktiken kommt diese Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die türkischen Befragten mit weitem Abstand vor den anderen drei Nationalitätengruppen ihren Glauben auch praktisch ausüben.

In der vorliegenden Erhebung weisen sich rund fünf Sechstel der befragten Migrantinnen als Angehörige einer Religionsgemeinschaft aus, wobei die jeweilige Religionszugehörigkeit weitgehend identisch ist mit der nationalen Herkunft. Italienerinnen und Griechinnen sind Angehörige der christlichen Kirchen, wobei Erstere bis auf wenige Ausnahmen katholischen und Letztere griechisch-orthodoxen Glaubens sind. Die



türkischen Migrantinnen sind ausnahmslos Angehörige des Islam – und zwar der sunnischen Glaubensrichtung. Bei den wenigen Ex-Jugoslawinnen mit Religionsbindung sind alle mit Ausnahme einer Muslimin katholischen Glaubens. Bei einigen Vietnamesinnen wiederum sind animistische Vorstellungen und der Ahnenkult bedeutsamer als die Zugehörigkeit zu einer Religion wie Buddhismus oder Konfuzianismus, wenngleich diese beiden Religionen nach wie vor die kulturellen Werte und Traditionen der vietnamesischen Gesellschaft tief beeinflussen und sich in den kollektivistischen Einstellungen und Verhaltensweisen der Befragten reproduzieren. Im Folgenden sollen die vorgefundenen religiösen Muster und Praktiken sowie der Stellenwert und die Funktion von Religion und Glauben im Leben der älteren Migrantinnen näher untersucht werden, u. a. auch im Hinblick darauf, ob der jeweilige Modernisierungs- und Säkularisierungsgrad der Befragten die soziale Form der Religionsausübung beeinflusst.

Muster A: Konfessionslose und Nichtgläubige (n=15)

Im Hinblick auf die Befragten, die sich selbst als Nichtgläubige oder Konfessionslose bezeichnen, zeigen sich nationalitätenspezifische Besonderheiten. Nur innerhalb der Nationalitätengruppen aus Ex-Jugoslawien und Vietnam sind Migrantinnen vertreten, die sich zu den Nichtgläubigen oder Konfessionslosen zählen. In beiden Gruppen ist der Anteil an Personen ohne religiöse Bindung überproportional hoch, weshalb unsere Befunde im Vergleich zur oben erwähnten Repräsentativuntersuchung (vgl. Mehrländer u. a. 1996:333) einen mit 17% leicht höheren Anteil an Nichtgläubigen aufweisen. Knapp jede sechste Befragte hält die Religion den Selbstauskünften zufolge für unwichtig oder bezeichnet sich selbst als nicht gläubig oder als Atheistin. Die Abweichungen sind eindeutig auf die unterschiedlichen Nationalitätenzusammensetzungen und nicht auf geschlechts- oder altersspezifische Unterschiede der beiden Stichproben zurückzuführen.

■ *„Ich bin ohne Religion groß geworden. Ich bin im Sozialismus groß geworden. Religion war da nicht gefragt. Ich habe keine Beziehung zur Kirche. Es gibt viele Landsleute, die jetzt wie verrückt tagtäglich in die Kirche gehen, aber ich garantiere Ihnen, dass keiner von ihnen – mein Jahrgang – eine Beziehung dazu hat. Sie gehen nur, weil alle gehen. Aber ich habe keine Beziehung dazu.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)*

■ *„(I: Spielt die Religion oder der Glaube eine Rolle für Sie?) Nein, weil ich war in Jugoslawien. Als Lehrerin durfte ich nicht in die Kirche gehen, damals war es Sozialismus, Tito und so, obwohl ich Kommunist war. Wir als Staatsangestellte, wir mussten – und deswegen habe ich Religion nie gelernt.“ (Jugoslawin, 58 Jahre, geschieden)*

■ *„Bei uns glauben die meisten an den Buddhismus, aber eigentlich habe ich gar keine Religion mehr.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*

Ex-Jugoslawien und Vietnam als ehemalige kommunistische Staaten hatten mit ihrer ideologischen Ausrichtung den Säkularisierungsprozess massiv forciert und die Religionsausübung zum Teil behindert oder in private Nischenbereiche verdrängt. Im Gegensatz zu dem säkularisierteren und moderneren Jugoslawien gelang es dem vietnamesischen Staat jedoch nie, die Ausübung des Ahnenkults und animistische Prakti-



ken zu unterbinden. Diese Kulte und Rituale wurden sogar ausdrücklich toleriert, weil sie im Gegensatz zum Buddhismus oder Konfuzianismus nicht als Religion und somit nicht als ideologische Bedrohung galten. Die ambivalente Gemengelage zwischen toleriertem Ahnenkult und ideologisch verbrämter Religion spiegelt sich auch in der Religionsbewertung und Ausübung einiger vietnamesischer Befragter wider, die zwar weiterhin ihren Ahnenkult praktizieren, diesen aber nicht aus einer religiösen Einstellung heraus begründen, sondern aus einem kulturell vermittelten Aberglauben oder aus der Weiterführung einer familiären Tradition, die der Ehrung der Toten gilt. Gemende (1999:113) zufolge wird der Buddhismus von den vietnamesischen Migrantinnen und Migranten nicht als eine Religion betrachtet, zu der man sich bekennt, sondern sie wird gelebt.

■ *„(I: Gehören Sie einer Religion an?) Nein. Gar nicht. (I: Sie praktizieren auch keinen Ahnenkult?) Ja. Das ist Buddhismus. Ich meine, so richtig gehöre ich da nicht dazu. Aber ich habe so einen Altar. So etwas habe ich auch. Ja, Ahnenkult. (I: Ist der wichtig für Sie?) Schon, ein bisschen. Ich meine, wissenschaftlich kann ich gar nicht erklären, aber ist einfach ein Aberglaube. Unter Vietnamesen sehr stark.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich gehöre keiner Religion an. Und ich glaube auch nicht. Sondern nach vietnamesischer Tradition haben wir zwar hier in der Wohnung so ein Denkmal für Familienangehörige, die gestorben sind, damit man sich immer daran erinnern kann. Aber einen bestimmten Glauben habe ich nicht.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, ledig)*

Der hohe Anteil an Nichtgläubigen ausschließlich unter den Befragten aus Vietnam und Ex-Jugoslawien ist vor allem ein Produkt ihrer atheistischen Erziehung in einem kommunistischen Gesellschaftssystem und nicht Folge des Modernisierungsprozesses im Aufnahmeland.

Muster B: Privatisierter Glaube: Gott als universelles Prinzip (n=14)

Die Befragten dieses Musters messen trotz formaler Konfessionszugehörigkeit dem Glauben und insbesondere der Religion relativ wenig Bedeutung für die individuelle Lebensführung bei und/oder hängen einer abstrakteren Idee von Religiosität oder Spiritualität an, die von religiösen bzw. kirchlichen Institutionen oder orthodoxen Lehrmeinungen bereits weitgehend entkoppelt ist. Ihr Gotteskonzept ist eher transzendental und universell. Sie machen ihren Glauben an eine ‚höhere Macht‘ nicht mehr an einer bestimmten Religion oder an religiösen Praktiken fest. Die Aussagen ähneln sich im Kern: Glaube wird vornehmlich zur privaten Angelegenheit erklärt; die Gottesvorstellung ist nicht mehr eingebettet in eine institutionelle Rahmung durch Religion, den religiösen Zeremonien und Ritualen wird keine sinnstiftende oder kompensatorische Funktion mehr zugesprochen. Im folgenden Zitat wird dieser abstrakte Glaube an eine göttliche Macht in einen kategorischen Imperativ der Mitmenschlichkeit umgewandelt. In diesem modernen Glaubensverständnis, das auf den freien Willen und die Eigenverantwortung rekurriert, hat ein religiös begründeter Fatalismus als Bewältigungsstrategie keine Chance mehr.



■ „(I: Spielt die Religion eine Rolle für Sie?) Überhaupt keine! Ich glaube an Gott. Es gibt nur einen Gott. Wie ihn jemand nennt, ist mir egal. Ich lasse jedem das Seine. (I: Wie war das zu Hause bei Ihnen?) Streng katholisch. Und das finde ich schrecklich, alles nur Sünde und Verbote. Und im Grunde genommen, der Gott hat uns einen freien Willen gegeben, uns selbst zu entscheiden. Und es ist selbstverständlich, dass man den anderen mit Absicht nicht verletzen darf oder soll. Und das weiß jeder, dass das mit Religion eigentlich überhaupt nichts zu tun hat. Mensch ist Mensch, das ist das Wichtige.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)

Auch der Gottesglaube einer bosnischen Migrantin, die aus einem moslemischen Elternhaus stammt, aber freigeistig erzogen wurde, ist eher abstrakt und überkonfessionell geprägt. Der Koran erfüllt in diesem Kontext die Funktion von Literatur und die Gotteshäuser haben für sie nur mehr ‚historische‘, aber keine religiöse Bedeutung. Um Gott zu finden, so ihr Credo, brauche man keine bestimmte Religion.

■ „(I: Spielt Religion bei Ihnen eine Rolle?) Nein, Gott sei Dank, bin ich froh, dass ich so frei erzogen bin. Ich weiß, dass ich in einer moslemischen Familie geboren bin. Aber für meinen Vater hat die Religion keine Rolle gespielt. Für meine Mutter schon, die war sehr religiös erzogen, hat versucht, uns reinzuführen. Und er hat stopp gemacht, hat gesagt: Nein, kannst beten, wann du willst, Kinder lässt du in Ruhe. Wenn die erwachsen sind und wenn die das wollen, können die immer anfangen. Koran habe ich gelesen ... Wer Interesse hat, kann reingucken, aber das war für mich wie Literatur. Und ich denke, Gott ist eins. Ich glaube an diese Macht. Und Kinder habe ich auch total frei erzogen. Meine Kinder waren im katholischen Kindergarten ... Ich besuche immer Kirche und Moschee, das ist für mich was Historisches, egal wo ich fremd bin. Es interessiert mich, aber nur so.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)

Durch die atheistische Erziehung im früheren Jugoslawien sei, wie eine andere Migrantin im folgenden Zitat ausführt, ihre eigene Religiosität nicht sehr tief ausgeprägt und auch nicht an eine Religion gebunden. Auch ihre Gottesvorstellung ist religionsunabhängig, zumal sie eine Religionszugehörigkeit angesichts der monotheistischen Ausrichtung der großen Religionen für irrelevant hält.

■ „Ich habe es schwer mit Gott, weil ich bin aufgewachsen, dass nicht geglaubt wird. Man ruft zwar nach Gott, wenn es einem schlecht geht, aber nicht so tief, nicht tiefsinnig, wie viele andere Menschen damit umgehen. (I: Ist denn der Glaube oder die Religion für Sie wichtig?) Religion als Religion eigentlich nicht in dem Sinne, weil ich sage mir, wenn es einen Gott gibt, dann ist er der gleiche für uns alle, ob wir ihn Buddha oder Jesus oder Allah oder sonst wie nennen. Nur jeder nennt ihn auf seine Art und Weise.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)

Im folgenden Beispiel bringt eine griechische Befragte eine ähnliche Einstellung im Hinblick auf das Verhältnis von Religion und dem Glauben an Gott zum Ausdruck. Für sie ist die Ökumene – die gelebte Christengemeinschaft und nicht die institutionelle Kirchentrennung – handlungs- und glaubensrelevant.



■ „Ich gehe überall in die Kirche, ich gehe in die orthodoxe, in die evangelische, und ich gehe in die katholische. (I: Ist denn Religion für Sie wichtig?) Nicht so arg. Trotzdem gehe ich in jede Kirche. Der Gott ist einer für mich. Wo ist der Unterschied? Wir sind alle Christen. Nur weil einer evangelisch oder katholisch heißt, das spielt doch keine Rolle. Sogar die, wo Islam heißen, die sagen Allah. Der Gott ist da. Ich finde gar keine Unterschiede in der Religion. Ich bin auch keine, wo rennt dauernd in die Kirche. Das ist, wenn etwas Besonderes ist, gehe ich in die Kirche.“ (Griechin, 60 Jahre, verwitwet)

Eine türkische Befragte, die aus einem kemalistisch orientierten Elternhaus stammt, hat ebenfalls ein religionsunabhängiges Gottesverständnis ausgebildet, das dem der anderen Befragten in diesem Muster ähnelt.

■ „Noch dazu bin ich eigentlich mit einem atheistischen Vater groß geworden. Mit der Religion hatten wir in der Familie wirklich nicht sehr viel zu tun. (I: Hat die Religion für Sie an Bedeutung gewonnen?) Nein. Ich gehe genauso gerne hier zur katholischen Weihnachtsfeier. Und wenn ich in einer katholischen Kirche bin, was auch in der Türkei gemacht wird, gehe ich immer Kerzen aufstellen. Ich singe auch im Chor dauernd Requiems oder Kantaten mit Bibeltexten und alles Mögliche. Wie soll ich sagen, wo Allah ist, spielt für mich keine Rolle. Für mich ist eine Kirche da, um hineinzugehen, dann herumzulaufen und dieses wunderschöne Gebäude zu bewundern. Es ist genauso selbstverständlich, wenn ich in Istanbul bin, dass ich die Moscheen immer besichtige.“ (Türkin, 54 Jahre, geschieden)

Gemeinsam ist diesen Befragten die Distanz zu Religion, religiösen Institutionen und den damit verbundenen religiösen Ritualen und Praktiken. Für sie verlieren die Symbole des Glaubens und die religiösen Praktiken, wie z. B. die Gotteshäuser und die Teilnahme an Gottesdiensten, stark an Bedeutung bzw. haben in ihrem Leben noch nie eine sehr große Bedeutung gehabt, da die Mehrzahl in einem nichtreligiösen sozialen Milieu aufgewachsen ist. Glaube wird zu einer Privatangelegenheit, der im Alltagshandeln und für die alltägliche Lebensführung von nachrangiger Bedeutung ist und auch keinem mit dem Alternsprozess einhergehenden Deutungs- oder Funktionswandel unterliegt. Der Säkularisierungs- und Modernisierungsgrad dieser Migrantinnen ist im Vergleich zu den anderen Befragten hoch, zumal sie schon vor der Migration sozialisationsbedingt einen Säkularisierungsvorsprung aufweisen konnten. Bezüglich des sozialen Vergemeinschaftungsmusters gehören sie sämtlich zum Typus der ‚Integrierten‘ und der ‚Isolierten‘.

Muster C: Religion als Dienstleistung (n = 14)

Auch dieses Glaubensmuster ist ein von dem Bedeutungs- und Funktionsgehalt der Religion her eher spezifisch modernes. Die Migrantinnen dieses Musters nutzen ihren Glauben und ihre religiösen Institutionen selektiver, d. h. situationsbezogener und funktionaler. Die religiösen Angebote der Glaubensgemeinden haben diesem eher modernen Verständnis zufolge einen stärkeren Dienstleistungscharakter, auf die je nach individuellem Bedarf und Bedürfnis zurückgegriffen wird. Für diese Befragten sind Glaube und Religionszugehörigkeit zwar unmittelbar miteinander verwoben,



aber religiöse Gebräuche, Vorschriften und Rituale bestimmen nicht mehr in einem umfassenden Sinne die alltägliche Lebensführung. Diese Migrantinnen fühlen sich keineswegs mehr an sämtliche Religionsvorschriften gebunden, sondern verhalten sich im übertragenen Sinne wie emanzipierte Konsumentinnen, die aus dem Dienstleistungsangebot der Religion bzw. der Kirche die spezifischen Angebote situativ und bedarfsorientiert nutzen. Die volkstümlichen Formen religiöser Frömmigkeit haben keine Bedeutung mehr, vielmehr hat sich der individuelle Relevanzverlust von Religion auch in einem Wandel der Form von Religiosität niedergeschlagen.

Die praktische Ausübung des Glaubens konzentriert sich zumeist auf eine eher unregelmäßige oder sporadische Teilnahme am Gottesdienst (z. B. an hohen Feiertagen, bei Lesung spezieller Messen etc.) je nach Opportunität und wird weitgehend aus dem Alltagsleben auf den institutionellen Bereich der Religion verlagert. Die Teilnahme an religiösen Zeremonien oder am religiösen Leben erhält einen freiwilligen, kontingenten und auch eher sozialen Charakter. Das Gemeinschaftserleben sowie die sozialen Kontakt- und Kommunikationsmöglichkeiten sind oftmals wichtige Motive der Befragten für die Teilnahme an religiösen Veranstaltungen oder für ehrenamtliches kirchliches Engagement. Für einige Befragte sind die Gottesdienste so etwas wie eine Art regelmäßiger (Freizeit-)Aktivität. Sie bieten die Gelegenheit, um außerhäusliche Kontakte zu pflegen oder um aus der Alltagsroutine auszubrechen. Für diese Befragten hat der persönliche Glaube durchaus eine relativ hohe Relevanz, wenngleich sie den subjektiven Stellenwert wieder relativieren, indem sie sich von den ‚Frommen‘ und ‚Fanatischen‘ deutlich abgrenzen.

- *„(I: Spielt die Religion eine Rolle für Sie?) Also ich bin nicht extrem. Aber meine Religion gefällt mir. Ich geh ab und zu in die Kirche. Das beruhigt mich auch, wenn ich da hingeh und höre ein paar Worte vom Pfarrer. Aber extrem religiös bin ich auch nicht.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)*
- *„Religion ist wichtig für mich. Die hilft viel, ja klar. Ich gehe in die Kirche, aber nicht jeden Sonntag. Manchmal habe ich keine Lust, am Sonntag in die Kirche zu gehen. Wir sind immer in die Mission gegangen, weil da treffen wir immer Bekannte. Wir sprechen draußen an der Kirche, bisschen von dem, bisschen von dem. Das hat mir immer gut gefallen. Aber meine Oma, die war jeden Sonntag in der Kirche. Meine Schwiegermutter, die war wirklich auch fanatisch. Wenn ihre Kinder nicht in die Kirche gingen, hat sie nicht gekocht für die Kinder. Die war streng, ja – und so großgezogen.“ (Italienerin, 68 Jahre, verwitwet)*
- *„(I: Besuchen Sie regelmäßig die Messe?) Ja, sonntags, aber nur wenn sie in der Villa P. gehalten wird, in den Kirchen – nein. Dazu habe ich keine Lust. Wenn sie in der Villa P. ist, gut, weil die Messe schnell vorbei ist und wir dann alle zusammen sind, einen Kaffee trinken.“ (Italienerin, 52 Jahre, geschieden)*
- *„(I: Besuchen Sie regelmäßig den Gottesdienst?) Nicht oft, wenn ich Lust dazu habe. Nicht immer. Ich glaube an Gott, aber nicht, dass ich jeden Sonntag zur Kirche muss. Hier in der Nähe gibt es ja die Kirche. Ich habe aber nicht diesen Zwang, dass ich alle Samstage oder Sonntage da hingehen muss, das nicht.“ (Italienerin, 60 Jahre, ledig)*



Diese Migrantinnen haben ihre religiösen Praktiken im Verlauf ihres Modernisierungs- und Individualisierungsprozesses modifiziert. Während sie in ihren Heimatorten noch regelmäßig unter anderem wegen der normativen Zwänge oder aus Konformitätsgründen am religiösen Leben teilgenommen hatten, fühlen sie sich in Deutschland nicht mehr daran gebunden. Ihr Kontakt zu den religiösen Instanzen reduziert sich mit zunehmendem Säkularisierungs- und Modernisierungsgrad, weil der Verpflichtungscharakter mit nachlassenden religiösen und sozialen Bindekräften geringer wird.

■ *„Früher war die Religion wichtiger für mich. Nun gehe ich nicht mehr so oft in die Kirche. Früher habe ich das quasi als Zwang empfunden, etwas, was ich tun musste, jetzt nicht mehr.“ (Italienerin, 50 Jahre, geschieden)*

Die Migrantinnen dieses Glaubensmusters fühlen sich zwar ihrer konfessionellen Zugehörigkeit gemäß weiterhin an ihre Glaubensgemeinschaften bzw. Religion gebunden, sie nehmen sich jedoch die individuelle Freiheit, über die Form ihrer Religionsausübung selbst zu bestimmen. Die Verschiebung des Bedeutungsgehalts der Religion in Richtung einer funktionalen Dienstleistung ist ein typisch modernes Phänomen, das mit dem Individualisierungs- und Säkularisierungsprozess einhergeht. Dieses Glaubens- oder Religionskonzept findet sich fast ausschließlich bei Migrantinnen vom Typus ‚Familienfrauen‘, ‚Integrierte‘ und ‚Isolierte‘. Auffällig sind die nationalitätenspezifischen Bezüge: Es handelt sich überwiegend um Frauen italienischer und griechischer Herkunft, die den christlichen Religionen angehören.

Muster D: Brüche im Glauben und mit der Religion (n=9)

Die Befragten dieses Musters gehören einerseits eher zu den tiefreligiösen Gläubigen wie in Muster E, die sich aus Enttäuschung stärker von den Institutionen ihrer Religion distanzieren oder die in ihrem Glauben stark erschüttert sind, weil ihnen die Religion keinen umfassenden Trost mehr spenden kann und deshalb eine sinnstiftende Funktion verloren hat. Andererseits entsprechen einige von ihrem Habitus den Gläubigen des Musters C, die sich aus individuellen Gründen von den religiösen Instanzen emanzipieren. Bei ersteren handelt es sich um Migrantinnen, die auf Grund von Kontingenzerfahrungen die individuellen Probleme nicht mehr ausschließlich durch den Glauben bewältigen konnten und dadurch Glaubenskrisen durchleben.

■ *„Der Glaube war immer wichtig für mich. Als mein Mann gestorben ist, hatte ich den Glauben verloren. Ich war über Gott verärgert, mit den Heiligen, mit allen. Ich war auf alles sauer. Konnte niemanden ertragen. Dann kam ein Priester zu mir nach Hause und meinte, dass die Dinge nicht so stehen würden, wie ich dachte. Ich fragte mich immer wieder, warum Gott einem so guten Menschen so etwas getan hatte und in der Zwischenzeit viele alte Menschen noch lebten. (I: So nach dem Motto: Warum gerade ich?) Ja, genau.“ (Italienerin, 50 Jahre, verwitwet)*



Schicksalsschläge wie ernsthafte Erkrankungen oder Todesfälle erschüttern den persönlichen Glauben und führen zu Zweifeln an göttlicher Gerechtigkeit.

Bei der zweiten Gruppe handelt es sich um Migrantinnen, die sich von den religiösen Institutionen distanzieren, nicht jedoch von ihren religiösen Überzeugungen. Die Abkehr von der Religion bezieht sich auf religiöse Einrichtungen wie Moscheen oder Kirchen und steht meist in engem Zusammenhang mit individuellen Problemen oder Lebenslagen. Diese Frauen zweifeln keineswegs an ihrem Glauben oder ihrer Religion wie in den vorangegangenen Fällen, sie sind allerdings nicht (mehr) bereit oder willens, sich rigiden religiösen Bestimmungen oder religiösen Instanzen zu unterwerfen, die ihre individuellen Freiheitsgrade beschneiden oder Macht über ihre Lebensführung beanspruchen. Dies trifft gleichermaßen, wenn auch aus unterschiedlichen Beweggründen, für Katholikinnen wie Musliminnen zu.

Die katholische Kirche erkennt die Ehescheidung nicht an, weshalb mehrere Italienerinnen wegen ihrer Scheidung aus der katholischen Kirche ausgetreten sind und sich als Konvertitinnen dem Protestantismus zugewandt haben. Eine Befragte z. B., die eine kirchliche Wiederverheiratung plante, hat aus diesem Grund, wie das folgende Zitat belegt, die Konfession gewechselt. Sie wollte ihre Lebenspläne nicht rigiden Religionsvorschriften unterwerfen.

■ *„Ich frage mich, warum das Gesetz, der Papst mir verbietet. Warum? Ich bin katholisch, leider Gottes. Und wir wollten in der Kirche heiraten. Das kommt ja nicht in Frage. Da war mein neuer Mann. Und das tut mir noch mehr weh, weil wir das nicht geschafft haben. Er hat geschrieben an den Bischoff von M., zum Bischoff von L. sind wir und zum Bischoff von K. Nennen Sie das Religion? Es war nichts zu machen ... Da habe ich gesagt, wir haben die Möglichkeit gefunden. Es braucht nur einer bereit zu sein, evangelisch zu werden. Ich war bereit, es ist mir egal. Es gibt nur einen Gott ... Es war mir sowieso egal. Ich gehe nie in die Kirche. Ich bin katholisch auf dem Papier.“ (Italienerin, 58 Jahre, geschieden)*

Einige muslimische Befragte mit integrativer Orientierung führen andere Begründungen für die bewusste Distanz zur eigenen Glaubensgemeinschaft und zur Moschee an. Sie haben entweder Vorbehalte gegenüber der politischen oder religiösen Ausrichtung ihrer islamischen Gemeinde oder sie haben Angst vor intensiveren Kontakten, da sie sich den traditionellen und religiösen Bekleidungs- und Verhaltensvorschriften nicht unterwerfen wollen und deshalb befürchten, einem zu hohen Anpassungsdruck ausgesetzt zu werden.

■ *„(I: Gehst du regelmäßig in die Moschee?) Nein, das interessiert mich nicht. Meine Denkweise ist bestimmt anders als die von der Moschee. Ich will mit denen nichts zu tun haben. Ich brauche die Moschee nicht.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich gehe nicht in die Moschee. Die Kirchen besuche ich manchmal, um sie kennen zu lernen. Eine Kirche ist auch ein Haus Allahs. Warum soll ich nicht hineingehen? Ich bin gläubige Muslimin. Aber ich lasse mir nicht sagen, wie ich zu leben und mich zu bekleiden habe. Politik in der Moschee will ich nicht hören.“ (Türkin, 65 Jahre, verwitwet)*



Von der sozialen und lagenspezifischen Zuordnung her, lassen sich die Befragten dieses Glaubensmusters keinem sozialen Vergemeinschaftungsmuster eindeutig zuordnen. Es sind eher persönliche Schicksalsschläge oder individuelle Dispositionen, die zu einer Glaubensdistanz oder Religionsinstanz-Distanz führen. Während erstere im Glauben keine Antworten zur Bewältigung ihrer Kontingenzerfahrungen mehr finden und auch keine sinnstiftenden Alternativen zur Verfügung haben, gewinnen die anderen Handlungsautonomie, indem sie sich dem Legitimationsanspruch religiöser Instanzen widersetzen und ihren Glauben zur individuellen Angelegenheit erklären. Auch dieses Glaubensmuster weist nationalitätenspezifische Auffälligkeiten auf: Ausschließlich Migrantinnen aus Italien und der Türkei sind in ihm vertreten.

Muster E: Religiöse Lebensführung und tiefe Frömmigkeit (n=37)

In diesem Glaubensmuster sind anteilig die meisten der Befragten vertreten. Bei den Ausprägungen des religiösen Glaubens und den Formen der Religiosität sind zwar deutliche Abstufungen und Variationen erkennbar, gleichwohl hat der Glaube für alle diese Befragten eine außerordentlich hohe Relevanz für die individuelle Lebensführung. Die Religion strukturiert die Lebensbereiche weit stärker als in den anderen Mustern, wo sie auf eine Nischenexistenz entweder in der Privatheit oder in den religiösen Einrichtungen beschränkt bleibt. Der religiöse Glaube erfüllt in diesem Muster meist mehrere der eingangs erwähnten Funktionen.

- „Wenn du Sorgen hast, sagst du nicht: Oh mein Gott, hilf mir! Ich sage, ich glaube. Gott half mir, alles zu überstehen.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)
- „Jeden Abend bete ich den ganzen Rosenkranz. Ich geh ins Bett, mache das Kreuzzeichen und ich habe hier all die Heiligen: Es gibt den Jesus, die Maria, das Herz Jesu. Es gibt den gekreuzigten Jesus. Im Bett bin ich nie allein deswegen.“ (Italienerin, 79 Jahre, verwitwet)
- „Wenn ich in die Kirche gehe, fühle ich mich erleichtert und ganz anders. Wenn ich das nicht hätte, dann wäre ich noch depressiver. So wie meine Eltern es vorgelebt haben, führe ich es auch durch. Der Glaube ist immer wichtig für mich gewesen, seit ich lebe. Die in Slowenien sind nicht so, aber bei uns in Bosnien ist es etwas anders.“ (Jugoslawin, 59 Jahre, verwitwet)

Die Religion dient der Sinnstiftung, der Bewältigung von Schicksalsschlägen oder Zukunfts- und Lebensängsten sowie der Bewältigung von als gescheitert angesehenen Migrationsbiographien, der Handlungsführung im Außeralltäglichen sowie einer identifikatorischen Gemeinschaftsbildung. Letzteres gilt vor allem für gläubige Musliminnen, die durch die individuelle Entscheidung, das Kopftuch (im Alter erneut) zu tragen, auch symbolisch ihre Glaubenszugehörigkeit demonstrieren möchten.



■ *„Damals, als ich hierher kam, war mein Kopf bedeckt. Mein Mann wollte, dass ich mich nicht mehr bedecke. Ich war ja auch jung, war mir auch recht damals. Als ich aufgehört habe (zu arbeiten), habe ich mich wieder bedeckt. Denn je älter man wird, desto wichtiger wird der Glaube.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)*

Mehrere türkische Migrantinnen problematisieren die Situation in der laizistischen Türkei im Hinblick auf das dort herrschende Kopftuchverbot in öffentlichen Einrichtungen und kommen im Vergleich mit Deutschland zu der Einschätzung, dass ihnen die im Grundgesetz gewährte Religionsfreiheit die Möglichkeit gibt, ihren Glauben gemäß den religiösen Vorschriften zu praktizieren.

■ *„Keiner sagt mir was, wenn ich mit einem Kopftuch lebe. In der Türkei ist es nicht so frei. Dort gibt es an den Universitäten großen Krach. Was soll ich dazu sagen? Meine Tochter hat niemals ihr Kopftuch abgelegt. Hier ist es möglich. In der Türkei ist es noch schlimmer geworden. In diesem Jahr habe ich es gesehen. Alle unsere Korankurse wurden ja geschlossen. Die Hodschas dürfen nicht reden.“ (Türkin, 57 Jahre, verwitwet)*

Auch ein durch die Religion induzierter Fatalismus ist bei Befragten öfter zu beobachten, die ihr biographisches Leben sowie damit verbundene Misserfolge oder Kontingenzerfahrungen als göttliche Vorsehung oder unabwendbares Schicksal interpretieren und auf diesem Wege eher akzeptieren und bewältigen können.

■ *„Man ist katholisch, und es ist alles festgeschrieben: wann man sterben soll und wie man leben muss. Es ist alles geschrieben.“ (Italienerin, 73 Jahre, verwitwet)*

Die Delegation der Verantwortung an eine göttliche Macht ist insofern entlastend, weil dadurch die Eigenverantwortung für das Handeln negiert oder relativiert werden kann. Die Ursachen für das Scheitern werden nicht individuellem Versagen, sondern externen oder übernatürlichen Kräften zugeschrieben. Der religiöse Glaube an ein vorherbestimmtes Leben erleichtert die Hinnahme und Bewältigung der gegebenen Verhältnisse.

Sehr häufig gewinnt der Glaube im Alter weiter an Bedeutung. Wenn die Todesfälle im Umfeld zunehmen und man selbst stärker mit der eigenen Sterblichkeit konfrontiert wird, wird der regelmäßigen Ausübung der religiösen Praktiken immer mehr Zeit und Beachtung geschenkt. Mit abnehmenden Pflichten im Alter wird zudem das Zeitkontingent größer, um sich intensiver mit dem Glauben befassen zu können.

■ *„Je älter man wird, desto wichtiger wird der Glaube. Denn der Tod rückt ja immer näher. Und da hilft nur der Glaube. Wenn man jung ist, hat man nicht so viel Zeit, über solche Dinge nachzudenken.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)*

■ *„Man sorgt sich mehr darum, weil man an das Leben danach glaubt. Man kommt diesem Leben näher und sorgt sich dadurch mehr darum. In jungen Jahren denkt man, es ist noch weit bis dahin.“ (Türkin, 54 Jahre, verwitwet)*

■ *„Im Alter nimmt der Glaube eine höhere Position ein. Er gibt einem mehr Trost.“ (Türkin, 70 Jahre, verwitwet)*



■ *„Die Religion ist wichtig für mich. Natürlich ist sie wichtig für mich. Ich bin sehr katholisch. Wenn es da nicht die Kirche, die Gebete und die Heiligen gäbe. Ich bin sehr religiös. Jetzt, wo ich älter bin, denke ich mehr darüber nach und natürlich wird sie noch wichtiger für mich. Meine Eltern haben mich in die katholische Religion eingeführt und für mich war sie einfach da.“ (Italienerin, 62 Jahre, verwitwet)*

Ein Großteil dieser Befragten entstammt tiefreligiösen sozialen Kontexten, in denen die Religion basaler Bestandteil der Erziehung und der alltäglichen Lebensführung war. Durch die Migration hat sich die Einstellung zur Religion nicht grundlegend geändert, wenngleich ungünstige infrastrukturelle Rahmenbedingungen bzw. fehlende religiöse Einrichtungen öfters die Ausübung des Glaubens innerhalb der Glaubensgemeinschaft erschwert oder unmöglich gemacht haben, so dass Migrantinnen gezwungen waren, ihre religiösen Verrichtungen und Rituale im Privaten abzuhalten. Zu den religiösen Praktiken gehören öfter auch Pilgerfahrten zu bestimmten Wallfahrtsorten, die verschiedene Befragte unternommen haben.

Alle Migrantinnen dieses Musters sind praktizierende Gläubige, die den religiösen Verpflichtungen und Ritualen ihrer Religion großes Gewicht beimessen. Die Intensität der religiösen Bindung ist hier im Vergleich zu den anderen Glaubensmustern am höchsten. Die religiösen Praktiken sind bei den meisten integraler Bestandteil der Lebensführung. Der Säkularisierungsgrad dieser Migrantinnen ist trotz ihrer Modernisierungserfahrungen relativ gering. Sie reproduzieren ein vertrautes religiöses Muster aus ihrem Herkunftsmilieu. In diesem Glaubensmuster überwiegen eindeutig die traditionell orientierten Migrantinnen vom Typus ‚Segregierte‘, gefolgt von den ‚Familienfrauen‘ und ‚Isolierten‘. Vor allem für die segregierten und die sozial isolierten Frauen, die unter den migrationsbedingten Brüchen in der traditionellen Lebensweise und dem damit einhergehenden Gefühl der Entfremdung am stärksten leiden, scheint die Religion mit zunehmendem Alter eine wichtige Kompensations- und Bewältigungsfunktion zu haben. Im Hinblick auf die Nationalität zeigt sich, dass fast alle Türkinnen, etwa die Hälfte der Italienerinnen und ein Drittel der Griechinnen, aber kaum Frauen aus Ex-Jugoslawien oder Vietnam diesem Glaubensmuster zugeordnet werden können.

Insgesamt konnten fünf unterschiedliche Glaubensmuster identifiziert werden, die einstellungs- und handlungsrelevant für die alleinstehenden älteren Migrantinnen sind. Der Stellenwert, den das Individuum dem Glauben und der Religion für die eigene Lebensführung und Existenz beimisst, kann je nach Muster höchst unterschiedlich sein. Die Spannbreite der Einstellungsmuster erstreckt sich von atheistischen Einstellungen über funktionale Religionsbezüge bis hin zu tradierten Formen tiefreligiöser Glaubenspraktiken. Die Muster A und B spiegeln im Prinzip den fortschreitenden Säkularisierungsprozess der Moderne wider, wenngleich nicht primär der individuelle Modernisierungsprozess, sondern die Säkularisierungsvorsprünge vor der Migration die Distanz zur Religion begründen. Die beiden Gruppen zusammen repräsentieren ein Drittel der Befragten und damit jene Migrantinnen, für deren Lebensführung die Religion und die religiösen Institutionen, nicht unbedingt jedoch der – privatisierte –



Glaube, bedeutungslos geworden sind. Überraschenderweise ist der hohe Säkularisierungsgrad dieser Befragten jedoch nicht oder nur begrenzt auf Modernisierungsprozesse im Aufnahmeland zurückzuführen, sondern vor allem auf Säkularisierungsvorsprünge, die im Herkunftsland auf Grund gesellschaftlicher oder milieuspezifischer Sozialisation im Umgang mit Religion erworben worden sind. Der geringe Säkularisierungsgrad der religiösen Migrantinnen in Muster E ist ebenfalls primär auf sozialisationsbedingte Einflüsse vor der Migration und nicht auf einen religiösen Backlash zurückzuführen, geschweige denn auf eine ‚Revanche de Dieu‘ (vgl. Huntington 1997:143) im Sinne einer fundamentalistischen Gegenreaktion auf die ‚Zumutungen‘ der Moderne. Einen auffälligen Kontrast zu diesen drei Mustern, die Religions- und Glaubensbezüge aus den Herkunftsländern reproduzieren, bildet das Muster C, in dem die Säkularisierung des Glaubens unmittelbar im Zusammenhang mit den Modernisierungserfahrungen der Migrantinnen steht. Dieses relativ moderne ‚Dienstleistungsmuster‘ beinhaltet bereits alle Dimensionen, die mit einem säkularen Wandel einhergehen: individuelle, situative und funktionale ‚Nutzung‘ der Religion, abnehmender Verpflichtungs- und Verbindlichkeitscharakter von religiösen Vorschriften und Praktiken, ein Wandel in den Ausdrucksformen der Religiosität, ein relativer Bedeutungsverlust der Religion für die Lebensführung. Das Muster D ist insofern marginal, da sich die Verwerfungen im Bedeutungsgehalt der Religion und des Glaubens aus individuellen Konstellationen ableiten lassen.

Die religiösen Bindungen und die Religionsausübung sind vor allem für die Migrantinnen in Muster E sehr bedeutsam und erhalten mit zunehmendem Alter einen weiteren Bedeutungszuwachs. Bei den Befragten in den anderen Mustern ist indes kein Zusammenhang zwischen Altern und wachsender Religiosität feststellbar.

3.6 Vorstellungen vom Alter und vom Altern

3.6.1 Altersvorstellungen und subjektive Alterseinstellungen

Das kalendarische oder biologische Alter besagt wenig über das subjektive Altersgefühl und den individuellen Umgang mit dem Alternsprozess. Vorstellungen über das Alter werden durch gesellschaftlich vermittelte Bilder vom Alter sowie durch das soziale und kulturell definierte Alter, das mit bestimmten Lebenspassagen, Status- und Rollenzuweisungen in Verbindung gebracht wird, ebenso beeinflusst wie durch die individuelle Lebenszufriedenheit, das Selbstwertgefühl, das gesundheitliche Wohlbefinden, die weiteren Zukunftsvorstellungen oder die Lebensqualität im Alter. Weitgehend unstrittig ist die These, dass der Prozess des Alterns durch soziale Faktoren beeinflusst wird (vgl. Schroeter 2000:34). Alter ist Backes (1997:275) zufolge ein sozialer Tatbestand, der „gesellschaftlich, strukturell und definitorisch bedingt, konstruiert aufrechterhalten und kontrolliert wird“, und demzufolge auch Ausdruck sozialer Strukturen und sozialer Ungleichheiten.



Altern ist ein komplexer Prozess, der nicht zwangsläufig mit dem Abbau von Funktionen, Fähigkeiten und Kompetenzen gleichzusetzen ist, sondern in vieler Hinsicht „ein individuell erlebter, sozial geformter Prozess, der eng mit soziokulturellen und psychologischen Definitionen verknüpft ist“ (Özakin 1993:58). Studien über ‚Migration und Alter‘ gehen davon aus, dass die Orientierungsmuster und Verhaltensweisen älterer Migrantinnen und Migranten weitgehend abhängig sind von „dem bisherigen Lebensverlauf, den individuellen Bewältigungsmechanismen, dem familiären Lebensstil, den sozioökonomischen Lebensbedingungen und der ethnischen und kulturellen Identität“ (Leyer 1990:109). Unter Bezug auf die angelsächsische Forschung verweist Dietzel-Papakyriakou (1993:4) auf den Stellenwert von ‚Ethnizität‘ als übergreifendem Referenzsystem für das Alterserleben und nimmt an, dass „die kapitale Lebenserfahrung – und d. h. hier die Migration – den Alternsprozess, seine Erwartungen und Bedürfnisse, seinen Zugewinn und auch seine Verluste prägen wird“.

Bilder vom Alter und Altersdefinitionen sind in hohem Maße kulturell und gesellschaftlich vermittelt – und zwar entlang des Modernitäts-/Traditionsparadigmas. In geringer modernisierten und industrialisierten Gesellschaften wie der Türkei ist Alter meist positiv besetzt, da mit zunehmendem Alter auch der Status in der Gesellschaft und in der Familie wächst (vgl. Özakin 1993:58). Alter ist deshalb häufig verbunden mit einem Autoritäts- und Machtzuwachs sowie einer steigenden Wertschätzung durch das soziale Umfeld. Dies gilt insbesondere für Frauen, vor allem wenn sie ihre Mutteraufgaben erfüllt haben, die mit dem Älterwerden ebenfalls einen, wenngleich auf die Familie beschränkten Macht- und Autoritätszuwachs erfahren (vgl. Nauck 1985). Der innerfamiliäre Statusgewinn alter Frauen wird auf die „Kontinuität ihrer weiblichen Rollen als ‚Ehefrauen und Mütter‘ zurückgeführt“ (Dietzel-Papakyriakou 1993:60). In einer modernen Gesellschaft, die durch das Arbeitsleben strukturiert wird, verliert Alter nicht nur an Wert(schätzung), sondern wird gemäß dem Defizit-Modell eher mit negativen Assoziationen belegt oder gar stigmatisiert.

Vielfach wird darauf verwiesen, dass bei älteren Migrantinnen und Migranten aus traditionaleren Gesellschaften die Altersmarke früher als in modernen Arbeitsgesellschaften gesetzt wird, so dass sie sich bereits in einem früheren Lebensalter mit dem Gedanken des Altwerdens vertraut machen. Als Gründe werden u. a. bezogen auf die Türkei die durchschnittlich niedrigere Lebenserwartung und der frühere reguläre Renteneintritt (bei Frauen mit 50, bei Männern mit 55 Jahren) genannt (vgl. Özakin 1993:57, Sen 1980:47). Es wird deshalb angenommen, dass die älteren Migrantinnen und Migranten – u. a. auch auf Grund ihrer gesundheitlichen Beeinträchtigungen durch die hohen Arbeitsbelastungen in der Aufnahmegesellschaft – eher nicht davon ausgehen, das reguläre Rentenalter in Deutschland zu erreichen.¹⁰ Diese Erfahrungen in Kombination mit den tradierten Altersmarken führen Baklan (1988:386) zufolge dazu, dass mit „60 kein Türke mehr an Rente (denkt), mit 60 denkt man an den Tod“.

¹⁰ Der nachhaltige Trend zur Frühverrentung in Deutschland führt auch bei deutschen Beschäftigten zu einer deutlich früheren „Entberuflichung“, wodurch sich das faktische Renteneintrittsalter nach unten verschiebt.

Ob und inwieweit dies auch für weibliche Lebensverläufe gilt, die weniger stark an die erwerbsbezogene ‚Institutionalisierung des Lebenslaufs‘ (vgl. Kohli 1990:15ff) angepasst sind bzw. eine im Vergleich zu Männern oftmals geringere Arbeits- und Berufsorientierung aufweisen, ist offen. Dietzel-Papakyriakou (1993:64) verweist darauf, dass der traditionell weibliche Lebensentwurf mit seiner stärkeren Familienorientierung den altersbedingten Erwerbsausstieg erleichtert, u. a. weil nicht die am Arbeitsmarkt gültigen Altersmarken, sondern traditionelle Passageübergänge wie Verwitwung oder die Übernahme der Großmutterrolle als Relevanzkriterien wirksam werden.

Aus geschlechtsbezogener Perspektive bekommt Alter und Altern für Frauen noch einmal eine ganz andere Gewichtung als für Männer. Durch die Feminisierung und Singularisierung des Alters sind Frauen als Witwen häufiger mit dem Alleinleben im Alter konfrontiert als Männer und müssen sich deshalb eher mit der Situation des Verlustes auseinandersetzen, wenn der Partner stirbt. Verschiedene Untersuchungen belegen den Einfluss von Schicht- und Geschlechtszugehörigkeit auf Alterslagen und altersspezifische Lebensstile (vgl. Backes/Clemens 2000:14). Es ist anzunehmen, dass auch bei den verwitweten Migrantinnen nicht der Witwenstatus an sich, sondern die Akzeptanz oder Ablehnung der traditionellen Rollenzuschreibungen ausschlaggebend für das Alterserleben ist. Alterseinstellungen, Verhaltens- und Handlungsweisen der alleinstehenden älteren Migrantinnen werden sicherlich auch durch die perzipierten Altersrollen beeinflusst, die im Spannungsfeld von ‚später Freiheit‘ und ‚sozialer Disziplinierung‘ (vgl. Schroeter 2000:41 ff) resp. Individualisierung und Konvention zu verorten sein dürften, wobei, wie wir annehmen, die jeweiligen sozio-kulturellen Orientierungen definieren, welche kulturellen Altersrollenbilder – diejenigen der Herkunftsgesellschaft oder diejenigen der Aufnahmegesellschaft – als Referenzsystem dienen.

In einer ‚jugendzentrierten‘ Gesellschaft, die Alter für wenig erstrebenswert hält oder gar diskreditiert, kann das Altern für Frauen, die ihr Selbstwertgefühl und ihre soziale Anerkennung vor allem aus äußeren weiblichen Attributen beziehen, problematisch sein. Umgekehrt scheinen ‚traditionell‘ orientierte Frauen am meisten von ihren typisch weiblichen Rollen im Alter zu profitieren, da ihnen auf Grund ihrer weiblichen Sozialisation eine höhere Adaptationsfähigkeit und ein erfolgreicherer Altern im Vergleich zu den Männern bescheinigt wird (vgl. Dietzel-Papakyriakou 1993:58ff). Obwohl bei ‚traditionell‘ orientierten Frauen – insbesondere aus bäuerlich-ländlichen Gegenden – das soziale und biologische Alter weit auseinander klaffen können und sie deshalb früher als alt betrachtet werden, gelingt ihnen, wie Dietzel-Papakyriakou (1993:60) ausführt, eine flexiblere Anpassung an das Alter. Zwar verlieren sie mit dem Klimakterium ‚ihre für die traditionell orientierte Familie überaus wichtige Funktion der Gebärfähigkeit‘, was allerdings durch den Status der Großmutter kompensiert werden könne. Der Disengagement-These zufolge dürfte dann bei älteren Migrantinnen, deren Lebensverlauf und Orientierung sich stärker modernen Lebensformen annähert, d. h. durch Statusinkonsistenzen (z. B. Übergang in Ruhestand) geprägt ist, das Alterserleben und die Akzeptanz des Alterns problematischer sein als bei ‚traditionellen‘ Migrantinnen. Bislang wurde allerdings dem Thema, wie alleinstehende ältere Migrantinnen mit



dem Alter und dem Altern umgehen und ob es zwischen den verschiedenen Gruppen von Alleinstehenden – nämlich Witwen, Geschiedenen und Ledigen – Perzeptions- und Einstellungsunterschiede auf Grund unterschiedlicher sozio-kultureller Status- und Rollenzuweisungen gibt, von der Forschung wenig Bedeutung beigemessen.

Im Folgenden werden die Befragungsergebnisse im Hinblick auf die subjektiven Alterseinschätzungen der Migrantinnen, die individuellen Altersbefindlichkeiten sowie die Einstellungen gegenüber dem Alternprozess näher ausgeführt. Auf die Frage nach der individuellen Alterseinschätzung gaben 35% an, sich älter oder alt zu fühlen, 36% fühlten sich eher jünger und 29% ihrem biologischen Alter entsprechend. Wenn kulturspezifische Altersvorstellungen tatsächlich das Bild vom Alter und Altern prägen, dann müssten zwischen den verschiedenen Nationalitätengruppen deutliche Unterschiede in der Alterswahrnehmung auftreten. Dies trifft jedoch nur in Teilen zu. Tatsächlich ist innerhalb der türkischen und italienischen Nationalitätengruppen ein überproportional hoher Anteil an Befragten zu finden, die sich älter fühlen, als sie tatsächlich sind, während im umgekehrten Fall bei den griechischen und vietnamesischen Nationalitätengruppen diejenigen deutlich überwiegen, die sich jünger als ihr biologisches Alter fühlen. Bei den Migrantinnen aus Ex-Jugoslawien sind die Antworten eher gleich verteilt. Die Verteilungen verweisen darauf, dass monokausale nationalitätenspezifische Zusammenhänge als Erklärung nicht ausreichen, sondern soziale und individuelle Faktoren entscheidender sind. In der Studie von Zoll (1997:142ff) konnten neben nationalitätenspezifischen Unterschieden in der Alterseinschätzung auch geschlechtsspezifische Differenzierungen innerhalb der Nationalitätengruppen nachgewiesen werden. Den Geschlechterbias erklärt die Studie vornehmlich aus „der unterschiedlichen Stellung der Frauen im Familienbund und den differentiellen Migrationsbiographien (gemeint sind spezifische strukturelle und rechtliche Migrationskontexte), die sich nicht nur individuell, sondern auch ethnienpezifisch gestaltet haben“ (Zoll 1997:149). Tatsächlich scheinen subjektive Alterseinstellungen und Alterswahrnehmungen deutlich durch perzipierte weibliche Rollenbilder und soziale Lagen beeinflusst zu sein. Differenziert man das Antwortverhalten der alleinstehenden Migrantinnen beispielsweise nach Familienstand, zeigen sich deutliche Auffälligkeiten. Zwei von drei Witwen fühlen sich älter oder alt, während dies nur auf jede zehnte geschiedene Migrantin zutrifft und einen kleinen Teil der ledigen Migrantinnen – und zwar unabhängig vom Lebensalter. Die Tatsache, dass mehr als zwei Drittel aller Witwen türkischer und italienischer Herkunft sind, erklärt sicherlich den nationalitätenspezifischen Bias. Es zeigt sich nämlich, dass das Altersselbstbild der Witwen, die deutlich häufiger den ‚traditionellen‘ Vergemeinschaftungsmustern (Familienfrauen, Segregierte) angehören, stärker in Kohärenz zu den tradierten weiblichen Altersrollen der Herkunftsgesellschaft steht. Witwenschaft wird demzufolge nicht als Bruch mit der weiblichen Normalbiographie, sondern als deren normale Endphase im Alter erlebt. Bei geschiedenen und ledigen Migrantinnen indes ist es durch das Alleinleben in jüngeren und mittleren Altersphasen an sich bereits zu einem Bruch mit der traditionellen Frauenrolle gekommen, wobei der migrationsbezogene Modernisierungsprozess dazu beigetragen hat, dass sich häufiger ein ‚emanzipatorisches‘ Geschlechter- und Rollenver-



ständnis entwickeln konnte. Diese an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen haben sich auch in ihrer subjektiven Alterswahrnehmung den modernen Altersbildern von den ‚jungen und aktiven Alten‘ angenähert, während die ‚traditionellen‘ Frauen, insbesondere die Witwen, weiterhin stark den Altersnormen und Rollenbildern der Migrantengesellschaft bzw. der Herkunftsgesellschaft verhaftet sind. Die Befunde belegen, dass sozialen Milieus und sozialen Orientierungen bei dem Altersselbstbild und dem Altersempfinden hohe Bedeutung zukommt.

Die Migrantinnen aus den Vergemeinschaftungsmustern der ‚Integrierten‘, der ‚Ausgegrenzten‘ sowie ‚Isolierte‘, die sich stärker an modernen Lebensformen orientieren, sind in ihren subjektiven Alterseinschätzungen deutlich ‚jugendzentrierter‘ als die Befragten aus den ‚traditionellen‘ Mustern (Familienfrauen, Segregierte). Die subjektive Alterseinschätzung ist zudem relativ eng verknüpft mit dem individuellen Wohlbefinden, das wiederum häufig, aber nicht zwangsläufig mit dem subjektiven Gesundheitsempfinden korrespondiert. Das Altersselbstbild konstituiert sich anhand bestimmter sozialer oder kultureller Referenzfolien. Diese können sich auf einen interethnischen oder innerethnischen Vergleich mit Frauen aus dem sozialen Umfeld beziehen, auf einen Wechsel weiblicher Statuspassagen von Ehefrau zur Witwe oder auf einen Rollenwechsel von Mutter zur Großmutter, aber auch in Relation zu modernen Altersmarken stehen, die sich am Erwerbsausstieg oder am Arbeitsmarkt festmachen.

Zunächst soll die Gruppe derjenigen Migrantinnen genauer beschrieben werden, deren subjektives Altersempfinden höher als das kalendarische Alter ist. Es handelt sich zumeist um Frauen, die dem Typus ‚Familienfrauen‘, ‚Segregierte‘ und tendenziell dem Typus ‚Isolierte‘ entsprechen. Diese Befragten begründen ihr ‚Alt-Sein‘ einerseits damit, dass sie sich physisch und psychisch verbraucht fühlen. Gesundheitliche Beeinträchtigungen durch körperliche oder psychische Belastungen verstärken das Empfinden, wesentlich älter als das kalendarische Lebensalter zu sein. Andererseits werden biographische Statusübergänge im weiblichen Lebensverlauf wie Verwitwung und Großmutterrolle als Altersmarken für das Alt-Sein angeführt.

- *„Es ist der Lauf der Dinge. Ich bin eine alte, alleinstehende Frau. Manchmal fühle ich mich schon sehr alt, aber daran möchte ich gar nicht denken.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)*
- *„(I: Fühlen Sie sich alt?) Selbstverständlich. Ich gehe in der Wohnung herum und sage mir, dass mein Herz zwar gleich geblieben ist, aber mein Körper ist alt geworden. Ich gehe in den Garten, möchte was machen. Mein Herz sagt, geh und mach was. Aber mein Körper erlaubt es mir nicht mehr. Meine Beine tragen mich nicht.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*
- *„Ich bin 50 Jahre alt. Eine 80-jährige deutsche Frau sieht viel jünger aus als ich. Dies beobachte ich immer wieder. Ich fühle mich sehr alt.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*
- *„(I: Fühlen Sie sich schon alt?) Logisch (lacht). Was hast du davon, wenn du sagst, du bist jung? Wenn du über 60 bist, dann bist du alt. Was denn sonst?“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*
- *„Natürlich bin ich nicht mehr die, die ich einmal war. Die Schwerfälligkeit, weil – natürlich fühle ich mich älter. Das ist normal.“ (Italienerin, 66 Jahre, verwitwet)*



■ „Ja, ich fühle mich alt. Ich bin zwar 60, aber fühle mich schon wie 70.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)

■ „Ich werde natürlich alt. Schau, meine Haare, die sind alle weiß geworden. Man sagt: Man ist 50, wie viel Zeit bleibt noch zum Sterben?“ (Türkin, 57 Jahre, verwitwet)

Altern und Alt-Sein werden demzufolge als zwangsläufiges ‚Schicksal‘ akzeptiert und hingenommen, weil sie als selbstverständlicher Bestandteil und natürlicher Verlauf des Lebens gelten. Überraschenderweise werden die Vor- oder Nachteile des Alterns nicht an den positiveren Altersbildern der traditionellen Gesellschaften festgemacht, die am Alter die größere Lebenserfahrung und Weisheit schätzen und die den Älteren in der Regel auch mehr Respekt und Achtung entgegenbringen.

Vor allem traditionsverhaftete Türkinnen und Italienerinnen definieren sich – unabhängig vom tatsächlichen Alter – primär über ihre Witwenschaft als alte Frau. Sie perpetuieren tradierte Rollenbilder ihrer Herkunftsgesellschaften und orientieren sich in ihrem Verhalten an diesen normativen Rollenvorgaben. Mit dem Verlust des Ehemanns und dem Statusübergang von der Ehefrau zur Witwe habe, wie einige Migrantinnen erläutern, auch das eigene Leben seinen Sinn verloren.

■ „Es war Gottes Wille, dass mein Mann starb. Er hat nicht gewollt, und so heißt das, dass das mein Schicksal ist: allein sein. Nun fühle ich mich alt ... Ich habe die Trauerkleidung abgelegt, weil ich einen Herzinfarkt hatte und mein Mann wäre dann drei Jahre tot gewesen. Die Ärzte haben es mir strikt verboten, Trauerkleidung zu tragen. Ich wollte trauern. Die Leute, die anscheinend Trauerkleidung tragen und dann das tun, was sie nicht machen dürfen, da lohnt es sich nicht, dass sie Trauerkleidung tragen.“ (Italienerin, 63 Jahre, verwitwet)

■ „Bevor mein Mann gestorben ist, wollte ich nie, dass man sagt, ich sei alt. Als mein Partner gestorben ist, war ich am Ende. Damals ist das Leben zu Ende gegangen für mich. Vielleicht fühlen die Männer auch so. Für mich aber war es das Ende. Man fühlt so. Es spielt keine Rolle mehr, ob man alt wird oder stirbt.“ (Türkin, 54 Jahre, verwitwet)

■ „Ich fühle mich wie 80. Ich lebe zwar, aber durch den Tod meines Mannes fühle ich mich sehr alt ... Mein Leben hat keinen Sinn mehr. Das Leben hat keine Bedeutung für mich ... Zurzeit lebe ich auf dieser Erde, aber ich fühle mich bereits wie tot. Von diesem Leben erwarte ich nichts.“ (Türkin, 56 Jahre, verwitwet)

Weibliches Rollenverständnis und Selbstwertgefühl, die sich primär aus dem Ehe-dasein und dem Status als Ehefrau ableiten, werden bei einem Statuswechsel brüchig oder können, wie die Zitate belegen, Sinnkrisen auslösen. Das eigene Leben erscheint plötzlich, wenn es primär als ein Leben für und durch andere erfahren und definiert wird, wertlos und nutzlos. In dem Satz ‚Nun bin ich nichts‘ kommt dieses Gefühl des Verlorenseins, des Verlusts an Lebenssinn und Lebenszielen sowie der eigenen Wertlosigkeit als Individuum prägnant zum Ausdruck. Mit dem Ende der Ehe werden auch die eigenen Wünsche und Hoffnungen im Hinblick auf die Zukunft begraben.



Die Perspektive richtet sich nur mehr auf den realen Tod, der anscheinend symbolisch bereits vorweggenommen wird. In dem Fazit ‚Damals war das Leben zu Ende für mich‘ spiegelt sich eine eher trostlose Zukunftsperspektive wider. Der symbolische Tod manifestiert sich für manche Witwen allerdings sehr real im sozialen Tod. Die sozialen Verhaltensvorschriften und rigiden Rollenerwartungen der ethnic community gegenüber Witwen werden von verschiedenen Migrantinnen zwar als empfindliche Einschränkung ihres sozialen Leben wahrgenommen, aber dennoch hingenommen. Sie beugen sich den Konformitätszwängen, um einerseits nicht auffällig zu werden und soziale Sanktionierungen oder gar die Ausgrenzung aus der ethnischen Gemeinschaft zu riskieren und um andererseits die innerethnischen Solidaritätspotenziale weiterhin aktivieren zu können.

Das Referenzsystem zur subjektiven Alterseinschätzung bei zahlreichen Migrantinnen im Erwerbsalter ist der Arbeitsmarkt mit seinen ‚jugendzentrierten‘ Altersmarken, denen zufolge bereits Personen ab 45 Jahren als ältere Arbeitskräfte und somit als schwer vermittelbar gelten. Die Nachteile dieser Altersphase werden an diesen Altersmarkierungen des Arbeitssystems festgemacht. Dabei handelt es sich primär um Frauen aus den Vergemeinschaftungsmustern der ‚Integrierten‘, der ‚Ausgegrenzten‘ und der ‚Isolierten‘. Die persönlichen Ausgrenzungserfahrungen am Arbeitsmarkt auf Grund von Alter und Herkunft beeinflussen die subjektive Alterseinschätzung.

■ *„Ich bin schon 51. (I: Ist das alt?) Ja, das ist schon zu alt. Ich bin schon zu alt. Ich kann nicht mehr schwer arbeiten, und dann merke ich, ich bin schon zu alt – wie Oma.“
(Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich bin 50. Ich bin auch immer arbeitslos zwischendurch. Das wird immer schwieriger mit dem Alter. Ich meine, für Rente bin ich zu jung. Und für Arbeit zu alt. Ganz schlimm.“
(Vietnamesin, 50 Jahre, geschieden)*

Für die Befragten mit einer relativ hohen Erwerbsorientierung war ein durch Frühverrentung, Erwerbsunfähigkeit oder Entlassung erzwungener Erwerbsausstieg sehr belastend, weil der Übergang in den Ruhestand quasi einer ‚Ausmusterung‘ gleichkam. Für sozial isoliert lebende Migrantinnen war der Erwerbsausstieg mit dem weitgehenden Verlust an Sozialkontakten verbunden. Bei den traditionellen Frauen unter den Erwerbstätigen wurde das altersbedingte Ausscheiden aus dem Erwerbsleben hingegen häufiger als Entlastung empfunden.

Betrachtet man die befragten Migrantinnen, die sich jünger fühlen, fällt auf, dass sie zum einen häufiger geschieden und ledig als verwitwet sind und zum anderen weniger der traditionellen Frauenrolle verhaftet sind. Mit einer jüngeren Alterseinschätzung korrespondiert meist auch ein stärkeres Gefühl der subjektiven Zufriedenheit, eine größere Zukunftsoffenheit und eine positive Lebenseinstellung – und zwar oftmals unabhängig vom individuellen Gesundheitsbefinden. Meist werden mit dem zukünftigen Leben im Alter konkrete Wünsche und Erwartungen verbunden, die auf Grund unterschiedlicher Verpflichtungen (Erwerbsarbeit, Pflichten den Kindern und dem früheren Ehemann gegenüber) in anderen Lebensphasen bislang nicht zu realisieren waren. Auf die Frage, ob sie sich schon alt fühle, antwortet beispielsweise eine



64-jährige geschiedene Migrantin, die aus einer problematischen Ehe mit einem gewalttätigen Partner ausgebrochen ist, dass sie wegen ihrer Hoffnungen auf ein schöneres und erfüllteres Leben jung geblieben sei. Ihr größter Wunsch ist es, eine neue Beziehung mit einem verständnisvolleren Partner eingehen zu können:

■ „Nein, noch nicht, überhaupt nicht alt. Also ich schätze, ich warte so mit Hoffnung. Die Hoffnung endet nicht mit dem Menschen. Ich bin ein Mensch, dem zwar viel gefehlt hat, eine Familie, ein Kind – ich meine das richtige Leben. Meine Erwartungen, z. B. ein schönes Haus, ich meine ein normales Haus, was ich hätte bekommen können, kein Palast, sind nicht erfüllt worden. Ich habe das Gefühl, es wird was kommen. Deswegen bin ich jung geblieben.“ (Griechin, 64 Jahre, geschieden)

Trotz der Lebensenttäuschungen, die sie verkraften musste, blickt sie mit Zuversicht und voller Erwartungen in die Zukunft. Gleiches gilt für eine ebenfalls geschiedene Migrantin, 55 Jahre, die ihre Ehe retrospektiv als ‚Hölle‘ und ihr früheres Leben als ‚sinnlos‘ beschreibt. Sie möchte im Alter noch ihr freies und ungebundenes Leben genießen. Auch sie ist stark zukunftsorientiert und antwortet auf die Frage, ob sie sich manchmal alt fühle, folgendermaßen:

■ „Nein! Überhaupt nicht. Dazu habe ich keine Zeit. Meine Einstellung zum Leben oder überhaupt die Lebendigkeit, die in mir ist, das ist einfach. Ich würde sagen: Es ist Pubertätszeit, sehr jung. Ich begreife überhaupt manchmal nicht, dass ich schon so alt bin, dass ich überhaupt nicht an das Alter denke.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)

Für viele geschiedene Frauen scheint die derzeitige Altersphase eher eine Entlastungsfunktion zu haben, da diese Lebensphase mit der Entbindung von Verpflichtungen einhergeht und als Lebensphase individueller Freiheit oder Neuorientierung im Sinne eines selbstbestimmteren Lebens erfahren wird, in der mehr Zeit für die Befriedigung eigener Bedürfnisse verbleibt.

Auch einige an modernen Lebensformen orientierte Witwen, die eher negative Eheerfahrungen gemacht oder sich durch den Partner stark bevormundet gefühlt haben, möchten als Alleinstehende im Alter noch einmal ein Leben ohne Verpflichtungen genießen und sind deshalb ebenfalls eher zukunftsorientiert, was ihnen ein Gefühl von ‚Jung-Sein‘ vermittelt.

■ „Ich habe mich nach dem Tod meines Mannes sehr frei gefühlt. Endlich alles selbst bestimmen können ... Ohne meinen Mann bin ich viel ruhiger und freier. Meine Ehe war keine gute Ehe ... Ich bin 65 Jahre alt, aber fühle mich wie eine 20-Jährige. Mir glaubt kein Mensch, dass ich schon so alt bin. Alle schätzen mich auf 40 bis 45 Jahre. Dann sage ich, ich bin guter Wein.“ (Türkin, 65 Jahre, verwitwet)

Gegen das Klischee von der ‚traditionellen‘ Großmutter als ‚Oma-Typ‘, das für sie mit den Attributen unscheinbar, farblos, bescheiden und geschlechtslos belegt ist, revoltiert eine Migrantin, die sich mit 53 Jahren noch keineswegs als ‚alte‘ Frau betrachtet und sich auch gegen die damit verbundenen Verhaltenserwartungen von Seiten der Familie sträubt:



■ *„Ich fühle mich nicht alt. Ich werde 53. Ich habe ein paar Probleme mit meiner Schwiegertochter, weil sie die ‚Oma‘ will. Sie will mich als den Oma-Typ, wie ihre Mutter. Ohne Make-up. Bescheiden, aber ich, nein, ich bin wirklich nicht so. Nein, ich bin eine junge Oma.“ (Italienerin, 53 Jahre, geschieden)*

Bei denjenigen, die sich jünger fühlen, handelt es sich häufiger um Migrantinnen, die sozial aktiver sind, die eigene Interessen ausbilden und die sich mit ihrer Lebenssituation als alleinstehende Frau arrangiert haben. Das derzeitige Alter wird von vielen als eine Lebensphase der Freiheit gesehen, die mit einer deutlichen Entlastung von familiären oder arbeitsbedingten Verpflichtungen einhergeht und mehr Zeit lässt für individuelle Interessen und Bedürfnisse.

Allerdings wird das Älterwerden unabhängig vom subjektiven Altersgefühl vielfach mit Sorge betrachtet – und zwar nicht der Alternsprozess an sich, sondern dessen soziale Folgewirkungen auf die individuelle Lebenssituation. Angst vor dem Verlust der Selbstständigkeit durch Pflegerisiken, die mögliche Abhängigkeit von anonymen Institutionen der Altenhilfe sowie die Unsicherheit über die Haltbarkeit des Generationenvertrags werden als sehr belastend empfunden – und zwar eher von jenen, die alleinlebend sind oder noch in temporären Zweigenerationenhaushalten leben. Die Antworten auf die Frage „Wenn Sie ans Älterwerden denken, macht Ihnen das Sorge?“ legen beredtes Zeugnis ab von den damit verbundenen massiven Ängsten der Befragten.

■ *„Natürlich denke ich darüber nach, und es macht mir Sorgen. Ich bete immer, dass es mir so gut gehen soll, wie es mir heute geht. Man hat Angst, nicht mehr selbstständig zu sein.“ (Türkin, 70 Jahre, verwitwet)*

■ *„Natürlich! Natürlich – ich mache mir Sorgen, dass ich pflegebedürftig werden könnte.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)*

■ *„Wissen Sie, ich denke viel darüber nach, weil mir dieser Gedanke wie ein Schatten vor den Augen steht. Der liebe Gott soll mich davor schützen, man weiß nie, was passieren wird.“ (Jugoslawin, 57 Jahre, verwitwet)*

■ *„Das auch, ja. Weil ich bin allein und ich bleib allein. Ich hab Angst, nur wenn ich krank werde.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)*

■ *„Das Älterwerden macht mir sehr große Angst, aber nicht wegen der Krankheiten. Ich mache mir Sorgen um mein Gedächtnis. Ich merke, dass es so langsam nachlässt. Das macht mir Angst. Als mein Mann krank war, habe ich ihn gepflegt und alles. Aber mich? Ich möchte nicht abgestellt werden (I: Im Altenheim?) Ja, genau das. Ja. Davor habe ich wirklich viel Angst.“ (Italienerin, 70 Jahre, verwitwet)*

Für viele ist die Ungewissheit, was mit ihnen im Alter passieren wird, so bedrohlich, dass sie das Thema verdrängen und es nach Möglichkeit vermeiden, sich damit überhaupt auseinander zu setzen. Vor allem bei den isoliert lebenden Frauen, die deutlich häufiger gegen ihren Willen allein wohnen oder brüchige Familienkonstellationen aufweisen, sind diese mit dem Altern verbundenen Ängste und Ungewissheiten stark verbreitet. Frauen hingegen, die noch in engen Familienbezügen leben, erfahren das



Altern und die mit dem Alternsprozess verbundenen Risiken als weniger bedrohlich



und belastend, da ihre Gewissheit, auch im höheren Alter nicht allein gelassen zu werden, sehr groß ist, weshalb sie wesentlich gelassener und entspannter mit dem Thema umgehen können. Sie profitieren bei der Bewältigung des Alternsprozesses und der Altersrisiken von ihrem an der Familie ausgerichteten traditionellen weiblichen Lebensentwurf.

Bilanzierend lässt sich feststellen, dass die Auseinandersetzung mit dem Alter und die Einstellung gegenüber dem Alter durch sozio-kulturelle Orientierungen ebenso wie durch die Zukunftsbezogenheit der Individuen geprägt werden. Die Alters-Selbstbilder sind stark durch die sozialen Lagen beeinflusst, die darüber bestimmen, ob sich die Alterszuschreibungen an den kulturspezifischen Normen und Rollenbildern von Herkunfts-, Migranten- oder Aufnahmegesellschaft orientieren. Weniger nationalitätenspezifische, sondern eher soziale Faktoren wie Familienstand, Aktivitätsgrad, soziale Zugehörigkeit und Bildung beeinflussen das individuelle Altersselbstbild und somit auch die Frage, ob die Selbstzuschreibungen im Alter eher kulturimmanente Bezüge haben oder in der Übernahme kulturfremder Muster bestehen. Die vorgefundenen Differenzierungen in der Alterseinstellung relativieren anders lautende Thesen (vgl. Özakin 1993:62), die von der Persistenz traditioneller Altersvorstellungen im Migrationsverlauf ausgehen bzw. gar mit einer Verstärkung im Alter rechnen, weil die „ethnischen Elemente der Identität die Oberhand gewinnen“ (Dietzel-Papakyriakou 1992:40). Die Migrantinnen mit integrativer Orientierung haben ein Altersselbstbild, das sich deutlich stärker an ‚modernen‘ Altersmarken orientiert. Mit den Brüchen in der weiblichen Normalbiographie und der Ablehnung traditioneller Rollenvorstellungen sind auch die herkunftskulturellen Altersvorbilder und Altersrollenvorstellungen für diese Befragten obsolet geworden. Nur bei Migrantinnen, die weiterhin den traditionellen Rollenmustern verhaftet sind, behalten auch die der Herkunftsgesellschaft entlehnten Altersvorstellungen und Altersmarken ihre Gültigkeit und werden handlungs- und verhaltensrelevant.

3.6.2 Subjektives Gesundheits- und Krankheitsempfinden

Der Grad des subjektiven Wohlbefindens hängt davon ab, wie Menschen ihre Lebensbedingungen wahrnehmen und bewerten. Auch Gesundheits- und Krankheitsempfinden ist in hohem Maße durch subjektive Erfahrungen und Bewertungen im Lebensverlauf geprägt. Die Bewertung ist individuell verschieden und abhängig von lebenslagenspezifischen Wahrnehmungen, wie der familiären Situation, der Wohnsituation, der Erwerbstätigkeit etc., im Zusammenhang mit objektiven Rahmenbedingungen. David/Borde (2001:109) verweisen auf Studien, die belegen, dass Bezieher höherer Einkommen subjektiv zufriedener sind als Geringverdiener, Erwerbstätige im Vergleich zu Arbeitslosen einen höheren Grad an Zufriedenheit aufweisen und dass Personen, die sich auf der sozialen Statushierarchie relativ weit unten einstufen, ebenfalls deutlich unzufriedener sind. Zwischen individuellem Krankheits-/Gesundheitsempfinden und allgemeinem Wohlbefinden bestehen enge Zusammenhänge, unabhängig von dem objektiven Gesundheitszustand. Die WHO definiert Gesundheit deshalb als einen



Zustand vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht allein als das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 1997). In die Dimensionen des Wohlbefindens fließen somit nicht nur körperliche, sondern ebenso auch geistige, seelische und psychosoziale Einflüsse ein, die das Befinden steuern. In der Forschung zu Migration und Gesundheit wird zudem auf die kulturspezifischen Einstellungen zum Körper, zur Krankheit und zur Pflege hingewiesen (vgl. David/Borde 2001:14). Dies betrifft u. a. den Umgang mit Schmerzen, die Lokalisierung von Schmerzen, Krankheitsdarstellungen, Tabuisierung intimer Körperbereiche etc. Unzureichende Kenntnisse über diesen Sachverhalt oder kulturelle Missverständnisse in der medizinischen Versorgung können im Extremfall zu Fehldiagnosen und zur Unterversorgung führen (vgl. Zimmermann 2000).

Altern wird nicht mehr zwangsläufig mit generellem körperlichem und geistigem Abbau (Defizit-Modell) gleichgesetzt, vielmehr verweisen neuere gerontologische Ansätze auf das Vermögen, auch im Alter neue Potenziale für ein ‚erfolgreiches Altern‘ auszubilden. Gleichwohl steigt mit zunehmendem Alter die Wahrscheinlichkeit gesundheitlicher Beeinträchtigungen. Dabei sind Differenzierungen beim Gesundheitszustand zwischen sozio-ökonomischen Schichten im Alter zu beobachten. Nicht nur die gesundheitliche Verfassung ist in „niedrigen sozio-ökonomischen Klassen wesentlich schlechter ..., sondern auch der Anteil an sozial passiven und isolierten Menschen“ deutlicher höher (Özakin 1993:59). Die sozialepidemiologische Forschung hat hinreichend Belege dafür geliefert, dass weiterhin soziale Disparitäten im Gesundheitszustand der Bevölkerung fortbestehen und bspw. einkommensschwache und bildungsferne Gruppen ein erhöhtes Gesundheitsrisiko aufweisen, das nicht ausschließlich genetisch-biologisch, sondern multifaktoriell sowohl durch Lebensstil, Biographie und Lebenssituation (vgl. Sechster Familienbericht 2000:187) als auch durch die Stellung im Erwerbsleben und die jeweiligen Arbeitsbedingungen (vgl. Oppolzer 1994, Morschhäuser 2002) bedingt ist. Von einem höheren Krankheitsrisiko dürften demnach vermehrt jene alleinstehenden älteren Migrantinnen betroffen sein, die einer einkommensschwächeren und bildungsfernen Schicht angehören.

Man kann davon ausgehen, dass der ursprüngliche Gesundheitszustand der Arbeitsmigrantinnen und -migranten dank der selektiven Auswahl überdurchschnittlich gut gewesen ist. Dieser ‚healthy migrant effect‘ verringerte sich, wie Verlaufsstudien belegen konnten, im Zeitverlauf drastisch, was auf eine stärkere gesundheitliche Beeinträchtigung bzw. Belastung der Zugewanderten im Alltag und in der Arbeitswelt zurückgeführt werden konnte (vgl. Lechner/Mielck 1998; Sechster Familienbericht 2000:190). Studien zum Gesundheitszustand der ersten Generation belegen, dass Verschleißerscheinungen und chronische Erkrankungen bei älteren Migrantinnen und Migranten u. a. auf Grund der spezifischen Arbeitsbelastungen wesentlich häufiger auftreten als bei Deutschen und dass insbesondere migrationsbedingte Lebensumstände psychosomatische Erscheinungen oder psychische Erkrankungsprozesse auslösen oder verstärken können (vgl. Özakin 1993:51). Oppen (1985:199ff) ermittelte bei Beschäftigten anhand von Krankenkassendaten für 1981, dass der



Krankenstand von Migrantinnen und Migranten den der Deutschen um 40% über-



stieg. Daraus wurde die Vermutung abgeleitet, dass zukünftig bei den erwerbstätigen Migrantinnen und Migranten mit einer höheren Quote an Frühinvalidität bzw. Erwerbsunfähigkeit zu rechnen sei. Auch Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:73) konstatieren einen „überwiegend durch vielfältige Beeinträchtigungen gekennzeichneten Gesundheitszustand älterer Migranten, ... der vor dem Hintergrund migrationspezifischer, physischer und psychischer Belastungen zu sehen ist“. Bei einer nationalitätenspezifischen Differenzierung wurde in dieser Untersuchung festgestellt, dass die griechischen Befragten und die Probanden aus Ex-Jugoslawien einen subjektiv schlechteren Gesundheitszustand aufwiesen als die Spanier oder Türken. Davon weichen die Ergebnisse in den Studien von Zoll (1997:176ff) und dem Zentrum für Türkeistudien (1993) ab, die bei den italienischen Befragten den subjektiv schlechtesten Gesundheitszustand ermittelt haben. Eine Hamburger Studie kommt bei einer nationalitätenspezifischen Aufschlüsselung zu konträren Ergebnissen. Demnach waren 70% der befragten Senioren aus Portugal und Italien in sehr guter oder guter körperlicher Verfassung, während es bei den türkischen Befragten nur noch knapp 30% waren (vgl. Freie und Hansestadt Hamburg 1998). Diese Studien belegen, dass der Anteil an älteren Migrantinnen und Migranten mit multimorbidem Krankheitsspektrum relativ hoch ist. Eine geschlechterspezifische Auswertung ergab, dass Frauen vor allem bei den Muskel- und Skeletterkrankungen höhere Werte als Männer aufweisen, nicht aber bei psychisch oder psychosomatisch bedingten Erkrankungen (vgl. Zoll 1997:181). Die häufigen vorzeitigen Verschleißerscheinungen bei Migrantinnen werden auf die arbeitsbedingten hohen und einseitigen Körperbelastungen zurückgeführt sowie auf die „zusätzlich enormen Belastungen durch Haushalt, Familie, kulturelle Konflikte, Wohnsituation etc.“ (Leitstelle Gleichstellung der Frau 1983:13). Migrantinnen und Migranten gehören somit zu den Bevölkerungsgruppen, die „auf Grund einer besonderen Häufung von gesundheitsgefährdenden Bedingungen ein hohes Erkrankungsrisiko im Alter tragen“ (Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995:69).

Im Folgenden sollen anhand des wahrgenommenen Gesundheitszustands der Befragten Aussagen über das gesundheitliche Wohlbefinden getroffen werden. Anschließend werden die Erfahrungen der Migrantinnen mit dem Gesundheitssystem und der medizinischen Versorgung in Deutschland genauer dargestellt. Die vorliegenden Befunde bestätigen Annahmen früherer Studien, dass die älteren Migrantinnen zu einer Bevölkerungsgruppe mit relativ hohem Erkrankungsrisiko gehören. Drei von vier befragten Frauen klagen über – zum Teil sehr massive – gesundheitliche Beschwerden und fühlen sich in ihrem subjektiven Wohlbefinden beeinträchtigt. Gerade einmal jede vierte Migrantin gibt an, frei von gesundheitlichen Beeinträchtigungen oder Beschwerden zu sein bzw. sich relativ gesund zu fühlen.

Zunächst wird die Gruppe der ‚Gesunden‘ näher charakterisiert. Die Befunde belegen, dass subjektives Wohlbefinden im Sinne einer allgemeinen Lebenszufriedenheit und Gesundheitsempfinden eng miteinander verwoben sind. Selbst bei ähnlichen Krankheitssymptomen unterscheiden sich die individuellen Wahrnehmungsmuster und Bewältigungsstrategien im Hinblick auf den Umgang mit der Erkrankung deutlich je



nach Lebenszufriedenheit. Der Umgang mit Erkrankungen wird durch die subjektive Einstellung gegenüber Gesundheit und Krankheit mitgeprägt. Bei den Frauen, die ihren Gesundheitszustand als gut oder zufrieden stellend bezeichnen, handelt es sich einerseits um Migrantinnen, die eher zu den ‚jungen Alten‘ unter 60 Jahren gehören, und andererseits um Migrantinnen, die eine relativ hohe Lebenszufriedenheit aufweisen. Das sind vornehmlich Migrantinnen aus den Vergemeinschaftungsmustern der ‚Familienfrauen‘ und der ‚Integrierten‘. Der höhere Anteil an ‚Gesunden‘ aus diesen beiden Mustern dürfte auch darauf zurückzuführen sein, dass diese Frauen seltener über langjährige Erwerbsbiographien mit körperlich anstrengenden und ‚verschleißenden‘ Tätigkeiten verfügen, sei es, weil sie primär eine Hausfrauen-Ehe geführt haben, sei es, weil sie in qualifizierteren (Büro-)Berufen gearbeitet haben. Demzufolge wirken sich soziale und lagenspezifische Faktoren durchaus auf das Gesundheitsempfinden aus. Mit einem hohen psychischen und physischen Wohlbefinden geht zudem meist eine positive Lebenseinstellung einher, die mit einer relativ hohen Zufriedenheit mit der individuellen Situation korrespondiert.

■ „Ich bin sehr gesund, ja, ja. Gesund!“ (Griechin, 67 Jahre, verwitwet)

■ „Ich fühle mich wohl, bis auf den Bluthochdruck, den ich von meiner Mutter geerbt habe. Als junge Frau hatte ich schon hohen Blutdruck. Ansonsten fühle ich mich fit ... Ich fühle mich meinem Alter entsprechend gut. Ich bin eine aktive Frau und denke jetzt nicht daran.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)

■ „(I: Wie steht es denn um Ihre Gesundheit?) Ja, es geht, ich kann mich nicht beklagen. (I: Sie müssen nicht oft zum Arzt gehen?) Nein. Um ehrlich zu sein, musste ich bis jetzt nicht zum Arzt wegen ernster Probleme. Wenn ich zum Arzt gehe, dann wenn ich erkältet bin. Aber sonst nicht.“ (Italienerin, 60 Jahre, ledig)

■ „Ich bin gesund, außer dieser Müdigkeit. Ich bin schnell müde, weil mir das ganze Skelett wehtut. Es ist so, weil ich immer schon gearbeitet habe. Ich war nie die Sitzende, dass man nur Schreibtisch macht. Aber ich fühle mich noch gesund.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

Diese subjektiv gesunden Befragten verweisen häufiger auf ein erfülltes Leben, das keine Zeit für und kein Bedürfnis nach introspektiven oder grüblerischen Gedankengängen lässt. Ihr Leben wird nicht sehr stark beeinträchtigt durch belastende psychosoziale Faktoren, durch massive Selbstzweifel, unerfüllte Sehnsüchte, Rückkehrillusionen oder die ‚innere Zerrissenheit zwischen den Kulturen‘. Unter den Befragten ohne gesundheitliche Beeinträchtigungen sind noch am ehesten Frauen mit einem gewissen Gesundheitsbewusstsein zu finden. Diese – in der Regel gebildeteren – Frauen sind aktiv bestrebt, durch ausgewogene Ernährung, Ausgleichssport etc. den Erhalt ihrer Gesundheit zu fördern.

■ „Ich war immer so gesund. Ich habe keine Kinderkrankheiten gehabt. Ich kenne meinen Körper. Ich nehme immer Vitamine und Spurenelemente. Ich habe keine Krankheiten.“ (Türkin, 88 Jahre, verwitwet)

■ „Es gibt einen Kurs jetzt, ich mache Gymnastik. Und ich laufe viel jeden Tag, drei viertel Stunde im Park. Ich bin sehr gesund.“ (Griechin, 75 Jahre, verwitwet)

■ „Ich war nie krank. Ich versuche, mich gesund zu erhalten. Deswegen habe ich die Krankenkasse überhaupt nix gekostet.“ (Griechin, 71 Jahre, geschieden)



Bemerkenswert ist, wie einige Migrantinnen dieses Musters selbst krisenhafte Erfahrungen im Zusammenhang mit ernsthaften Erkrankungen wie Krebs, Niereninsuffizienz oder Herzinfarkt gemeistert haben. Ihre optimistische Lebenseinstellung und ihr Kampfgeist haben dazu beigetragen, die Krankheit zu besiegen. Vor allem jedoch die Art der aktiven und reflexiven Auseinandersetzung mit der Erkrankung, die innere Einstellung und die Rückbesinnung auf eigene Stärken seien Gesundungsfaktoren gewesen. Andere wiederum führen die Überwindung der Krankheit eher auf einen gewissen Stoizismus zurück, das Leben so zu akzeptieren, wie es kommt, oder auf die individuelle Fähigkeit, flexibel auf Krisen reagieren zu können und daraus eine gewisse Stärke zu beziehen. Die Bewältigung der Krankheit hat diesen Frauen neue Kraft und Zuversicht gegeben, zukünftig auch andere Lebenskrisen oder schwierige Herausforderungen überwinden zu können.

! *„Ich habe Brustkrebs gehabt, ist jetzt auch sechs Jahre her. Habe ich operieren lassen. Ich habe 52 Bestrahlungen gekriegt. Bis jetzt habe ich gut überlebt. Ich habe mehrere Frauen getroffen. Wir haben von dem Krebs gesprochen, so als ob er eine Erkältung ist, ganz normal. Wenn du richtig Zustand weißt, dann gibt dir die Kraft, das zu bekämpfen. Und sehr wichtig war für uns, dass du nicht den Kopf runterhängen lässt. Aber ich habe immer gesagt: Unkraut vergeht nicht. Wenn ein Würzelchen bleibt, das wächst wieder. Wenn so ernst, wissen Sie, dann ist unheimlich Kraft da, das zu überwinden.“ (Griechin, 60 Jahre, verwitwet)*

Die Art und Weise des Umgangs mit Krankheit und Gesundheit – nicht der objektive Gesundheitszustand – ist eine der wesentlichen Differenzierungslinien zwischen den subjektiv ‚Gesunden‘ und ‚Kranken‘. Denn das Gros derjenigen, die sich in ihrem subjektiven Wohlbefinden stark durch gesundheitliche Beschwerden beeinträchtigt fühlen, sieht sich kaum in der Lage, derart konstruktive Bewältigungsstrategien zu entwickeln, zumal viele der Erkrankungen anscheinend chronische Verläufe nehmen oder als altersbedingte Erscheinungen wahrgenommen werden. Die Bewältigungsformen sind dann eher ‚passiver‘ oder ‚resignativer‘ Art. Erkrankungen werden quasi schicksalhaft hingenommen, wobei oftmals der religiöse Glaube hilft, sich mit den gesundheitlichen Beschwerden abzufinden. Gesundheit ist dieser Einstellung zufolge eher ‚Schicksal‘ oder ‚Zufall‘, aber kein Gut, zu dessen Erhalt durch eine gesündere Lebensweise aktiv beigetragen werden könnte. Das kaum vorhandene Gesundheitsbewusstsein bei der überwiegenden Anzahl der befragten Migrantinnen ist problematisch, denn dadurch unterbleiben sinnvolle prophylaktische und präventive Maßnahmen zum Erhalt der Gesundheit im Alter.

Im Folgenden wird die Befragungsgruppe mit einem subjektiv schlechten Gesundheitszustand näher analysiert. Drei von vier Migrantinnen sind mit ihrem gesundheitlichen Zustand nicht zufrieden. Ein subjektiv schlechter Gesundheitszustand korrespondiert überproportional häufig mit einem subjektiv stark beeinträchtigten Wohlbefinden. Die gesundheitlichen Beschwerden sind oftmals, wie die folgenden Beispiele exemplarisch zeigen, auf multimorbide Krankheitsbilder zurückzuführen.



- „Ich bin auch nicht so voll gesund (lacht), habe ein bisschen Asthma und dann mit dem Herzen, Herzrhythmusstörungen, muss ich immer Tabletten nehmen. (I: Haben Sie schon lange diese Herzprobleme?) Ja, das habe ich schon lange. Auch Tabletten für den Blutdruck. Aber im Allgemeinen kann man nicht verlangen, mit 65 voll gesund zu sein. Im vorigen Jahr war mir so schwindelig. Das kommt alles hier von der Wirbelsäule. Im vorigen Jahr war ich beim Orthopäden. Der hat mich geröntgt. Sagt er: Frau A., wie groß sind Sie? Ach Gott, habe ich gesagt, ich war 1,54. Sie sind viel kleiner geworden (lacht). Warum? Ja, sagt er, Sie haben Osteoporose. Ich habe die Osteoporose wie eine Frau mit 80. Deswegen kriege ich Spritzen, mache Krankengymnastik.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)
- „Ich lebe nur noch mit Medikamenten, meine Tochter. Ich bringe dir die Medikamente, damit du sie einmal sehen kannst. Hier sind sie. (I: Nimmst du so viele Medikamente?) Ansonsten kann ich nicht leben. Ich habe Herzbeschwerden, Bluthochdruck, Kreislaufstörungen, Stress, Magenbeschwerden, Wasseransammlungen, Rheuma, Kopfschmerzen.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)
- „Ach, immer zum Doktor gehen. Ich habe viele Krankheiten. Ich hab Lupus. Das ist Wolf, heißt im Griechischen. Das ist eine Krankheit wie Rheuma. Ganz selten ist es. Ich habe in die Gefäße, keine Sonne ... Ich habe vielleicht Blutstörung, und Arthrose. Ich hab Bandscheibenvorfall von der Arbeit, von schwere Sachen. Und von viel Medikamente hab ich Zucker gekriegt, weil ich habe Cortison gehabt.“ (Griechin, 62 Jahre, geschieden)

An somatischen Befunden werden am häufigsten degenerative Muskel-Skelett-Erkrankungen wie Osteoporose, Rheuma, Arthrose sowie Herz-Kreislauf-Erkrankungen (Bluthochdruck, Herzprobleme, Herzinfarkte), Krebserkrankungen und Diabetes genannt. Auffällig ist, dass neben den physischen vor allem psychische und psychosomatische Beeinträchtigungen das Wohlbefinden der Migrantinnen mindern. Nur jede dritte Befragte führt die gesundheitlichen Beschwerden ausschließlich auf physische Erkrankungen zurück. Aber zwei Drittel leiden unter psychischen oder psychosomatischen Beeinträchtigungen, wovon etwas mehr als die Hälfte der Meinung ist, dass ihre vorhandenen physischen Erkrankungen in Zusammenhang mit psychisch belastenden oder Stress auslösenden Situationen stehen. Die Ursachen für die somatischen Befunde liegen nach Ansicht der Befragten eher in der Lebensweise, in genetisch bedingten Dispositionen, in altersbedingten Abbauprozessen und insbesondere jedoch in langjährigen arbeitsbedingten Belastungen. Die psychischen Beeinträchtigungen wiederum werden einerseits auf individuelle Problemlagen wie familiäre Konflikte, unbewältigte Eheerfahrungen oder Arbeitslosigkeit, andererseits auf migrationspezifische Ursachen wie Heimweh, Rückkehrillusion, Diskriminierungserfahrungen, Entwurzelung u. Ä. zurückgeführt.

Die Mitwirkung an der Produktion des gesellschaftlichen Reichtums hat viele Migrantinnen ihre Gesundheit gekostet. Jahrelange Schichtarbeit, repetitive Tätigkeiten mit einseitigen Belastungen, körperlich schwere Verrichtungen, gesundheitsgefährdende Arbeitsbedingungen oder Arbeitsunfälle haben ihren Tribut gefordert und bei vielen Migrantinnen zu massiven gesundheitlichen Beeinträchtigungen oder körperlichen Verschleiß- und Abnutzungserscheinungen geführt.



- *„Ich bin völlig kaputt, ich habe große Schmerzen.“ (Italienerin, 73 Jahre, verwitwet) – Muskel-Skelett-Erkrankungen, Allergie, Herzprobleme, Schlafstörungen*
- *„Ich bin in Frührente gegangen, weil ich es nicht mehr geschafft habe.“ (Italienerin, 64 Jahre, verwitwet) – Muskel-Skelett-Erkrankungen, Arbeitsunfälle, Totaloperation*
- *„Ich bin so krank, alles kaputt, schwer arbeiten.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden) – Herzprobleme, Muskel-Skelett-Erkrankung, Arbeitsunfall*
- *„Weil ich krank war, habe ich dann Frührente bekommen. Mit 58 Jahren bin ich berentet worden, weil ich krank war. Ich habe 50% Arbeitsunfähigkeit wegen Rheuma.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)*
- *„Ich habe 24 Jahre in der Fabrik gearbeitet. Danach haben gesundheitliche Probleme angefangen. Ich habe drei Operationen hinter mir. Einmal bin ich an der Gebärmutter operiert worden. Die haben mir die Gebärmutter rausgenommen. Später mussten sie mir auch die Eierstöcke rausoperieren. Und zum Dritten bin ich am Leistenbruch operiert worden. Jetzt habe ich Rheuma und Knochenschwund. Das Tragen fällt mir auch schwer. Meine Arme sind ja auch krank durch das viele Heben ... Ich fühle mich ständig krank. Ich habe immer Schmerzen und nehme immer Schmerzmittel ein.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet) – Frühverrentung wegen Erwerbsunfähigkeit*

Unsere Untersuchungsergebnisse bestätigen Prognosen, die bei den erwerbstätigen Migranten und Migrantinnen u. a. wegen der belastenden Arbeitsbedingungen mit einer höheren Quote an Frühinvalidität oder Arbeitsunfähigkeit als bei deutschen Beschäftigten rechnen (vgl. Oppen 1985:199ff). Jede fünfte erwerbstätige Migrantin im Sample war gezwungen, wegen ihres schlechten Gesundheitszustandes bzw. dauerhafter Erwerbsunfähigkeit vor Erreichen des regulären Rentenalters aus dem Erwerbsleben auszuschneiden. Durch Frühinvalidität, Schwerbehinderung u. Ä. konnten einige Migrantinnen – oftmals erst nach langwierigen Auseinandersetzungen mit den Leistungsträgern – Ansprüche auf Erwerbsunfähigkeitsrenten geltend machen. Andere wiederum wurden von ihren Arbeitgebern wegen ihrer gesundheitlichen Beeinträchtigungen und damit in Zusammenhang stehender häufigerer Fehlzeiten oder Leistungseinschränkungen massiv gedrängt, Frühverrentungsprogramme in Anspruch zu nehmen, oder wurden – im günstigsten Falle mit Abfindungen – in die Arbeitslosigkeit entlassen.

- *„Ich musste meine Arbeit aufgeben, da ich des Öfteren krank wurde und nicht mehr arbeiten konnte. Ich hatte überall Schmerzen, mein Herz raste immerzu, ich konnte nicht mehr schlafen. Als ich im Krankenhaus lag, hat man mir gekündigt ... Ganze fünf Jahre war ich arbeitslos, bis ich berentet wurde. Ich hatte keine Kraft mehr, um zu arbeiten. Ich fühlte mich sehr alleine und unbrauchbar. So bekam ich meine Erwerbsunfähigkeitsrente. Ich habe ein HWS-Syndrom. Ich sehe schlecht, da ich bei V. sehr kleine Arbeiten angefertigt habe.“ (Türkin, 50 Jahre, getrennt)*

Mit Hilfe von Überbrückungsgeldern des Arbeitsamtes versuchen sie die Zeit bis zum Renteneintritt finanziell – und unter Hinnahme deutlicher Einkommenseinbußen – abzudecken. Nur ein Teil dieser Betroffenen war spürbar erleichtert, auf diese Weise dem steigenden betrieblichen Leistungs- und Anforderungsdruck entgegen zu können,

↑ insbesondere dann, wenn die Arbeitsanforderungen auf Grund der gesundheitlichen →

Beeinträchtigungen kaum mehr zu bewältigen waren. Für andere Migrantinnen wiederum war der erzwungene und unfreiwillige Abschied vom Arbeitsleben ein enormer Belastungsfaktor, der zusätzlich zu den bereits vorhandenen physischen Beschwerden psychische Probleme verursacht hat.¹¹

■ *„Am Tag, wo ich die Kündigung erhielt, traf es mich besonders stark. Jetzt bin ich dran, dachte ich. Ich war in einem Alter, wo ich keine andere Stelle bekommen konnte. Ich bekam einen Herzinfarkt. Aber von da an ging es mir gesundheitlich immer schlechter.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)*

Angesichts der geringen Arbeitsmarktaussichten für ältere Arbeitslose plagten sich diese alleinstehenden Arbeitsmarktverliererinnen mit massiven Existenz- und Zukunftsängsten, die durch die Sorge, im Alter auf Grund der geringen Rentenanwartschaften in eine Armutsfalle zu geraten, verstärkt werden und die den subjektiv schlechten Gesundheitszustand durch psychische Belastungen weiter beeinträchtigen.

Auf eher migrationsspezifische Belastungsfaktoren als Auslöser von psychischen und psychosomatischen Beschwerden deuten die folgenden Aussagen mehrerer Befragter zum subjektiven Gesundheitszustand hin. Einsamkeit, Verzweiflung, Heimweh, der Schmerz über die Trennung von den Kindern sowie Erfahrungen mit Ausländerfeindlichkeit und Rassismus sind die Hauptursachen für Stress und psychosomatische Beschwerden.

■ *„Nein, gesund nicht. Ich muss. Stress und zu viele Gedanken. Macht auch krank ... Heimweh und die Kinder sind nicht bei mir. Aber mir fehlt immer etwas. Ich fühle mich nie wohl, wenn die Kinder nicht hier sind, und ich kann auch nicht nach Hause, weil das Geld fehlt. Und in letzter Zeit hier öfter sehr hoher Blutdruck, wo ich immer Niedrigblutdruck und jetzt sehr hoch. Die Ärzte haben auch nicht herausgefunden warum. Die haben nur gesagt: Sie sollen Stress abbauen. Aber wie? Besonders habe ich sehr oft Migräne. Und in dieser Minute oder wenn ich auch Schmerzen habe – Verzweiflung. Und deshalb möchte ich immer weiterhin viel arbeiten, damit ich auch hier richtig vergessen kann.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, getrennt)*

■ *„Das Alleinsein hat mich, glaube ich, krank gemacht. Meine Depressionen werden mich zu Grabe tragen.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)*

■ *„Das Nachdenken, die Traurigkeit, das Heimweh – alles. Der Diabetes ist daher und meine Depression.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*

Migrantinnen aus Ex-Jugoslawien führen ihre psychischen Probleme ursächlich auf den damaligen Bürgerkrieg und die damit verbundenen Sorgen und Ängste um ihre Angehörigen zurück.

¹¹ Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung verweist auf Zusammenhänge zwischen Gesundheit und Arbeitslosigkeit. Der Verlust des Arbeitsplatzes kann gesundheitsbewusstes Verhalten nachhaltig beeinträchtigen und die Verstärkung sowie Entstehung psychischer Probleme bewirken (vgl. Lebenslagen in Deutschland 2001:177).



■ „Ich habe sehr, sehr gelitten in dieser Zeit, ich wurde auch sehr krank ... Ich habe innerhalb von zwei Wochen meine ganzen Haare verloren. Das war schwer. Ich war am Durchdrehen.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)

Eine andere Gruppe von Befragten führt die psychosomatischen Belastungen allerdings nicht auf migrationsbedingte Faktoren, sondern primär auf individuelle Problemlagen zurück, wie bspw. belastende familiäre Konstellationen, die Pflege behinderter Kinder oder unbewältigte traumatische Eheerfahrungen.

Die Rahmenbedingungen und Problemlagen, die als psychisch stark belastend empfunden werden, hängen davon ab, wie die Migrantinnen ihre individuelle Lebenssituation wahrnehmen. Zu den psychosozialen Belastungsfaktoren gehören einerseits migrationspezifische Kontexte wie die innere Zerrissenheit zwischen Rückkehr und Verbleib, die räumliche Trennung von Familie und Verwandten, Gefühle von Isolation und Einsamkeit, Diskriminierungserfahrungen, Erfahrungen mit Ausgrenzung und mangelnder sozialer Akzeptanz und Angst vor ausländerfeindlichen Übergriffen sowie negative Migrationsbilanzen, die mit einem Scheitern der Migrationsziele verbunden sind. Als Auslöser werden andererseits familiäre, intergenerative und unbewältigte partnerbezogene Konflikte, Verlusterfahrungen durch Tod des Partners oder massive Existenzängste wegen (drohender) Arbeitslosigkeit und finanzieller Notlagen angeführt. Einige Migrantinnen wiederum, die zu den ‚jungen Alten‘ gehören, verweisen darauf, dass ihre aktuellen Depressionen und massiven Stimmungsschwankungen indes typische Symptome für die hormonellen Umstellungen während der Wechseljahre seien und nicht Ausdruck lebensweltlich oder biographisch bedingter psychosozialer Belastungsfaktoren.

Eine Differenzierung des subjektiven Gesundheitszustands der alleinstehenden Migrantinnen nach Nationalität ergibt einige Auffälligkeiten, die von den Befunden der eingangs zitierten Studien abweichen. Im Sample gehören eher griechische und vietnamesische Migrantinnen, letztere sicherlich auch auf Grund des Alterseffekts, zu denjenigen mit einem subjektiv guten Gesundheitszustand, während umgekehrt überproportional häufig türkische Migrantinnen gefolgt von Frauen aus Italien und Ex-Jugoslawien über einen eher schlechten Gesundheitszustand klagen. Bei der Art der gesundheitlichen Beschwerden zeichnen sich ebenfalls nationalitätenspezifische Differenzierungen ab. Dies gilt weniger für die somatischen Befunde als für die psychischen Belastungen und psychosomatischen Erkrankungen. Während bei Befragten türkischer und vietnamesischer Herkunft überproportional häufig migrationspezifische psychosoziale Belastungsfaktoren wie Heimweh, räumliche Trennung von Angehörigen, ein Gefühl der Heimatlosigkeit und der Wunsch nach Rückkehr als Ursachen für ihre gesundheitliche Beeinträchtigung angeführt wurden, sind die auslösenden Faktoren bei den Migrantinnen aus Griechenland, Italien und Ex-Jugoslawien eher privater Natur, nämlich familiäre Sorgen, Konflikte mit Kindern, unbewältigte Eheprobleme und/oder existentielle ökonomische Sorgen wie Schulden, Arbeitslosigkeit oder Armutsrisiko.



Die Diskrepanz zwischen ‚jungem Alter‘ und mangelnder Gesundheit ist auffällig und besorgniserregend. Obwohl das Gros der Befragten noch zu den ‚jungen Alten‘ gehört, ist der wahrgenommene Gesundheitszustand bereits jetzt relativ schlecht, so dass bei vielen Migrantinnen in einer früheren Altersphase als bei der deutschen Bevölkerung mit altersspezifischen Gesundheitsbeeinträchtigungen und Pflegerisiken zu rechnen sein dürfte. Der gesundheitlichen Aufklärung und Prävention kommt deshalb hohe Bedeutung zu, denn ein Gesundheitsbewusstsein oder gar eine Gesundheitskompetenz, die den aktiven Erhalt der eigenen Gesundheit im Alter durch ausgewogene Ernährung, Ausgleichssport, Mobilitäts- und Gedächtnistraining u. Ä. fördert, ist kaum vorhanden.

3.6.3 Erfahrungen mit und Bewertung von medizinischer Versorgung

Das deutsche Gesundheitssystem ist im Gegensatz zu anderen Versorgungseinrichtungen wie Pflegeheimen (vgl. Kap. 3.7.2.2) ein Bereich, dessen Angebot von den befragten Migrantinnen sehr geschätzt wird, und zwar auf Grund seiner medizinischen Effizienz, seines kostenlosen Zugangs (für Kassenmitglieder), seiner prinzipiellen Offenheit für alle Bevölkerungsgruppen, der freien Arztwahl und der Möglichkeiten zur akuten Sofortversorgung. Nicht nur die ambulante medizinische Versorgung durch niedergelassene Ärzte, sondern auch die klinische Versorgung wird generell sehr positiv bewertet. Eine Befragung türkischer Migrantinnen ergab im Hinblick auf die positive Einschätzung der institutionellen medizinischen Versorgung ein ähnliches Resultat (vgl. Krüger 1995:77). Die medizinische Versorgung in Deutschland schneidet insbesondere im Vergleich mit den Versorgungssystemen der Herkunftsländer in der Bewertung der Befragten deutlich besser ab, was u. a. als gewichtiges Argument für einen dauerhaften Verbleib in Deutschland im Alter angeführt wird (vgl. Kap. 3.7.3). In den Interviews werden im Systemvergleich vor allem die Nachteile der ausländischen Gesundheitssysteme herausgestrichen, und zwar hohe Kosten, Barzahlung, ‚Klassenmedizin‘, Ineffizienz, Unterversorgung in ländlichen Regionen, fehlende Fachärzte, Qualitätsmängel etc.

■ *„Kleine, lass dir mal was sagen. In Sizilien ist es schön, weil es unser Land ist, unsere Heimat. Die Sonne scheint, und es ist einfach schön. Wenn man aber im Winter zum Arzt gehen will, rackert man sich ab. Man muss den Arzt und die Medikamente bezahlen. Hier regelt alles die Krankenkasse. Hier ist man besser versorgt.“ (Italienerin, 57 Jahre, ledig, die wegen Kinderlähmung im Rollstuhl sitzt und wegen weiterer Krankheiten regelmäßige ärztliche Versorgung benötigt)*

■ *„Die Krankenhäuser in der Türkei sind total überfüllt. Man muss sich schon morgens um 5 Uhr hinstellen, um eventuell ab 9 Uhr eine Nummer zu bekommen, um behandelt zu werden. Die kassenärztliche Behandlung dort ist katastrophal. Wenn ich mit diesem (d. i. internationalen) Krankenschein zu privaten Ärzten hingehen könnte, würde ich anständig behandelt werden.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)*

■ *„In der Türkei sterben die Leute im Krankenhaus und man kann den Leichnam nicht aus dem Krankenhaus rausbekommen, da man die Krankenhauskosten nicht zahlen konnte. Hier ist es nicht so. Man geht nur mit einem Papier zum Arzt, bekommt seine Medikamente. Es geht alles mit einer Karte. In der Türkei, selbst wenn man eine Krankenversicherung hat, zahlt man die Hälfte dazu.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*



So gut wie jede befragte Migrantin kennt das deutsche Gesundheitssystem bereits durch die persönliche Inanspruchnahme medizinischer Versorgungsleistungen. Ein relativ hoher Anteil war wegen früherer Erkrankungen selbst in klinischer Behandlung und/oder kennt Krankenhäuser auf Grund der stationären Behandlung von Angehörigen. Die folgenden Zitate unterstreichen die positiven Aspekte des deutschen Gesundheitssystems aus Sicht der Migrantinnen – der kostenlose Zugang, die medizinische Qualität und die Gleichbehandlung von Patienten:

- *„In Deutschland gefällt mir nichts außer den Krankenhäusern. In den Krankenhäusern wird sehr gut gepflegt. Sie machen auch keine Unterschiede zwischen Deutschen und Ausländern.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet – drei Klinikaufenthalte wegen Operationen)*
- *„Ich muss jeden Monat Blutuntersuchungen machen lassen. Ich nehme viele Medikamente und vielleicht schadet es der Leber. Deswegen musste ich zurück, wegen den Ärzten. In Griechenland muss man bezahlen. Hier nicht. Ich brauche immer Ärzte. Hier ist es für mich besser. Du gibst deine Versicherungskarte, du gehst hin und machst deine Untersuchungen. Ich habe nicht mehr das Alter jetzt, ich brauche mehr Ärzte ... Hier gibt es alles, aber in Griechenland hätte ich vielleicht kein Geld bei mir, um überhaupt zum Arzt zu gehen, um mich zu retten. Viel Geld hat diese Krankheit gekostet.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt – Tuberkulose, mehrere Operationen)*

Ein relativ hoher Anteil an ‚traditionellen‘ Migrantinnen ist bei Arztbesuchen wegen sprachlicher Probleme auf die privaten Übersetzungsdienste Dritter angewiesen, wobei meist die nächsten Angehörigen wie Kinder oder Verwandte diese Aufgabe übernehmen, in Einzelfällen auch Freundinnen oder Mitarbeiterinnen von Migrationssozialdiensten.

- *„Ich gehe überall hin mit meinen Kindern. Selbst zum Arzt gehe ich mit den Kindern. Ich kann nur alleine zur Blutabnahme gehen. Sonst nicht. Ich verstehe es ja nicht. Alleine kann ich nichts machen.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*
- *„Am Donnerstag werde ich eine Freundin mitnehmen, denn sie kann besser Deutsch sprechen. Ich muss zum Augenarzt und werde sie mitnehmen. Sonst hilft mir immer mein Sohn, aber diese Woche hat er Besuch. So hat er keine Zeit.“ (Türkin, 70 Jahre, verwitwet)*

Eine große Hilfe für Migrantinnen ohne ausreichende Deutschkenntnisse sind medizinische Praxen, die über muttersprachliches Personal verfügen. Das können entweder muttersprachliche Arzthelferinnen sein oder Ärzte gleicher ethnischer Herkunft. Etliche Migrantinnen nutzen gezielt diese medizinischen Marktnischen, um nicht ständig auf fremde Übersetzungsdienste angewiesen zu sein oder weil sie auf ihre Selbstständigkeit bzw. die Wahrung ihrer Intimsphäre großen Wert legen.

- *„Wir hören uns immer um, bei welchem Arzt türkische Helferinnen beschäftigt sind, und gehen zu diesen Ärzten.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*
- *„Ich gehe zu einem Arzt, der Italienisch spricht.“ (Italienerin, 57 Jahre, ledig)*
- *„Ich versuche, allein zum Arzt zu gehen. Ich will nicht ständig die Kinder damit belasten. Meine Ärzte sind alle hier in der Nähe. Nur bei Spezialuntersuchung muss jemand dabei sein, ich kann nicht allein. Ich kann mich irgendwie verständigen, ich verstehe aber nicht alles. Der Hausarzt, der ist Grieche. Ich gehe zu ihm, so brauche ich nicht ständig meine Kinder dabei.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)*



Die Arzt-Patient-Beziehung beruht auf einem besonderen Vertrauensverhältnis, denn für Anamnese und Diagnose müssen oft sensible Themen angesprochen werden, die sehr intimen und persönlichen Charakter haben oder als peinlich empfunden werden und die man weder Dritten noch Kindern offenbaren möchte. Von daher ist die Option, einen Arzt oder eine Ärztin aus dem gleichen Sprach- und Kulturkreis aufsuchen zu können, nicht zu unterschätzen, weil dadurch das Selbstbestimmungsrecht der Patientin gestärkt und ihre Privatsphäre besser geschützt wird. Insbesondere auch bei langwierigen psychischen oder psychosomatischen Erkrankungen ist für eine erfolgreiche Therapie nicht nur eine adäquate sprachliche Verständigung unerlässlich, sondern auch das sozio-kulturelle und migrationspezifische Hintergrundwissen der Therapeuten.

Wegen der Verständigungsprobleme kann es allerdings auch vorkommen, dass Migrantinnen, die über keine zweisprachigen Vertrauenspersonen in ihrem sozialen Netzwerk verfügen, auf notwendige Facharztbesuche verzichten.

■ *„Wenn mein Hausarzt mich mal zum Facharzt überweist, dann habe ich Schwierigkeiten damit. Manchmal verzichte ich auch darauf, weil ich denke, dass ich mich eh nicht verständigen kann. Ich traue mich dann nicht. (I: Sie verzichten dann auf den Arztbesuch?) Ja, genau. Anstatt jemanden mitzunehmen, gehe ich nicht hin.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)*

Die Probleme bei der sprachlichen Verständigung behindern oftmals eine adäquate medizinische Behandlung (vgl. David/Borde 2001:14), u. a. bei der Erhebung der Anamnese oder bei der Aufklärung von Operationen und notwendiger Behandlungsmaßnahmen, weil einerseits der kulturspezifische Umgang mit Schmerzen, die Darstellung von Beschwerden und die Lokalisierung von Schmerzen eine korrekte Diagnose erschweren und andererseits durch die indirekte Kommunikation über dolmetschende Personen, die sich zudem mit medizinischer Terminologie nicht auskennen, die Gefahr besteht, dass Sachverhalte verzerrt oder inkorrekt übermittelt werden. Diese interkulturellen und sprachlichen Kommunikationsprobleme führen häufiger dazu, dass sich Migrantinnen als Patientinnen von Ärzten im Stich gelassen oder ‚entmündigt‘ fühlen, weil diese ihre gesundheitlichen Beeinträchtigungen als ‚Bagatelle‘ oder als altersbedingte Begleiterscheinungen scheinbar abtun bzw. bei der Untersuchung keine biomedizinischen Befunde feststellen können. In derartigen Fällen entstehen bei Befragten, wie Interviews belegen, leicht Zweifel an der medizinischen Fachkompetenz.

■ *„Ich bin sicherlich etwas depressiv ... Der Arzt, ich erzähle ihm alles. Aber er ist nicht wie früher. Wenn ich sage, dass ich hier und dort Schmerzen habe, dann sagt er, dass ich alte Knochen habe. Das finde ich aber nicht normal. Es kann doch nicht normal sein, dass Leute mit 60 Jahren Schmerzen haben, die man nicht therapieren kann.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)*



Häufiger beschreiben Migrantinnen Situationen, in denen sie körperliche Symptome als Indikatoren für lebensbedrohliche Erkrankungen interpretiert haben und weiterhin daran festhalten, weil sie selbst bei negativem Befund nicht der ärztlichen Diagnose vertrauen. Das kann dazu führen, dass die Therapie bzw. die verordnete Medikation auf Grund von Verständigungsproblemen nicht exakt befolgt wird. Im folgenden Fall schildert eine Migrantin, wie sie anhand von Hautveränderungen auf eine Krebserkrankung geschlossen habe, die sich jedoch als Allergie herausgestellt habe. Ingeheim bezweifelt sie jedoch den Befund, da sie das Krankheitsbild nicht kennt und es auch nicht versteht:

I „Da habe ich einen schwarz-roten Fleck gesehen. Ich dachte, dass es Krebs sein könnte, und bin so zur Ärztin gegangen. Die Ärztin bestand darauf, dass es kein Krebs sei. Es ist etwas, wie heißt es noch? Allergie. Was sollst du machen, wenn du hast, was du hast. Sie (d. i. die Ärztin) bestand darauf. Es gab da nichts zu machen. Bei einigen Ärzten kannst du tun, was du willst, die helfen zwar, aber? ... Ich habe da nichts verstanden, wenn ich ehrlich sein soll.“ (Italienerin, 73 Jahre, verwitwet)

Besorgniserregender indes sind die Fälle, in denen Migrantinnen ausgesprochen negative Erfahrungen mit dem deutschen Gesundheitssystem gemacht haben. Fast jede zehnte Befragte ist der Überzeugung, keine angemessene medizinische Behandlung erhalten zu haben oder fehlerhaft behandelt worden zu sein. Dabei handelt es sich den Aussagen zufolge meist um Operationsfehler mit schwerwiegenden Folgewirkungen, um Fehldiagnosen oder um eine (haus)ärztliche Weigerung, ihnen Zugang zu einer fachmedizinischen Spezialversorgung zu verschaffen. Bei den Migrantinnen mit derartigen negativen Erfahrungen handelt es sich fast ausschließlich um ‚traditionelle‘ Türkinnen, die lediglich über eine geringe oder gar keine Schulbildung und nur über schlechte bis gar keine Deutschkenntnisse verfügen. Diese Befragten sind der Überzeugung, ihre Patienten-Rechte auf Grund ihrer Sprachprobleme bzw. ihres Ausländerstatus nicht in ausreichendem Maße gegenüber ärztlichen Autoritäten oder Institutionen durchsetzen zu können.

I „1993 wurde meine Tochter operiert. Aber es verlief nicht planmäßig. Während der Operation haben sie versehentlich die Ader, die zum Gehirn führt, verletzt. Dadurch erlitt sie einen Hirnschlag. Ein Jahr war sie im Krankenhaus. Seitdem ist meine Tochter gelähmt. Wir haben damals den Arzt verklagt wegen Schmerzensgeld ... Meine Tochter haben wir wegen der Operation hier hergebracht, damit es in Ordnung kommt. Aber es ist alles schief gelaufen. Seitdem ist mein ganzes Leben ruiniert.“ (Türkin, 63 Jahre, verwitwet)

I „Ich wurde letztes Jahr an meinen Adern operiert. Ich konnte ein halbes Jahr nicht aufstehen, ein Jahr lang nicht reden oder essen. Hinterher hieß es, dass ich an den falschen Stellen operiert wurde. Ich habe mich erkundigt, ob ich die Ärzte verklagen kann. War mir nicht möglich.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

I „Ich wollte mit Ihnen über diesen Arzt sprechen. Es ärgert mich sehr. Was mich aufregt, dieser Arzt war nicht gut. Ich wollte immer, dass er den Arzt wechselt, weil, was er immer aß, hat er wieder erbrochen. Er ging immer wieder zum Arzt, aber man hat ihm nur ein paar Tropfen gegeben und wieder heimgeschickt. Nach dem Urlaub bin ich selbst zum Arzt gegangen und habe persönlich mit ihm gesprochen. Ich habe gesagt: Warum untersucht ihr ihn nicht gründlich? Er muss doch irgendwas haben, untersucht ihn doch mit



größeren Geräten. Ich habe ihn richtig vor Wut angeschrien: Ist es nicht unser Recht, einmal im Jahr gründlich von Kopf bis Fuß untersucht zu werden? ... Ich habe immer wieder gesagt: Schickt meinen Mann ins Krankenhaus, damit er gut versorgt werden kann. Vier Wochen lang ist er täglich bei diesem türkischen Arzt gewesen. Nur deshalb ist mein Mann bei ihm gewesen, weil er türkischer Arzt war. Er konnte sich besser verständigen. Aber der Arzt hat es verpfuscht. Wir konnten den Arzt nicht verklagen, wir hätten sowieso kein Recht gehabt. Überall braucht man Geld. Gegen Ärzte würden wir sowieso keine Chance haben, deshalb haben wir es nicht gewagt.“ (Türkin, 56 Jahre, verwitwet)

Zu vermuten ist, dass einerseits massive Kommunikationsprobleme zu folgenreichen Missinterpretationen auf beiden Seiten führen und andererseits mögliche Informationsdefizite über das komplexe System der medizinischen Versorgung zu Fehlinterpretationen über Behandlungsmaßnahmen und Behandlungserfolge bei den Migrantinnen verleiten. Irrelevant in diesem Zusammenhang ist die Frage, ob und inwieweit diese subjektiven Einschätzungen objektiven Tatbeständen entsprechen, zumal sie an dieser Stelle nicht überprüfbar sind. Sie werfen jedoch ein Licht auf den Vertrauensverlust und die damit verbundenen Ohnmachts- und Hilflosigkeitsgefühle, die sich bei diesen Migrantinnen gegenüber der medizinischen Versorgung bzw. dem Ärztestand herausgebildet haben.

Arzt-Patient-Beziehungen werden oft durch Sprachbarrieren und auf Grund fehlender Kenntnisse der Mediziner über unterschiedliche kulturelle Hintergründe bei der Schilderung von Krankheitssymptomen beeinträchtigt, wodurch eine adäquate medizinische Betreuung erschwert wird. Collatz (1989:163) geht davon aus, dass medizinische Fehldiagnosen von Seiten der Ärzte bei der Behandlung von Migrantinnen und Migranten nicht ausgeschlossen sind und es deswegen „nicht selten zu gefährlichen Verläufen von Behandlungen, Missverständnissen, Unterversorgung und Missversorgung insbesondere bei chronisch Kranken oder psychisch Kranken und auch bei älteren Patienten“ kommt. Die vorliegenden Untersuchungsergebnisse verweisen darauf, dass zur Sicherstellung einer adäquaten medizinischen Versorgung eine reibungslose Verständigung zwischen Arzt oder Ärztin und Patientin unerlässlich ist, um Fehlbehandlungen und einen nachhaltigen Vertrauensverlust zu vermeiden. Laienhafte private Dolmetscherdienste allein sind keineswegs ausreichend für die komplexen Kommunikationserfordernisse bei medizinischen Behandlungen, notwendig sind vielmehr institutionell gesicherte Verständigungsmöglichkeiten.



3.7 Zukunftsperspektiven im Alter

3.7.1 Derzeitige und gewünschte Wohnformen im Alter

Die Großfamilie, das Zusammenleben mehrerer Generationen in einem Haushalt, ist auch bei den älteren Migrantinnen eine verschwindende Wohn- und Lebensform. Der Trend zur Singularisierung im Alter macht auch vor dieser Gruppe nicht Halt. Nahezu jede zweite Befragte lebt bereits allein (EPH, vgl. Tab. 5). Nur eine knappe Mehrzahl wohnt derzeit (noch) in Zwei- oder Mehrgenerationenhaushalten (= ZGH u. MGH, Tab. 5). Nicht einmal jede neunte Befragte lebt in großfamiliären Wohnverhältnissen mit drei Generationen unter einem Dach.

TABELLE 5: DERZEITIGE WOHNFORMEN NACH NATIONALITÄT (N=86)

	EPH	ZGH	MGH
Türkei	10	9	3
Italien	12	8	2
Griechenland	8	5	5
Ex-Jugoslawien	9	4	0
Vietnam	2	9	0
Gesamt	41	35	10

Zu den Alleinwohnenden gehören kinderlose Frauen, Frauen ohne familiäres Netzwerk in Deutschland und Frauen in ‚Empty-Nest‘-Haushalten. Bereits mehr als ein Drittel der alleinstehenden Frauen, deren Kinder vollzählig oder anteilig in Deutschland leben, wohnt nicht mehr mit der nachfolgenden Generation unter einem Dach. Bei den Wohnarrangements in den Zwei- und Mehrpersonenhaushalten handelt es sich um intergenerative Wohnformen, die Zwei- und Mehrgenerationenhaushalte umfassen. Viele der bestehenden Zweigenerationenhaushalte sind nach Auskunft der Befragten nur noch Wohnarrangements auf Zeit, die voraussichtlich mit der Eheschließung der derzeit noch im Haushalt lebenden unverheirateten Kinder enden werden. Nationalitätenspezifische Abweichungen in den Haushaltsgrößen lassen sich nur bei den Frauen aus Ex-Jugoslawien feststellen, was u. a. auf den höheren Anteil an kinderlosen Frauen im Sample zurückzuführen ist. Ältere Befunde anderer Studien, die bei den älteren Befragten aus der Türkei im Vergleich zu anderen Nationalitäten eine stärkere Verbreitung intergenerativen Wohnens konstatiert haben (vgl. Zentrum für Türkeistudien 1993), lassen sich, wie die tabellarische Aufschlüsselung (Tab. 5) zeigt, im Hinblick auf die alleinstehenden Frauen allerdings nicht bestätigen.

Wohneigentum

Über Wohneigentum in Deutschland in einem weiteren Sinne verfügen 16 Befragte, wobei die familiären Besitzverhältnisse nicht immer eindeutig zu klären sind, da viele



Befragte die Finanzierung als Familienprojekt geplant und gemeinsam mit den Kin-



dern realisiert haben oder das Wohneigentum der Kinder anteilig mitfinanzieren bzw. im Alter mietfrei im Wohneigentum der Kinder leben. Das Stadt-Land-Gefälle bei den Immobilienpreisen, das sich auch an den unterschiedlichen Eigentumsquoten in der deutschen Bevölkerung ablesen lässt, spiegelt sich ebenfalls im Sample wider. Wohnhäuser besitzen ausschließlich Migrantinnen bzw. deren Familien, die in den beiden ländlichen Regionen, nämlich in Völklingen und Stadtallendorf leben. Die im Sample vertretenen Einzugsgebiete unterscheiden sich deutlich hinsichtlich des Wohnungsmarktangebots, der Miet- und Immobilienpreise, was sich wiederum in den Eigentumsverhältnissen der Migrantinnen niederschlägt. Unter den Befragten aus den Ballungszentren sind sechs, die über Eigentumswohnungen verfügen. Zwischen Hauseigentum und Haushaltsgrößen bestehen Zusammenhänge. Denn die Mehrgenerationenhaushalte sind fast ausschließlich in Haushalten mit Wohneigentum zu finden, die über mehr Wohnraum verfügen. Vielfach wurden die Immobilien angeschafft, weil Wohnalternativen fehlten und keine familiengerechten Mietwohnungen zu bekommen waren oder weil Migrantenfamilien wegen ihres Ausländerstatus bei der Wohnungssuche benachteiligt waren.

I „Wir haben das Haus 1969 gekauft. Das war sozusagen unsere Pflicht. Als mein Mann nach Deutschland kam, hat er lange nach einer Wohnung gesucht. Wenn er dann sagte, dass er Italiener sei, war auf einmal keine Wohnung mehr frei. Nicht nur, dass er Italiener war, es waren auch vier Kinder da. Und da meinte mein Mann: Nun ziehen wir erst um, wenn wir unser eigenes Haus haben.“ (Italienerin, 70 Jahre, verwitwet)

I „Nach drei Monaten, wo wir drin gewohnt haben, angefangen haben zu tapezieren und alles, da kommt er (d. i. Vermieter) und sagt zu meinem Mann: Ich verkaufe lieber, ich verkaufe jetzt, weil meine Frau nicht hier bleiben will. Sagt mein Mann: Ich bin gerade gekommen und jetzt willst du verkaufen. Er überlegt. Ja, kaufen wir, habe ich gesagt zu meinem Mann. Kaufen wir, egal. Wir bezahlen irgendwann, wir bezahlen das.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)

Den Beschreibungen der Migrantinnen zufolge handelte es sich beim Kauf der Wohnhäuser meist um sanierungs- oder renovierungsbedürftige Altbauten mit schlechter Bausubstanz und niedrigem Wohnstandard, die am Immobilienmarkt wegen ihres Zustandes und/oder der Wohnlage kaum zu vermitteln waren und deshalb relativ günstig erworben werden konnten, die jedoch hohe Eigenleistungen notwendig machten. Zum Teil waren diese Häuser in kaum bewohnbarem Zustand und mussten erst einmal bewohnbar gemacht werden, da sie meist weder über Sanitäreinrichtungen, geschweige denn Heizungen verfügten.

I „Wir haben in dem Haus auch viel geschafft. Waren alte Häuser. Das Haus hier ist alt vom Jahr 1852. Wenn man es so lässt, klar, dann Abriss. Die Toilette war nicht hier, war alles unten im Hof. Was hat mein Mann viel geschafft, alles renoviert. Der Boden war ganz schlecht, die Türen da. Wir haben alles verändert. Wir haben immer was gemacht. Nur die Heizung fehlt noch.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)



! „Wir haben das Haus gekauft, wir hatten etwas beiseite, haben uns Geld von der Bank geliehen, haben die Anzahlung geleistet und mussten mit den Renovierungsarbeiten anfangen. Wir haben den Stromanschluss und den Wasseranschluss gelegt, haben eine Toilette eingerichtet ... Nach ein paar Jahren haben wir die Decken verbessert, weil sie ja zu niedrig waren, wir haben Zimmer und Fenster hergerichtet, so dass es bewohnbar war.“ (Italienerin, 62 Jahre, verwitwet)

Hauserwerb und Instandsetzung waren demzufolge ein Familienprojekt, das nur gemeinsam geschultert werden konnte. Deshalb verwundert es kaum, dass fast ausschließlich familienzentrierte Migrantinnen über Hauseigentum in Deutschland verfügen. Dabei handelt es sich fast ausnahmslos um verwitwete Frauen, die im Gegensatz zu den geschiedenen keine Vermögensseinbußen nach dem Verlust des Partners hinnehmen mussten, sondern deren Ansprüche auf das während der Ehe gemeinsam erworbene Vermögen erhalten blieben. Bezüglich der nationalen Herkunft zeigt sich, dass ausschließlich griechische, italienische und türkische Befragte über Hauseigentum in Deutschland verfügen – und damit jene, die im Muster der ‚Familienfrauen‘ vertreten sind.

Zu den Besitzerinnen von Eigentumswohnungen, die in den urbanen Ballungsgebieten leben, zählen neben den ‚Familienfrauen‘ auch einige geschiedene Frauen vom Typus ‚Integrierte‘. Letztere hatten während der Ehe häufiger gemeinsames Wohneigentum im Herkunftsland erworben, auf das sie nach der Scheidung verzichteten oder das sie verkaufen mussten. Mehrere derzeit noch erwerbstätige Frauen spielen mit dem Gedanken, sich als Alterssicherung eine Eigentumswohnung am derzeitigen Wohnort zu kaufen, was bislang wegen fehlender Ersparnisse jedoch nicht zu realisieren war. Auch die Angst, sich zu verschulden, wirkt als Bremse im Entscheidungsprozess.

! „Das sind so lange Gerichtsverhandlungen. Dauert noch, ob ich etwas kriege. Wenn ich kriege etwas, dann werde ich hier eine Wohnung kaufen, weil mit Sparkasse habe ich einen Bausparvertrag. Und jetzt hoffe ich, bekomme ich etwas (d. i. Abfindung aus Scheidung), damit ich hier eine Wohnung kaufe, weil Dach über Kopf ist immer wichtig. Das ist eine große Sicherheit, meine ich. Und wenn meine Kinder wollen sparen, dann vielleicht kaufe ich Haus. Drei Wohnungen, das wäre beste Lösung.“ (Jugoslawin, 58 Jahre, geschieden)

Die relativ hohen Immobilienpreise in den Großstädten und die relativ niedrigen Einkommen zwingen einige Befragten derzeit noch, die Finanzierungskredite für ihre Wohnungen abzuzahlen. Dies ist oft nur mit finanzieller Unterstützung durch die nächste Generation möglich.

Der Immobilienerwerb in Deutschland ist ein starker Indikator für einen langfristigen Verbleib im Aufnahmeland. Umgekehrt werden Handlungen und Entscheidungen, die langfristige Bindungen und Verpflichtungen – wie Eigentumserwerb – nach sich ziehen, bei einer auf Rückkehr ausgerichteten Orientierung nach Möglichkeit vermieden. Das belegt auch das folgende Zitat.



■ „Ich mag Deutschland mehr. Auch als mein Mann noch lebte und den Wunsch hegte, nach Sizilien zurückzukehren, sagte ich ihm, dass es mir in Deutschland besser gefiel. Ich habe immer zu ihm gesagt, lass uns doch in Deutschland ein Haus kaufen. Wenn wir dann in Rente gehen, können wir es ja auch verkaufen. Er wollte aber nicht. Diese Wohnung, in der ich lebe, habe ich nun seit mehr als 30 Jahren gemietet. So haben wir hier nie eine Wohnung gekauft, weil er ja immer wollte, dass wir nach Sizilien zurückkehren. Sonst hätte ich jetzt eine eigene Wohnung.“ (Italienerin, 67 Jahre, verwitwet)

Die Migrantinnen mit Wohneigentum in Deutschland verfügen überproportional häufig auch über Wohneigentum im Herkunftsland. Dennoch ist die Verbleibsorientierung dieser Migrantinnen ausgesprochen hoch, unter anderen wegen der in Deutschland lebenden Kinder (vgl. Kap. 3.7.3). Die Immobilie im Herkunftsland dient primär als Urlaubssitz, ist aber nicht als Alterssitz gedacht.

■ „Wir machen Urlaub in Griechenland. Ich gehe vielleicht einen Monat, zwei Monate im Sommer oder Frühjahr.“ (Griechin, 71 Jahre, geschieden)

■ „Wir haben ja auch eine Wohnung in Italien, ganz neue Wohnung mit allem Drum und Dran. Aber nur für Urlaub, aber nicht für immer zu gehen.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)

Immobilienbesitz im Herkunftsland ist entgegen den Thesen anderer Studien (vgl. Zoll 1997:165) keine Bedingung für eine Rückkehrorientierung und auch kein dominantes Motiv bei den Rückkehrwilligen, spielt aber für die Migrantinnen mit Pendelabsichten eine wichtige Rolle. Von den 40 Migrantinnen mit Wohneigentum im Herkunftsland sind mehr als zwei Drittel verbleibsorientiert und fast ein Drittel hegt Pendelabsichten, während die Rückkehrwilligen diejenigen sind, die nur in Ausnahmefällen über Immobilienbesitz verfügen. Unsere Befunde widerlegen eindeutig Annahmen, die zwischen Wohneigentum im Herkunftsland und Rückkehrwunsch enge Zusammenhänge vermuten (vgl. Zoll 1997:165). Beim Immobilienbesitz im Herkunftsland machen sich wiederum nationalitäten- und lagenspezifische Unterschiede bemerkbar. Die Hälfte der Griechinnen und Italienerinnen, aber fast zwei Drittel der Türkinnen, jedoch nur wenige Frauen aus Ex-Jugoslawien und lediglich eine der Vietnamesinnen besitzen Wohneigentum im Herkunftsland. Ein größerer Teil der Immobilien ist durch Ersparnisse aus der Erwerbsarbeit in Deutschland finanziert worden, ein Teil stammt aus dem Besitz der Herkunftsfamilie und gelangte durch Erbschaft oder als ‚Mitgift‘ in den Besitz der Migrantinnen. Deutlich häufiger haben die Befragten vom Typus ‚Familienfrauen‘ und ‚Segregierte‘ Wohneigentum in der alten Heimat, was wiederum mit der relativ hohen Orientierung am Herkunftsland, den engeren verwandtschaftlichen Bindungen dort hin sowie ihrer damaligen auf Rückkehr ausgerichteten Zukunftsplanung zusammenhängt. Die wenigen Befragten vom Typus ‚Integrierte‘ mit Wohneigentum im Herkunftsland haben ihre Immobilie entweder bereits veräußert oder planen perspektivisch einen Verkauf, weil sie keine Remigrationsabsichten mehr hegen und zum Teil auch den Kontakt zum Herkunftsland verloren haben.



Anhand der Eigentumsverhältnisse lässt sich gut belegen, dass ein hoher Modernisierungsgrad nicht zwangsläufig ökonomischen Erfolg garantiert. Denn diejenigen mit Wohneigentum in Deutschland sind fast ausschließlich die traditionsverhafteten Migrantinnen, die als ‚Familienfrauen‘ auf die umfangreichen familialen Unterstützungs- und Solidaritätspotenziale setzen und diese auch aktivieren können.

Mietverhältnisse

Der überwiegende Teil der älteren Migrantinnen wohnt zur Miete, wobei jede fünfte wegen der geringen Höhe des Haushaltseinkommens oder wegen des Bezugs von Transferleistungen auf Wohngeldzuschüsse angewiesen ist. Hohe Mietbelastungen bei relativ geringen Haushaltseinkommen verringern die finanziellen Spielräume ganz erheblich. Die prekäre finanzielle Lage lässt sich an den nachfolgenden Rechenbeispielen nachvollziehen:

- *„Jetzt bekomme ich Arbeitslosenhilfe. Die Wohnung ist 800 Mark. Ich habe 200 Mark Wohngeld bekommen.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*
- *„Von der Rente bekomme ich 430 Mark. Die Wohnung kostet 418 Mark. Die Wohnung wird vom Sozialamt bezahlt.“ (Italienerin, 79 Jahre, verwitwet)*
- *„Meine Witwenrente beträgt 553 Mark. Meine Miete wird vom Sozialamt übernommen.“ (Türkin, 65 Jahre, verwitwet)*

Wohngeldzuschüsse erhalten vor allem alleinwohnende Frauen mit Ausnahme der Vietnamesinnen, die noch mit ihren meist minderjährigen Kindern zusammenleben. Bei den Wohngeldbezieherinnen handelt es sich neben den Vietnamesinnen überproportional häufig um Frauen vom Typus ‚Integrierte‘ und ‚Isolierte‘, deutlich seltener um ‚Segregierte‘ und nur in Ausnahmefällen um ‚Familienfrauen‘, da Letztere wegen Wohneigentum seltener Mietbelastungen haben bzw. sich die Mietkosten mit der nachfolgenden Generation teilen.

Bezogen auf die Nationalitätengruppen erhalten die Vietnamesinnen überproportional häufig staatliche Mietzuschüsse, was auf den hohen Anteil an Bezieherinnen von Arbeitslosenhilfe zurückzuführen ist. Vergleicht man die Mietkosten und die Einkommenslage von Befragten aus anderen Nationalitätengruppen, dann dürfte die tatsächliche Anzahl der Anspruchsberechtigten allerdings deutlich höher liegen. Die Verzerrung erklärt sich möglicherweise daraus, dass viele Migrantinnen trotz potenzieller Wohngeldansprüche aus Scham oder Unkenntnis auf staatliche Unterstützung verzichten bzw. nur deswegen finanziell einigermaßen ‚über die Runden kommen‘, weil sie mit ihren Kindern eine Wirtschaftsgemeinschaft bilden oder von ihnen finanziell unterstützt werden. Vor allem in den urbanen Wohnregionen schlagen sich die hohen Mietpreise negativ auf die Einkommenssituation nieder und belasten das Haushaltsbudget überproportional. In Extremfällen sind die Mietbelastungen fast so hoch wie die verfügbaren Einkommen.



- „Ich bekomme von der Knappschaft eine Rente von 1.000 Mark. Davon bezahle ich 550 Mark Kaltmiete und zuzüglich muss ich auch noch Nebenkosten bezahlen. Insgesamt sind das 900 Mark.“ (Türkin, 59 Jahre, verwitwet)
- „Ich bekomme 900 Mark Witwenrente. Meine Miete ist hoch, ich bezahle 930 Mark und alle zwei Monate Elektrizität.“ (Türkin, 56 Jahre, verwitwet)

In den urbanen Zentren – wie Frankfurt/Main – mit hohen Mietpreisen scheinen die Migrantinnen nicht nur auf Grund ihrer relativ geringen Einkommensspielräume, sondern auch wegen des ‚Inländerprimats‘ am Wohnungsmarkt überproportional häufig mit überhöhten Mietpreisforderungen pro Quadratmeter konfrontiert zu sein, was ihre Wahlmöglichkeiten am freien Wohnungsmarkt stark beschränkt. Auch im Hinblick auf den pro Kopf verfügbaren Wohnraum sind die meisten Migrantinnen im Vergleich zu deutschen Haushalten deutlich schlechter gestellt.¹²

- „Die frühere Wohnung war ein bisschen größer, nicht umwerfend als Wohnung, 2 Zimmer, Küche, Bad. Bevor mein Mann gestorben ist, haben wir schon relativ gut da drinnen gelebt. Die jetzige hat nur ein Zimmer. Mehr kann ich mir nicht leisten. Das Geld reicht nicht dazu. Es wäre natürlich besser, wenn es einen Raum mehr geben würde. Wir wohnen nämlich zusammen (d. i. Tochter). Wenn sie sonntags oder samstags aufsteht, muss ich hier eingeschlossen bleiben und kann mich nicht bewegen. (I: Sie hätten gern eine größere Wohnung?) Ja, ein Zimmer mehr, um zu schlafen, wenn sie sich ausruhen will.“ (Italienerin, 50 Jahre, verwitwet)
- „Meine Wohnung ist zu eng gewesen. Das war ein großes Problem. Aber für eine größere Wohnung reicht das Geld nicht aus. Die Kinder wollen ein Zimmer für sich. Zwei von meinen Kindern sind deshalb ausgezogen ... Meine Kinder haben sich nicht mehr wohl gefühlt.“ (Türkin, 59 Jahre, verwitwet)

Ein großer Teil der Migrantinnen in Zweigenerationenhaushalten scheint in sehr beengten Wohnverhältnissen zu leben. Viele teilen sich mit ihren Kindern kleine Zwei- oder Dreizimmerwohnungen, so dass oftmals nicht einmal jedes erwachsene Haushaltsmitglied über ein eigenes Zimmer verfügt, was wiederum häufiger Anlass zu Reibereien auf Grund unterschiedlicher Lebensrhythmen bzw. fehlender Rückzugsmöglichkeiten ist.

¹² Jedes Mitglied in einem deutschen Haushalt verfügte 1998 über eine Wohnfläche von 46 qm, Haushaltsmitgliedern in Migrantenfamilien stand lediglich eine Wohnfläche von 31 qm zur Verfügung (vgl. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland 2002:361). Auch bei der durchschnittlichen Mietbelastungsquote zeigt sich, dass 22% aller Migrantenhaushalte „mehr als 40% ihres Einkommens für die Bruttokaltmiete ausgeben mussten, während deutsche Haushalte dies nur zu 17% mussten“ (Bericht der Beauftragten der Bundesregierung 2002:362).



Subjektive Zufriedenheit mit den Wohnverhältnissen

Dem Wohnumfeld und der Wohnlage kommt im Hinblick auf die subjektive Beurteilung der Wohnqualität eine wichtige Rolle zu. Ein großer Teil der Migrantinnen ist mit dem sozialen Wohnumfeld und den Wohnverhältnissen relativ zufrieden,¹³ u. a. auf Grund der langjährigen und relativ guten Nachbarschaftskontakte oder der Wohnlage, die eine ausreichende infrastrukturelle Anbindung sicherstellt. Mit der Wohndauer steigt meist auch die Wohnzufriedenheit, es sei denn, die soziale Zusammensetzung des Wohnumfelds oder die eigene Lebenssituation ändert sich nachhaltig.

- *„Es ist schön hier. Ich habe mich eingelebt. Man verlässt sich aufeinander. Durch meine Nachbarn fühle ich mich natürlich etwas geborgener in meiner Siedlung.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)*
- *„Ich lebe nun seit 22 Jahren in dieser Wohnung. Ich zahle 280 Mark Miete. Ich bin sehr zufrieden. Ich werde hier bestimmt nicht ausziehen wollen, wenn man uns nicht kündigt.“ (Türkin, 57 Jahre, verwitwet)*
- *„Das ist eine Sozialwohnung. Aber ich genieße meine vier Wände. Momentan ist für mich mein kleines Loch hier ein Paradies.“ (Italienerin, 58 Jahre, geschieden)*
- *„Ich fühle mich wohl in meiner Wohnung. Die Wohnung ist schön groß, sie ist fast schon zu groß. Es ist eine Dreizimmerwohnung. Zwei Zimmer würden mir auch schon reichen. Aber ich möchte in keine andere Wohnung. Ich kenne alle Nachbarn und es sind keine schrägen Leute dabei. Es ist keiner da, der stört.“ (Türkin, 70 Jahre, verwitwet)*

Jede vierte befragte Migrantin ist jedoch mit den derzeitigen Wohnverhältnissen deutlich unzufrieden, wobei die Gründe variieren. Die häufigsten Klagen beziehen sich auf Veränderungen in der sozialen Zusammensetzung des Wohnumfelds, auf Nachbarschaftsstreitigkeiten, negative Umwelteinflüsse wie Lärmbelästigung oder hohe Mietsteigerungen, inadäquate Wohnungsgrößen für die derzeitigen Lebensverhältnisse oder zu niedrige Wohnstandards.

- *„Alles hat sich verändert. Die Nachbarn, die es früher gab, sind weggegangen und nun wohnen andere Leute da. Ich fühle mich fast fremd. Nun gibt es viele Türken. Es ist nicht ruhig, nicht genügend jedenfalls ... Wenn ich eine kleine Wohnung finden würde mit einem kleinen Garten, das wäre mein Traum.“ (Italienerin, 53 Jahre, geschieden)*
- *„Ich würde gerne in eine bessere und ruhigere Wohnung umziehen. Ich kann ja nachts nicht schlafen. Hier ist es durch die Straßenbahn sehr laut. Ich wünschte mir eine ruhigere, grüne Zweizimmerwohnung.“ (Türkin, 50 Jahre, getrennt)*
- *„Ich kann Ihnen sagen, in dem Moment, wo mein Mann ausgezogen ist, ging es hier schon los. Sie haben mir die Hölle heiß gemacht im Haus, Zettel im Briefkasten: Bald bist du so weit. Ein Todeszeichen dieses Dreieck und Gefahrzeichen ... In dem Moment, wo ich eine feste Stelle habe, ziehe ich hier aus. Ich geh nach F., wenigstens ein bisschen anonym.“ (Türkin, 50 Jahre, geschieden)*

¹³ In der Studie von Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:60) bewerten die befragten älteren Migrantinnen und Migrantinnen ihr Wohnumfeld überwiegend positiv, wobei nicht nur die gute infrastrukturelle Anbindung, sondern auch die Integration in das Wohnumfeld als wichtige Kriterien für eine gute Beurteilung herangezogen werden.



- „Diese Gegend ist zum sozialen Brennpunkt geworden.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)
- „Das ist ein Hochhaus und es ist alles anonym. Das Haus gehört der Stadt und die achten nicht so viel, was sie für Mieter nehmen, so dass sie auch Deutsche und Ausländer haben. Das hat sich jetzt auch ziemlich verschlechtert. Das Haus wird ziemlich demoliert. Da kommen so junge Leute, verstehen Sie, und ritzen und kratzen. Wo ich eingezogen bin, da waren noch überwiegend Deutsche im Haus, da war so netter Mittelstand, nette ältere Herren und Damen. Da sind jetzt die Jungen gekommen. Es gibt auch Ausländer, die machen oft Krach, streiten und alles. Und ich kann nicht raus, ich kann mir das nicht leisten. Meine Rente ist 800 Mark.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)

Vor allem Migrantinnen, die in großen Wohneinheiten mit hoher Fluktuation (z. B. Hochhaussiedlungen) wohnen bzw. in Sozialwohnungen oder Wohngegenden, die sich im Verlauf der Jahre stärker zu sozialen Brennpunkten entwickelt haben, fühlen sich zunehmend unwohl, fürchten gar um ihre Sicherheit und erwägen öfters einen Wohnungswechsel. Etliche Migrantinnen klagen allerdings über massive Schwierigkeiten, auf dem freien Wohnungsmarkt bezahlbare Wohnungen zu finden, oder stehen schon seit Jahren erfolglos auf der Warteliste des Wohnungsamts, um sich eine Wohnung vermitteln zu lassen. Die generelle Benachteiligung von Migrantinnen und Migranten am Wohnungsmarkt ist auch für die Befragten ein großes Problem. Viele, die gern die Wohnung wechseln würden, scheitern entweder an überhöhten Mietforderungen oder sind in ihren Wahlmöglichkeiten eingeschränkt, weil sie ihr vertrautes Wohnumfeld nicht verlassen möchten.

- „Ich bin viele Wege gegangen, um Hilfe zu bekommen, aber alles umsonst. Sie geben mir eine Wohnung in einer anderen Umgebung. Und dahin möchte ich nicht.“ (Türkin, 63 Jahre, verwitwet)
- „Ich möchte in eine Dreizimmerwohnung. Ich habe schon kleinere Wohnungen gefunden, aber alle waren ohne Heizung. Ich möchte eine Wohnung mit Heizung. Außerdem soll die Wohnung auch in diesem Viertel sein. Ich möchte in diesem Wohnviertel bleiben.“ (Türkin, 55 Jahre, verwitwet)

Infolge von veränderten Lebensverhältnissen wie der Verkleinerung der Haushaltsgröße nach Auszug der Kinder oder Verwitwung hat sich der Wohnraumbedarf bei einigen Migrantinnen reduziert. Sie würden gern in kleinere Wohnungen umziehen, um die Mietbelastungen, die sie nun allein zu tragen haben, zu reduzieren.

- „Es ist eine Vierzimmerwohnung. Die Wohnung ist zu groß für uns. Ich will in eine Dreizimmerwohnung, wir sind ja nur noch zu zweit. Deshalb suche ich nach einer kleineren Wohnung.“ (Türkin, 55 Jahre, verwitwet)
- „Ich habe 800 Mark Miete. Ich suche eine andere Wohnung, eine kleine. Jetzt habe ich viel Probleme.“ (Griechin, 73 Jahre, verwitwet)
- „(I: Sind Sie mit Ihrer Wohnung zufrieden?) Ich bin damit überhaupt nicht zufrieden. Ich bin beim Wohnungsamt angemeldet. Bin ständig dort und frage nach. Es gibt keine passende Wohnung für mich. Jedes Mal hin- und herlaufen. Immer wieder die gleiche Antwort. Unsere Wohnung ist sehr groß, ca. 110 Quadratmeter, aber wir sind nur noch zwei Personen. Es ist eine alte Wohnung. Ich heize mit Öl. Vom Keller das Öl hochzutragen, fällt mir sehr schwer. Ich warte ungeduldig darauf, dass ich eine Wohnung vom Wohnungsamt bekomme.“ (Türkin, 63 Jahre, verwitwet)

Wesentlich häufiger ist die umgekehrte Wohnraumkonstellation anzutreffen. Viele Frauen wohnen in sehr beengten Wohnverhältnissen, die oftmals nur aus kleinen Einzimmerwohnungen oder Appartements bestehen, und hätten gern mehr Wohnraum zur Verfügung. Sie können sich jedoch entweder keine größere Wohnung leisten oder haben trotz intensiver Suche auf dem Wohnungsmarkt noch keine adäquate Wohnung gefunden.

■ *„(I: Wie groß ist Ihre Wohnung?) Einzimmerappartement, 31 m². (I: Sind Sie nach der Trennung von Ihrem Mann dort hingezogen?) Richtig. (I: Wohnten Sie dort mit Ihrem Sohn zusammen?) Nein. Mit meinem Sohn habe ich in der Stadt gewohnt in einer Zweizimmerwohnung. Und wo ich festgestellt habe, dass mein Sohn in Jugoslawien bleibt, habe ich mir eine kleinere Wohnung genommen, dann konnte ich die Miete bezahlen. (I: Und die kleinere Wohnung reicht Ihnen aus?) Nein. Natürlich ist besser eine Zweizimmerwohnung, aber ich kann mir das nicht leisten. Meine Rente ist 800 Mark, dann bekomme ich vom Sozialamt 300 Mark Sozialhilfzuschuss und ich arbeite ja noch.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich bin überhaupt nicht zufrieden mit dieser Wohnung (d. i. sozialer Wohnungsbau). Alles ist sehr alt. Ich würde gern in eine etwas größere, bessere Zweizimmerwohnung umziehen. Die Wohnung müsste zentral gelegen sein, gut ausgestattet sein. Aber wo ist so eine Wohnung für mich?“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)*

Dem Wohnen kommt im Hinblick auf die Lebensqualität im Alter eine herausragende Bedeutung zu. Dennoch müssen zahlreiche Migrantinnen in diesem Lebensbereich drastische Qualitätseinbußen hinnehmen, vor allem weil ihnen ihre Haushaltseinkommen kaum Spielräume lassen und/oder weil sie als ‚Ausländerinnen‘ am Wohnungsmarkt benachteiligt oder übervorteilt werden. Sie sind häufig gezwungen, in Wohnungen zu leben, die ihren Bedürfnissen nicht entsprechen, in denen sie ihre Sicherheit nicht oder nur unzureichend gewährleistet sehen, die vom Wohnstandard und dem verfügbaren Wohnraum her unterdurchschnittlich, im Verhältnis aber überteuert sind. Ohne Wohngeldzuschüsse wären viele, insbesondere die alleinwohnenden Migrantinnen, nicht einmal in der Lage, sich den ‚Luxus‘ dieser minimalen Wohnstandards leisten zu können. Während mangelhafter Wohnraum die Lebenssituation im Alter verschärft, verbessert Wohnbesitz die Situation entscheidend.

Segregative und integrative Wohnpräferenzen

Im Hinblick auf die Quartierbildung sind zwei gegensätzliche Präferenzen feststellbar: Migrantinnen, die es vorziehen, in ethnisch homogenen Nachbarschaftsverhältnissen zu wohnen, und Migrantinnen, die eher die großstädtische Anonymität bzw. Wohngebiete mit überwiegend deutschen Nachbarn bevorzugen. Die sozialen und kulturellen Orientierungen, die sich in den Vergemeinschaftungsmustern niederschlagen, beeinflussen ebenso wie der Familienstand die Wohnpräferenzen. Bei den Befragten mit einer Präferenz für ‚ethnisches‘ Wohnen handelt es sich fast ausschließlich um ‚traditionsorientierte‘ Migrantinnen, die sich kulturell stärker der ethnischen Gemeinschaft bzw. Herkunftsgesellschaft zugehörig fühlen und die oftmals nur über



geringe Deutschkenntnisse verfügen. Vom Familienstand her sind es häufiger verwitwete als geschiedene oder ledige Frauen. Auch zeigen sich deutlich nationalitätenspezifische Unterschiede: Es sind überproportional häufig türkische Befragte, gefolgt von Italienerinnen, aber nur relativ wenige Griechinnen oder Ex-Jugoslawinnen, die ein ethnisch segregiertes Wohnen bevorzugen. Die Frauen, die ein segregiertes Wohnen bewusst meiden oder ablehnen, sind meist die an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen vom Typus der ‚Integrierten‘ und der ‚Isolierten‘, die sich auch sozial stark von der Migrantengesellschaft abgrenzen. Sie sind zudem häufiger geschieden und ledig als verwitwet. Die Vietnamesinnen bilden einen Sonderfall, denn sie vermeiden bewusst eine ethnische Koloniebildung, um sich in der urbanen Anonymität besser vor fremdenfeindlichen Übergriffen schützen zu können.

Für die ‚traditionellen‘ Migrantinnen bringt ein ethnisch segregiertes Wohnen mehr Vor- als Nachteile mit sich, verstärkt jedoch zugleich die desintegrativen Tendenzen und die ‚Gettoisierung‘. Da sich viele nur unzureichend mit der Majorität verständigen können und oftmals auch kein Bedürfnis haben, stärker mit der deutschen Gesellschaft in Kontakt zu treten, kommt der ethnischen Nachbarschaft eine relativ hohe soziale Bedeutung zu – nicht nur unter identifikatorischen Aspekten, sondern auch im Hinblick auf psychosoziale und instrumentelle Unterstützung. Dies gilt jedoch hauptsächlich für die Frauen vom Typus der ‚Segregierten‘, während die ‚Familienfrauen‘ den (innerethnischen) Nachbarschaftsbeziehungen relativ wenig Bedeutung beimessen. Der Großteil der segregiert Lebenden ist auf Grund der innerethnischen sozialen Einbindung auch ausgesprochen zufrieden mit den nachbarschaftlichen Beziehungen. Nur ein kleiner Teil ist eher unzufrieden, was jedoch vor allem auf Nachbarschaftsstreitigkeiten, Lärmbelästigung etc. zurückgeführt wird, nicht auf das Zusammenleben mit den Landsleuten an sich.

■ „Ich wohne seit 13 oder 14 Jahren in dieser Wohnung. Ich habe ganz tolle Nachbarn. Wir helfen uns auch gegenseitig, wo Hilfe gebraucht wird. Wir borgen uns sogar auch Geld. Ohne Probleme, läuft alles prima. Ich fühle mich hier sehr wohl.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „In der Gegend wohnen viele Türken. Ich fühle mich sehr wohl, wenn viele Türken in der Gegend sind. Zum Beispiel, wenn wir einkaufen und es hochtragen müssen, oder überhaupt einkaufen zu fahren. Ich habe ja kein Auto. Die Nachbarn sagen dann: Komm Tante F., lass uns einkaufen fahren. Sie sind eine sehr große Hilfe für mich.“ (Türkin, 63 Jahre, verwitwet)

Das Wohnen in der ethnischen Gemeinschaft ist für die ‚traditionellen‘ Migrantinnen eine Erleichterung, da sie keine Verständigungsschwierigkeiten mit den Nachbarn haben, Nachbarschaftskontakte einfacher herstellen und umfassendere Nachbarschaftshilfe eher aktivieren und bekommen können.

Völlig anders gelagert sind die Interessen und Motive der Migrantinnen, die ein segregiertes Wohnen vehement ablehnen und die eher großstädtische und somit anonymere Wohnverhältnisse oder Wohnlagen mit hohem Anteil an deutscher Wohnbe-



völkerung bevorzugen. Für einen deutlich größeren Anteil an Alleinstehenden ist eine ethnische Nachbarschaftskultur nicht nur unerwünscht, sondern wird auch als Störfaktor oder gar als eine Gefahrenquelle wahrgenommen, die sie durch die Präferenz für ein integratives Wohnen bewusst umsteuern möchten. Für die an modernen Lebensformen orientierten Frauen hätte ein segregatives Wohnen einen desintegrativen Effekt im Hinblick auf die deutsche Gesellschaft und würde zudem ihre Individualisierungs- und Autonomiebestrebungen nachhaltig blockieren.

■ *„(I: Würden Sie lieber in einem Wohngebiet wohnen, wo mehr Landsleute leben?) Um Gottes willen. Ich will das nicht. Ich möchte gern fern von meinen Landsleuten wohnen. Mit meinen deutschen Nachbarn bin ich sehr zufrieden gewesen.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)*

■ *„Schau mal, Abstand. Im gleichen Haus mit Griechen will ich nicht. Ich kenne das, dann immer Probleme. Wie gesagt, halte ich etwas Abstand.“ (Griechin, 61 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich möchte gern in einer ruhigen Gegend wohnen, nicht da, wo so viele Türken sind. Wenn ich in einer Gegend mit vielen türkischen Leuten wohnen würde, würde ich mich nicht wohl fühlen. Ich als Witwe, ich bekomme zwar Besuch nur von Bekannten, aber es würde viele Gerüchte geben. Wegen meiner Privatsphäre würde ich nicht da wohnen wollen. An so was würden die Deutschen nicht denken, das ist meine Meinung.“ (Türkin, 56 Jahre, verwitwet)*

Dieser Gruppe von alleinstehenden älteren Migrantinnen ist eine ‚moderne‘ und autonome Lebensführung sehr wichtig. Ihnen ist bewusst, dass sie als alleinstehende Frauen mit ihrer individualisierten Lebensweise gegen normative Rollenerwartungen der Herkunftsgesellschaft und der ethnic community verstoßen. Durch die Präferenz für ein integratives Wohnen möchten sie sich einer sozialen Kontrolle durch ihre Landsleute weitgehend entziehen. Für diese partnerlosen Frauen hat der Schutz der Privatsphäre eine überaus hohe Relevanz und dies scheint ihnen in einem anonymen oder integrativen Wohnumfeld mit einer größeren Toleranz und Akzeptanz für individuelle Lebensstile und pluralisierte Lebensformen eher gewährleistet als in der ethnic community.

Auch im Hinblick auf die Nachbarschaftsbeziehungen sind die Migrantinnen mit Präferenz für integratives Wohnen mehrheitlich sehr zufrieden, wenngleich die deutsche Nachbarschaftskultur für viele zunächst gewöhnungsbedürftig war, da sie weder der traditionellen ‚Gastfreundschaft‘ noch der vergemeinschafteten Nachbarschaftskultur der Herkunftsländer entspricht. Die nachbarschaftlichen Kontakte zu Deutschen im Wohnumfeld beschränken sich oftmals auf oberflächliche Grußkontakte, wobei auch hier das Wohnumfeld und die Wohnstrukturen einen gewissen Einfluss auf die Intensität der Kontakte haben. Meist werden nachbarschaftliche Kontakte nicht in den privaten Bereich ausgedehnt, auch wenn einige Migrantinnen gern intensivere Kontakte zu ihren deutschen Wohnungsnachbarn pflegen würden.

■ *„Meine Nachbarn sind alle Deutsche. Wenn wir draußen sind, sagen wir uns schon ‚Guten Tag‘ und so. Sie wissen ja, wie die Deutschen sind: Sie möchten keinen engeren Kontakt.“ (Italienerin, 57 Jahre, ledig)*



Diese nachbarschaftliche Distanz war für viele Migrantinnen anfangs eher befremdlich, wird aber mittlerweile als typisch deutsche Nachbarschaftskultur hingenommen. Gleichwohl umfassen viele Nachbarschaftsverhältnisse zu Deutschen die typischen Formen von Nachbarschaftshilfe wie Blumengießen, Schlüsselerhaltung etc. Verschiedene Befragte berichten sogar über ausgesprochen gute und enge nachbarschaftliche Beziehungen, die auch private Kontakte und verschiedene Formen der Geselligkeit einschließen. Die Nachbarschaft ist oftmals ein verlässliches Unterstützungspotenzial bei der Bewältigung kleinerer Alltagsprobleme oder bei der Erbringung von Dienstleistungen wie Einkaufen u. Ä., wobei die Dienstleistungen reziprok ausgerichtet sind.

Gewünschte Wohnformen im Alter

Mit dem Thema bedarfs- und bedürfnisgerechte Wohnformen im Alter haben sich die Migrantinnen bis auf Ausnahmefälle bislang kaum intensiver auseinander gesetzt, sieht man einmal von den Wünschen nach intergenerativem Wohnen ab. Dies dürfte u. a. auch damit zusammenhängen, dass die Stichprobengruppe noch mehrheitlich zu den ‚jungen Alten‘ gehört, bei denen noch kein umfangreicherer Unterstützungs- oder Pflegebedarf vorhanden ist. Bisher jedenfalls erwägen nur wenige Befragte aus höheren Altersgruppen einen baldigen Wohnungswechsel aus Altersgründen. Diese Migrantinnen klagen über zunehmende gesundheitliche oder körperliche Beeinträchtigungen, die mit Mobilitätseinschränkungen einhergehen. Sie suchen vor allem Wohnungen in einer zentraleren Lage mit einer günstigeren Infrastruktur, um Geschäfte, Ärzte etc. leichter mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder zu Fuß erreichen zu können, ohne auf Fahrdienste angewiesen zu sein.

! *„Ich fühle mich in meiner Wohnung nicht gut, weil ich da alleine wohne und weil es niemanden in meiner Nähe gibt. Sie befindet sich im äußeren Teil der Stadt.“ (Italienerin, 66 Jahre, verwitwet)*

Die überwiegende Zahl der befragten Migrantinnen verfügt weder über Führerschein noch Auto, wodurch Aktionsradius und Mobilität eingeschränkt sind, weshalb einer guten öffentlichen Verkehrsanbindung an die Infrastruktur eine hohe Bedeutung zukommt. Einige möchten nicht nur wegen der besseren Infrastruktur zentraler wohnen, sondern auch wegen des lebhafteren Wohnumfelds, um sich im Alter weniger isoliert zu fühlen. Oder sie sind auf der Suche nach einer Wohnung, die im Erdgeschoss liegt oder per Lift erreichbar ist, weil ihnen das Treppensteigen zunehmend schwer fällt.

! *„Die Wohnung ist gut, aber ich kann nicht die Treppen oft verwenden. Ich kann die Treppe hochsteigen, aber heruntergehen ist für mich sehr schwierig. Mir wird schwindelig dabei. Nach Schlaganfall habe ich Schwindel.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)*

Die Einfachausstattung vieler Wohnungen wird mit zunehmendem Alter ebenfalls zum Problem. Das Heizen mit Kohle, das Treppensteigen, mangelnde sanitäre Einrichtungen oder minimaler Wohnraum führen zu zusätzlichen Belastungen.



Außer diesen bereits unmittelbar Betroffenen reflektieren nur wenige Migrantinnen über altersgerechte Wohnformen. Lediglich einige Alleinlebende haben sich bereits intensiver mit dieser Problematik auseinandergesetzt und konkretere Vorstellungen entwickelt, wie sie im Alter wohnen möchten.

■ *„Ich bin gerne in dieser Wohnung. Ich möchte aber in dieser Wohnung nicht alt werden aus dem Grunde, weil das ist im Innenhof. Ich habe keinen Ausblick auf die Straße. Die Wohnung ist so lange gut, so lange ich noch viel rausgehe und komme in meine ruhige Oase rein. Aber wenn ich mal älter bin, ich brauche mal mehr Leben vor Augen. Und ich werde umziehen, das weiß ich. Wenn ich älter bin, ich brauche mehr Promenade vor meinen Augen.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)*

Vor allem die Sorge, möglicherweise hilflos über längere Zeit in der Wohnung zu liegen, ohne dass Nachbarn oder Kinder die Notsituation erkennen, treibt einige Alleinwohnende um, sich entsprechende Alternativen oder Notfallmaßnahmen zu überlegen.

■ *„Ich habe dafür gesorgt, dass meine Tochter den Schlüssel hat. Wenn sie mich anrufen und ich nicht ans Telefon gehe, nehmen sie den Schlüssel und kommen. Und wie sie mich dann vorfinden – sie können mich lebendig, aber sie können mich auch tot vorfinden.“ (Italienerin, 79 Jahre, verwitwet)*

■ *„Wenn ich in einem Seniorenheim bin, wäre es vielleicht auch eine Möglichkeit, auch eine Sicherheit zu haben, weil der Notdienst, wenn irgendwas ist. Stellen Sie sich mal vor, ich bin hier allein, wenn mir in der Nacht etwas passiert. Ich habe immer dieses kabellose Telefon am Nachttisch. Aber in manchen Situationen? Da gibt es eine Alarmanlage.“ (Italienerin, 58 Jahre, geschieden)*

Aus diesem Grund bekunden einige Migrantinnen bereits ihr Interesse an Seniorenanlagen mit Angeboten für betreutes Wohnen. Sie würden gern sofort von diesem Angebot Gebrauch machen, haben aber die dafür notwendige Altersgrenze noch nicht erreicht.

Einstellungen zu intergenerativen Wohnformen

Zwar lebt ein etwas größerer Teil der alleinstehenden älteren Migrantinnen heute noch in Zwei- und Mehrgenerationenhaushalten, jedoch dürfte es sich bei vielen nur noch um ein intergeneratives Zusammenleben auf Zeit handeln. Sobald die ledigen Kinder heiraten und einen eigenen Hausstand gründen, werden etliche dieser Migrantinnen ebenfalls mit einer ‚Empty-Nest‘-Situation konfrontiert sein. Sie müssen dann gleichfalls Strategien zur Bewältigung des Alleinlebens im Alter ausbilden. Bei über einem Drittel der Befragten, deren Kinder ebenfalls in Deutschland leben, hat sich dieses intergenerative Wohnarrangement bereits aufgelöst.

Bei der Bewertung der gegenwärtigen Wohnform zeigen sich Unterschiede zwischen den Befragten in Ein- und Mehrpersonenhaushalten. Während die Migrantinnen in Zwei- und Mehrpersonenhaushalten mit der aktuellen Wohnform mehrheitlich relativ

↑ zufrieden sind, wenngleich das Zusammenleben nicht immer als unproblematisch →

erlebt wird, ist von den Befragten in Einpersonenhaushalten fast jede zweite mit dem Alleinwohnen unzufrieden. Die vorliegenden Befunde korrespondieren weitgehend mit jenen aus der Studie von Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:68), die bei den älteren Migrantinnen und Migranten in Mehrgenerationenhaushalten ebenfalls eine deutlich höhere Zufriedenheit mit dem Wohnarrangement als bei den Alleinlebenden festgestellt haben. Allerdings sind die dort aufgeführten Begründungen, weshalb die Alleinlebenden mit dem Wohnarrangement unzufriedener sind, zu pauschal und undifferenziert. Denn die Unzufriedenheit wird vor allem auf den belastenden Zustand des Alleinseins zurückgeführt, was unseres Erachtens jedoch nur einen Teilaspekt abbildet. Denn die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit dem Wohnarrangement hängt stark davon ab, a) welches Familienmodell wirkmächtig und welche Integrationsstrategie verfolgt wird, und b) ob das Alleinwohnen eher auf eine freiwillige Entscheidung der Migrantinnen oder auf eine eher den Umständen geschuldete bzw. einseitig von den Kindern getroffene Entscheidung zurückgeführt wird. Zu den Frauen, die das Alleinwohnen für wenig wünschenswert halten und deshalb mit dem Arrangement extrem unzufrieden sind, zählen vor allem alleinwohnende Frauen vom Typus ‚Segregierte‘ und ‚Isolierte‘ mit hoher Familienorientierung, die sie jedoch in diesem Arrangement nicht mehr ausleben können. Die alleinwohnenden Frauen vom Typus der ‚Integrierten‘ wiederum präferieren deutlich häufiger ein getrenntes Wohnen, da sie beiden Generationen ein größeres Unabhängigkeitsbedürfnis zugestehen. Für sie ist die ‚Empty-Nest‘-Situation kein Ausnahmezustand mehr, auch kein Traditionsbruch, sondern Ausdruck des Erwachsenwerdens und somit eines normalen Abnabelungsprozesses der Jüngeren.

Für die alleinwohnenden traditionsverhafteten Migrantinnen wiederum ist nicht allein der Zustand des Alleinseins belastend, sondern insbesondere auch der (Regel-) Verstoß der jüngeren Generation gegen kulturelle Traditionen und normative Erwartungen, was massive Enttäuschungen hervorruft und ihnen das subjektive Gefühl vermittelt, als Mutter versagt zu haben oder von den Kindern im Stich gelassen worden zu sein. Für diese Betroffenen ist das Alleinwohnen im Alter keineswegs eine Selbstverständlichkeit wie für die an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen. Vielmehr wird es als Modernisierungsschicksal erfahren, das sie sich weder ausgesucht noch gewünscht haben, wenngleich sie es durch die Migration selbst ausgelöst haben. Auf Grund der Lebensumstände müssen sie sich mit dem Alleinleben arrangieren, weil ihnen die jüngere Generation keine Wahlmöglichkeit mehr lässt. **I** „Die jungen Leute heutzutage wollen nicht mehr zusammenleben. Du musst dir vorstellen, du ziehst die Kinder mit vielen Schwierigkeiten auf und dann wollen sie nicht mehr mit dir zusammenleben. Das tut schon weh.“ (Türkin, 55 Jahre, verwitwet)

Auch aus Sorge, den Kindern möglicherweise zur Last zu fallen oder diese zu stören, stellen manche alleinwohnenden Migrantinnen die eigenen Wünsche und Bedürfnisse zurück und akzeptieren notgedrungen ein getrenntes Wohnen, auch um das bislang gute Verhältnis zu den Kindern nicht zu gefährden.



Allerdings zeigt sich auch bei Befragten in Zwei- und Mehrgenerationenhaushalten, dass das intergenerative Zusammenwohnen nicht immer unproblematisch ist, wenn gleich die Mehrzahl mit dem derzeitigen Wohnarrangement zufrieden ist. Als Gründe werden familiäre Streitigkeiten oder Konflikte genannt, aber auch sehr beengte Wohnverhältnisse, die den einzelnen Haushaltsmitgliedern wenig Rückzugsmöglichkeiten oder Freiräume bieten und wo die notwendige Rücksichtnahme als belastend empfunden wird. Letzteres gilt vor allem für einige Witwen, die ihren eigenen Hausstand nach dem Tod des Ehemannes aufgegeben haben und im Alter in den Familienhaushalt der Kinder übergewechselt sind, weil sie entweder ein Altersspendeln betreiben, Wohneigentum mitfinanzieren oder Mietkosten sparen wollen.

■ „Da hatte meine Tochter hier ein Reihenhaus gekauft. Habe ich mein eigenes Zimmer, ja. Im Moment bin ich mit meiner Tochter. Aber damals war meine Tochter nicht verheiratet. Ich war dabei, war kein Problem. Aber jetzt sie hat einen Mann da drin. Ich habe einen guten Schwiegersohn. Aber ich bin nicht so frei, wie wäre ich alleine geblieben. Aber das finde ich nicht so schön zwischen den Kindern so. Das will ich nicht.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)

■ „Meine Tochter hat Haus gekauft, habe ich auch Geld gegeben. Also das war ein Fehler, dass ich zu der Tochter gezogen bin. Es wäre besser, wenn ich alleine leben würde. Aber jetzt ist zu spät. Wenn ich lebe mit Schwiegersohn oder mit der Tochter, was ich will, kann ich nicht machen. Man ist nicht so frei.“ (Griechin, 67 Jahre, verwitwet)

Bei diesen Befragten stellt sich nunmehr das negative Gefühl ein, (geduldeter) Gast in den Mehrgenerationenhaushalten statt gleichberechtigte Mitbewohnerin zu sein. Rückblickend hatte ein eigener Haushalt mehr Vorteile, da die individuellen Freiräume größer waren, während das jetzige großfamiliäre Arrangement die älteren Befragten dazu zwingt, sich dem Rhythmus und den Bedürfnissen der Nachkommen anzupassen.

Zwischen gewünschten, opportunen und realisierbaren intergenerativen Wohnformen im Alter klafft eine relativ große Lücke, was den Migrantinnen durchaus bewusst ist. Der Wunsch nach einem generationenübergreifenden Zusammenleben im Alter ist zwar nationalitätenübergreifend relativ stark verbreitet, was allerdings kaum überraschen dürfte. Denn welche Mutter würde nicht den pauschalen Wunsch nach einem Zusammenleben mit den Kindern artikulieren. Anhand der sozialen Opportunitäts- und Modernisierungsaspekte lassen sich genauere Differenzierungen im Hinblick auf gewünschte oder erwartete intergenerative Wohnformen vornehmen und tiefgehendere Deutungsmuster aufspüren, die über rein deklamatorische Wunschbekundungen hinausgehen. Der Modernisierungsprozess verweist diesbezüglich auf drei Facetten, die die sozialen Deutungsmuster beeinflussen: a) die Kontingentsetzung von ehemals selbstverständlichen Lebensformen, die durch die Pluralisierung plötzlich unter Legitimationsdruck geraten (z. B. das intergenerative Zusammenleben in der deutschen Wohnbevölkerung, das keineswegs mehr selbstverständlich ist, sondern heutzutage eher Begründungszwängen unterliegt), wobei sich die Begründungslast verschiebt; b) Pluralisierung und kulturelle Legitimation von unterschiedlichen Lebensformen verhindern einen sozialen Zwang zu exklusiven Lebensformen; c) die Individualisierung



lässt dem Einzelnen Wahlmöglichkeiten, bestimmte Lebensformen zu erproben, ohne diese legitimieren zu müssen, wobei jedoch die Mündigkeit zur größeren Eigenverantwortung verpflichtet.

Überträgt man diese drei Dimensionen auf die Möglichkeit und Wünschbarkeit des intergenerativen Zusammenlebens in Migrantenfamilien, dann ist zunächst von ihrer kulturellen Herkunft her eher zu erwarten, dass diese Wohn- und Lebensform noch wesentlich selbstverständlicher ist und deshalb keinen Begründungszwängen unterliegt, während umgekehrt das getrennte Wohnen wesentlich stärkeren Legitimierungs- und Erklärungsbedarf verursacht. Dies trifft auch zu, allerdings in unterschiedlichem Ausmaß und je nach perzipiertem oder antizipiertem Familienmodell und Modernisierungsgrad. Es sind vor allem die traditionell orientierten Migrantinnen (‚Familienfrauen‘ und ‚Segregierte‘), die ihren Lebensabend in der (Groß-)Familie verbringen möchten, während umgekehrt nur noch ein kleiner Teil der an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen an dieser Vorstellung festhält. Die ‚traditionellen‘ Migrantinnen, die weiterhin stark an ihrer Herkunftskultur orientiert sind, halten am Modell der Großfamilie fest, auch wenn dies durch die Modernisierung bereits gebrochen und auf die ‚Kleinfamilie‘ reduziert worden ist. Ihre normativen Erwartungen sind hoch, das intergenerative Zusammenleben der kulturellen Tradition gemäß – trotz aller Widrigkeiten – im Alter realisieren zu können. Wenn dies nicht mehr möglich erscheint, dann wird das Scheitern dieser Pläne primär aus externen Zwängen oder Umständen abgeleitet, wie z. B. der Verweis auf fehlenden Wohnraum für Großfamilien, oder die Verantwortung wird den Kindern aufgebürdet, die im Rahmen der Individualisierung nicht mehr mit ihnen zusammenleben wollen.

■ „*Natürlich würde ich gerne mit meinen Kindern leben, aber es wird dann zu eng. Wir passen nicht alle in eine Wohnung, denn die haben ja auch Kinder.*“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)

■ „*Natürlich wäre es schön, mit den Kindern zusammenzuleben. Aber dazu müsste die Wohnung sehr groß sein. Eine 5–6-Zimmer-Wohnung müsste es schon sein.*“ (Türkin, 70 Jahre, verwitwet)

Diese Gruppe von Befragten empfindet das Alleinwohnen eher als belastend und betont deshalb vor allem seine negativen Seiten. Die Frauen sehen sich meist als unfreiwillige Opfer des Individualisierungs- und Modernisierungsprozesses, dessen markantestes Zeichen für sie der ‚Zerfall der Familie‘ ist, der allein schon aus dem getrennten Wohnen abgeleitet wird. Die Ängste vor dem Alleinwohnen resultieren auch aus der Befürchtung, dass die eigene Handlungsautonomie für ein Alleinleben nicht ausreichen könnte, um im Alter – und in einer fremden Gesellschaft – die alltäglichen Anforderungen des Lebens ohne Hilfe und Unterstützung bewältigen zu können.



Unter den an modernen Lebensformen orientierten Frauen sind nur wenige, die im Alter ein Zusammenleben der Generationen für wünschenswert halten. Der Legitimations- und Begründungsdruck, kein Zusammenleben der Generationen mehr zu wollen, ist bei diesen Frauen auf Grund ihres modernen Familienverständnisses wesentlich geringer, da sie sich zum einen von den kulturellen Deutungsmustern der ethnic community distanzieren, zum anderen eine hohe Eigenverantwortung im Hinblick auf eine autonome Lebensführung reklamieren. Diejenigen, die ein intergeneratives Zusammenleben im Alter nicht mehr für erstrebenswert halten, führen verschiedene – vor allem im Kontext der Individualisierung stehende – Begründungen an: unterschiedliche Gewohnheiten, Lebensrhythmen und Lebensstile von Jüngeren und Älteren, mehr Freiräume und Unabhängigkeit für beide Generationen, ein größeres Ruhebedürfnis oder den Wunsch, stärker eigenen Interessen und Bedürfnissen nachgehen zu können – und zwar ohne größere Pflichten und Verpflichtungen den Kindern gegenüber. Sie verbinden das Alleinwohnen im Alter eher mit individuellen Vorteilen, zumal sie dem Alleinwohnen wesentlich aufgeschlossener gegenüberstehen und eine relativ hohe Handlungsautonomie im Umgang mit dem Alleinleben erworben haben. Sie wohnen zwar allein, fühlen sich aber nicht allein, auch deswegen, weil sie sich sekundäre Netzwerke erschlossen haben, die sie emotional und sozial auffangen können.

3.7.2 Vorstellungen über Pflege und Versorgung im Alter

Praktiker aus der Altenhilfe warnen vor Pauschalvorstellungen über die ‚harmonische Gastarbeiter-Großfamilie‘, die im funktionierenden Familienverband zwangsläufig die Versorgung und Pflege älterer Angehöriger übernehmen werde. Dieses Klischee verleite möglicherweise zu der fatalen Schlussfolgerung, es bestünde auch zukünftig für die Altenhilfeeinrichtungen wenig Handlungsbedarf (vgl. Kaewnetara/Uske 2001; Hielen 1998:55). Da sich, wie die vorliegenden Befunde belegen, auch innerhalb der Migrantenbevölkerung ein Trend zur Individualisierung, zur Kleinfamilie und zur Pluralisierung von Lebensstilen abzeichnet, ist davon auszugehen, dass die familiären Unterstützungspotenziale geringer werden. Ebenso wie in der deutschen Wohnbevölkerung überwiegt auch in der Migrantenbevölkerung der Wunsch nach familiärer Unterstützung im Alter und einer häuslichen Pflege durch Familienangehörige (vgl. Zentrum für Türkeistudien 1993, Schuleri-Hartje 1994:92, Krüger 1995:74). Diese Pflegeerwartungen an Angehörige (zumeist an Töchter oder Schwiegertöchter gerichtet) dürften sich zum Teil als unrealistisch herausstellen, u. a. wegen der Berufstätigkeit der Kinder, möglicher Generationenprobleme, Lockerung des Reziprozitätsgedankens durch fehlende soziale Kontrolle, fehlenden Wohnraums für Mehrgenerationenhaushalte, räumlicher Trennung (vgl. Zoll 1997:202, Naegele/Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1997:32ff). Hielen (1998:54) verweist auf die Zerrissenheit der zweiten Migrantengeneration gegenüber dem Anspruch der Elterngeneration auf Versorgung und Pflege im Alter und rechnet in absehbarer Zukunft mit einem erheblichen Generationenkonflikt. Die ‚Feminisierung des Alters‘ auch in der Ausländerbevölkerung bringt es mit sich, dass vor allem die Frauen im höheren Alter auf familiäre oder institutionelle



Unterstützungsleistungen angewiesen sein werden, während die Männer bei Pflegebedürftigkeit in der Regel auf eine Betreuung durch ihre – zumeist jüngeren – Ehefrauen hoffen können. Durch den demographischen Effekt sind es vor allem Frauen in höheren Altersgruppen, die die typische Klientel und Hauptzielgruppe der Altenhilfe-einrichtungen ausmachen. Dies wird bei der Alterung der Migrantinnenbevölkerung nicht anders sein, weshalb davon ausgegangen werden muss, dass insbesondere unsere Untersuchungsgruppe – nämlich die alleinstehenden Migrantinnen – zukünftig ebenfalls Teil dieser ‚klassisch‘ weiblichen Klientel der Altenhilfe mit erhöhtem Versorgungs- und Unterstützungsbedarf sein wird. Aus diesem Grund soll im Folgenden ausführlicher auf die Vorstellungen und Erwartungen der Migrantinnen bei Pflegebedürftigkeit eingegangen werden.

In den Interviews wurden die Migrantinnen nach ihren Pflege- und Unterstützungserwartungen im Alter gefragt. Setzen diese Frauen aus der ersten Generation weiterhin auf die Haltbarkeit des Generationenvertrags zwischen Eltern und Kindern oder entwickeln sie Alternativvorstellungen? Welche Vorstellungen haben die kinderlosen Migrantinnen, die keine intergenerativen Verpflichtungen geltend machen können? Wie setzen sie sich im Vergleich mit den befragten Müttern mit möglichen Alters- und Pflegerisiken auseinander? Im Folgenden werden zunächst Pflegeerwartungen und Vorstellungen der befragten Mütter und der kinderlosen Migrantinnen genauer beschrieben, anschließend deren Einstellungen und Kenntnisse gegenüber Einrichtungen der stationären Altenhilfe und der ambulanten Pflegedienste.

3.7.2.1 Vorstellungen über familiäre und häusliche Pflege

Bei der Beantwortung der Frage nach Pflege und Unterstützungserwartungen im Alter spielen verschiedene Dimensionen der Lebenssituation der Befragten eine wichtige Rolle. Die Antworten fielen in Abhängigkeit von der Verfügbarkeit familiärer Netzwerke, dem Verhältnis zwischen den Generationen, der Wohnsituation und der biographischen Situation recht unterschiedlich aus und blieben zum Teil sehr vage. Insgesamt belegen die Interviews, dass die Migrantinnen in der Auseinandersetzung mit dem Alternsprozess und den potenziellen (Pflege-)Risiken individuelle Bewältigungsstrategien entwickeln, und zwar entsprechend ihren persönlichen Ressourcen und Reflexionsfähigkeiten, die von Fatalismus über hilflose Verdrängung bis hin zu relativ konkreten Plänen ein breites Spektrum aufweisen. Dabei ist zu beachten, dass die möglichen Optionen im Hinblick auf familiäre Pflege zwischen kinderlosen Frauen und Müttern natürlich differieren.

In diesem Abschnitt sollen zunächst die Pflegevorstellungen der befragten Migrantinnen mit eigenen Nachkommen beschrieben werden, ehe wir auf die Erwartungen der kinderlosen Migrantinnen zu sprechen kommen. Für die große Mehrzahl der befragten Mütter hat der Wunsch nach familiärer Pflege und Unterstützung durch Kinder, insbesondere durch weibliche Nachkommen oder Schwiegertöchter, höchste Priorität, was mit Ergebnissen anderer Studien korrespondiert (vgl. Schuleri-Hartje 1994:92; Krüger 1995:74, Zoll 1997:202). Die Rückkehr-/Verbleibsabsichten hängen



ebenfalls eng mit den jeweiligen Pflegevorstellungen zusammen (vgl. auch Zoll 1997:204ff), weshalb der gewünschte Pflegeort nach Möglichkeit mit dem Wohnort der Pflegenden identisch sein sollte. Das kann je nach Erwartungshaltung der Wohnort der Kinder (Aufnahme- oder Herkunftsland) oder der von Verwandten (im Herkunftsland) sein. Da die Nachkommen der meisten Migrantinnen ausschließlich in Deutschland leben, ist bei Pflegebedürftigkeit eher von einem Verbleib im Aufnahmeland auszugehen. Bei dem kleinen Anteil an Migrantinnen, deren Kinder im Herkunftsland leben oder sich auf Herkunfts- und Aufnahmeland verteilen, ist offen, welche Option die Befragten letztlich realisieren werden (vgl. Kap. 3.7.3).

Bei den älteren Migrantinnen besteht eine große Kluft zwischen ihren Pflegewünschen und den Möglichkeiten, diese im Bedarfsfall zu realisieren. Trotz hoher Pflegeerwartungen an die nachfolgende Generation spiegelt sich in den Antworten der meisten Befragten eine relativ starke Verunsicherung im Hinblick auf die Realisierungschancen familiärer Pflege wider. Aus den Antworten lassen sich drei unterschiedliche Einstellungsmuster extrahieren, die weitgehend mit den im Kap. 3.3.1 dargestellten Familienmodellen korrespondieren: I) die intergenerativen Verpflichtungsstrukturen behalten ihre Wirksamkeit; II) relative Verunsicherung über die Halt- und Belastbarkeit des Generationenvertrags; III) Abkehr vom Generationenvertrag. Im Hinblick auf die Häufigkeiten zeigt sich, dass gerade einmal jede vierte Mutter ohne Vorbehalte davon ausgeht, bei Pflegebedürftigkeit auf die umfassende Hilfe von Kindern oder Schwiegertöchtern zählen zu können. Rund die Hälfte der befragten Migrantinnen mit eigenen Nachkommen lässt sich dem zweiten Einstellungsmuster zuordnen und wiederum ein Viertel der befragten Mütter geht davon aus, im Pflegefall eher keine familiäre Unterstützung zu erhalten. Diese unterschiedlichen Erwartungshaltungen sollen im Folgenden näher charakterisiert werden.

Muster I: „Meine Kinder werden mich pflegen“

Die starke Gewissheit dieser Befragten, dass die reziproken Verpflichtungsstrukturen eingehalten werden, wird in der Regel eher normativ und moralisch begründet, wobei insbesondere türkische und vietnamesische Migrantinnen und tendenziell Italienerinnen die Erfüllung des Generationenvertrags reklamieren.

I „Es ist eine unausgesprochene Sitte, dass die Eltern im Alter von den Kindern gepflegt werden, da diese nicht mehr für sich aufkommen können. Schließlich haben die Eltern sich um die Kinder gekümmert, als diese nicht für sich aufkommen konnten. Du siehst, es ist ein Kreislauf.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)



Eine italienische Befragte antwortet auf die Frage nach zukünftigen Pflegeerwartungen mit einer Definition von Reziprozität, die insofern aufschlussreich ist, weil sie sich nicht mehr ausschließlich auf den normativen Aspekt des Generationenvertrags bezieht, der qua Tradition Respekt und Gehorsam gleichsam voraussetzt, sondern ebenfalls den ‚modernen‘ Aspekt der individuellen Verantwortung bei der Ausgestaltung der intergenerativen Beziehungen aufgreift. Das heißt, Reziprozität erwächst primär aus wechselseitigen Solidaritätserfahrungen und emotionaler Verbundenheit, nicht mehr allein aus normativem Pflichtgefühl.

■ „*Wie man sie erzieht, so hat man sie dann.*“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)

Aufgegriffen wird hier nicht mehr die normative Verpflichtung aus Traditionsbezügen heraus, sondern das soziale Verhältnis der Generationen zueinander und des Umgangs miteinander. Respekt lässt sich demzufolge nicht einklagen, sondern resultiert aus dem individuellen Verhalten und Handeln anderen gegenüber. Anders ausgedrückt: Verhalten und Handeln der Kinder ist immer zugleich Reaktion auf und Resultat von elterlicher Erziehung und keineswegs nur eine ‚kulturindizierte Determinante‘.

Das folgende Zitat erhellt, weshalb im Herkunftsland die intergenerativen Verpflichtungsstrukturen noch weitgehend funktionieren, im Aufnahmeland aber an Wirksamkeit verlieren.

■ „*Es ist bei uns Tradition so. Die Kinder haben Verantwortung gegenüber ihren Eltern. Wenn die Kinder sich nicht um die Eltern kümmern, werden sie von der ganzen Gesellschaft, von den Nachbarn, von der Verwandtschaft missachtet. Man bekommt auch keine Freunde, keinen Kontakt mit anderen, wenn man mit den Eltern nicht eine gute Pflege zeigt oder keine guten Kontakte zu den Eltern.*“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)

Es sind letztendlich nicht Traditionsbezüge oder normative Aspekte, sondern soziale Kontrollinstanzen, die sicherstellen, dass der Generationenvertrag eingehalten wird, weil Reziprozitätsverstöße sozial sanktioniert werden. Mit der Veränderung der Lebensgewohnheiten der Kinder im Aufnahmeland und auf Grund der fehlenden sozialen Kontrolle wird das Pflichtgefühl der nachfolgenden Generation brüchiger und der moralische Druck geringer, weshalb die befragten Vietnamesinnen zwar noch die Einhaltung des Generationenvertrags erhoffen, aber bezüglich seiner Realisierungschancen bereits verunsichert sind. Diese Ambivalenz kommt auch im folgenden Kommentar klar zum Ausdruck:

■ „*Meine Generation, wir müssen abwarten.*“ (Vietnamesin, 50 Jahre, geschieden)

Neben normativen Aspekten führen die Frauen in Muster I oftmals weitere Gründe dafür an, weshalb sich ihre Erwartungen im Hinblick auf familiäre Pflege im Alter erfüllen werden. Das sind zum einen Reziprozitätserfahrungen in früheren Notfällen, etwa die geleistete Unterstützung der Kinder im Krankheitsfall oder deren Mithilfe bei der Pflege des mittlerweile verstorbenen Ehemanns.

■ „*Wenn die krank sind, bin ich immer bereit, wenn ich krank bin, sind die auch bereit für mich.*“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)



Zum anderen sind es die derzeitigen Wohn- und Lebensverhältnisse, d. h. die soziale und räumliche Einbettung in den generationenübergreifenden Familienverbund, die den Frauen Zukunftssicherheit verleihen. Dazu das typische Beispiel einer türkischen Witwe, die mit den Familien ihrer drei Kinder zusammen in einem Haus lebt und die realistischerweise davon ausgehen kann, dass sich an diesem Arrangement auch im Pflegefall nichts ändern wird:

■ *„Meine Kinder werden mich pflegen. Wir haben hier ein Haus gekauft. Wir leben alle zusammen. Ich lebe mit dem Sohn in einer Wohnung, die Töchter sind im Haus. Ich bin die meiste Zeit mit meiner Schwiegertochter zusammen. Auch die Töchter kümmern sich um mich, aber die Schwiegertochter noch mehr.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*

Mehrere Befragte folgen einem anderen Argumentationsmuster und verweisen auf die materiellen und psychosozialen Opfer, die sie für die Zukunftssicherung ihrer Kinder im Rahmen der Migration erbracht haben, und leiten daraus einen ‚Anspruch‘ auf intergenerative Unterstützung im Alter ab.

In diesem Muster sind vor allem Migrantinnen vom Typus der ‚Familienfrauen‘ und der ‚Segregierten‘ vertreten, die in Zwei- und/oder Mehrgenerationenhaushalten leben. Diese Befragten können wohl mehrheitlich davon ausgehen, dass durch diese auf Dauer angelegten intergenerativen Wohnarrangements auch die im Pflegefall notwendigen familiären Hilfe- und Unterstützungspotenziale zur Verfügung stehen werden.

Muster II: „Ich weiß nicht, ob sie mich pflegen würden“

Die Migrantinnen mit eher ambivalenten Einschätzungen hinsichtlich der Realisierungsmöglichkeiten einer familiären Pflege und Unterstützung im Alter führen verschiedene Gründe für diese Unsicherheit an: die Erwerbstätigkeit der Kinder, die räumliche Distanz zu den Kindern, inadäquate Wohnverhältnisse oder intergenerative Konflikte. Im Prinzip werden hier zwei unterschiedliche Erklärungen geliefert: Zum einen werden ‚Sachzwänge‘ angeführt, die die potenzielle Pflegebereitschaft der Nachkommen unterminieren, zum anderen werden Zweifel an der individuellen Bereitschaft oder Fähigkeit der Kinder zur Pflege und Versorgung der Mutter artikuliert.

■ *„Ich mache mir Sorgen, dass ich pflegebedürftig werden könnte. Ich weiß nicht, ob sie mich pflegen würden oder nicht ... Jetzt sind sie zwar nett, aber was wird, wenn ich pflegebedürftig bin?“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)*

■ *„Natürlich macht es mir große Sorge (d. i. Älterwerden). Du überlegst dir, ob deine Kinder dich pflegen werden. Was werden sie machen, wo wirst du bleiben? Werden sie dich ins Altenheim stecken oder werden sie dich zu Hause pflegen? Es ist schwer, Menschen zu pflegen. Eine Mutter kann sieben Kinder versorgen, aber sieben Kinder können nicht eine Mutter versorgen – so heißt es.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich weiß allerdings nicht, was meine Kinder später machen werden. Das ist im Grunde genommen ihr Problem. Wenn sie wollen (d. i. Altenheim), dann kann man nichts dagegen unternehmen.“ (Türkin, 70 Jahre, verwitwet)*



Die Zitate spiegeln keineswegs nur eine latente Hilflosigkeit angesichts unwägbarer Zukunftsaussichten wider, sondern vermitteln eine realistische Einschätzung, dass sich mit Eintritt des Pflegefalls die Möglichkeiten individueller Selbstbestimmung drastisch verringern. Wenn die Kinder als Pflegekräfte ausfallen sollten – aus welchen Gründen auch immer –, dann habe man, wie die Befragten konstatieren, wenig Möglichkeiten, sich gegen eine ‚Abschiebung‘ ins Altenheim zu wehren. Die Verantwortung für und der Umgang mit Lebensrisiken im Alter wird somit an die Kinder delegiert.

In vielen Interviews werden Erwartungen zudem nur sehr unspezifisch formuliert, in der Hoffnung, dass die nachfolgende Generation die verborgenen Wünsche und Sehnsüchte erkennen und sich dementsprechend verhalten wird. Oder das Thema Pflege wird, weil es mit hohen Erwartungen und Ängsten besetzt ist, zwischen den Generationen überhaupt nicht angesprochen, sondern verdrängt. Viele dieser Befragten wünschen sich zwar im Alter nichts sehnlicher als eine Nähe zu den Kindern sowie deren Hilfe und Unterstützung im Pflegefall, wollen ihnen aber keinesfalls, wie zahlreiche Äußerungen belegen, ‚zur Last fallen‘:

■ *„Wenn ich pflegebedürftig bin, dann bin ich eine Last für andere Menschen und ich will keine Last für meine Kinder sein.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*

■ *„Wenn ich mir nicht mehr selbst helfen kann, dann möchte ich auch nicht mehr leben, weil ich niemandem zur Last fallen will.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)*

Dieser Topos des ‚Nicht-zur-Last-fallen-Wollens‘ zeichnet sich durch eine vielschichtige Gemengelage aus defensiver Strategie und reklamierter ‚Selbstlosigkeit‘ aus. Hinter diesem Argumentationsmuster verbergen sich zudem Schutz- und Abwehrmechanismen. Einerseits soll durch das Herunterschrauben von subjektiven Erwartungen potenziellen Enttäuschungen vorgebeugt werden, andererseits nehmen sich die Befragten als Individuum mit eigenen Wünschen oder gar Forderungen zurück. Dies wiederum verweist auf ein typisch weibliches Verhaltensmuster, sich das Recht auf eigene Wünsche und Ansprüche abzusprechen und stattdessen den Lebenssinn aus einem ‚Leben für andere‘ (resp. Kinder) zu beziehen. Gleichzeitig hoffen sie jedoch unterschwellig, dass diese altruistische ‚Aufopferung‘ von anderen anerkannt und entsprechend entlohnt wird. Nicht selten steckt hinter dem Argumentationsmuster eine latente Angst, die Kinder durch ‚unangemessene‘ Forderungen zu verlieren oder die Familien der Kinder zu stark zu belasten, was möglicherweise, wie im folgenden Zitat anklingt, familiäre oder partnerschaftliche Konflikte in deren Ehen auslösen könnte:

■ *„Auch wenn ich sehr gute Kinder habe, werde ich ihr Leben nicht ruinieren, weil sie für mich sorgen müssen. In diesem Fall werde ich in ein Altenheim gehen. Mein Sohn sagt, das wird er nicht zulassen. Meine Tochter sagt dasselbe. Wenn sie später geheiratet haben, wird das anders aussehen. Ich würde dann nicht nur eine Belastung sein. Das könnte ich meinen Kindern nicht antun. Kann nicht ihr Leben kaputt machen. Bleibt mein Sohn, will Schwiegertochter nicht. Vielleicht meine Tochter will, Schwiegersohn nicht. Dann ist das Leben der Kinder kaputt.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)*



Verschiedentlich wird die Pflegesituation an sich reflektiert und auf die damit verbundenen psychischen, emotionalen und familiären Belastungen für die Pflegenden hingewiesen. Zahlreiche Befragte, die in der Vergangenheit selber umfassende Pflegeleistungen für Angehörige (Pflege des verstorbenen Ehemanns oder eines Elternteils, Versorgung behinderter Kinder) erbracht haben, wissen aus eigener Erfahrung, wie schwierig, belastend und tendenziell überfordernd diese Aufgabe sein kann und haben aus diesem Grund Bedenken, ihren Kindern möglicherweise zu viel zuzumuten. Eine Migrantin, die in der Altenpflege tätig ist, kennt die potenziellen Konflikte, Überforderungen und Probleme, die mit familiärer Pflege einhergehen können, aus beruflicher Perspektive:

■ *„Ich arbeite auf diesem Gebiet ... Wenn man von Kindern zu viel erwartet, dann kommt sogar Hass von Kindern auf die Eltern. Wut und Hass, warum schränkst du mein Leben ein ... Ich habe in so viele Haushalte reingeguckt, wo die Leute pflegebedürftig waren, haben bei ihren Töchtern oder Schwiegersöhnen gelebt. Ich weiß, welche Feindseligkeiten in diesem Haus waren. Die alten Leute wurden geduldet, weil dadurch haben sie die 1.000 oder 2.000 Mark von der Pflegekasse gekriegt. Und die Alten waren sehr depressiv zu Hause und nicht so gut behandelt. Nein, die waren traurig. Die waren zwar bei ihren Kindern, aber die waren – ich kenne keine glückliche alte Frau oder Mann.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)*

Aus quasi professioneller Sicht werden hier die negativen und tabuisierten Seiten familiärer Pflege geschildert, die von den Betroffenen meist ausgeblendet oder verdrängt werden: Pflegefehler durch unsachgemäße und laienhafte Pflege, psychosoziale Belastungen durch wechselseitige Abhängigkeit, Schuldzuweisungen und Schuldgefühle, Ohnmacht und Wut auf eine als ausweglos empfundene und zeitlich nicht absehbare Situation. Bei den Befragten dieses Musters handelt es sich häufiger um Migrantinnen vom Typus ‚Isolierte‘ und ‚Segregierte‘ mit brüchigen Familienkonstellationen, um Alleinlebende oder um in temporären Zweigenerationenhaushalten Lebende.

Muster III: „Kinder sind keine Altersversorgung“ versus „Sie haben mich allein gelassen“

Die Befragten im dritten Muster hegen, wenn überhaupt, nur noch geringe Pflegeerwartungen an die nachfolgende Generation. Zwei konträre Argumentationslinien treffen in diesem Einstellungsmuster zusammen: Das sind zum einen Frauen, die sich von ihren Kindern im Stich gelassen fühlen, und zum anderen Frauen, die für beide Generationen ein selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Leben reklamieren.

Das erste Motiv wird vor allem von Migrantinnen angeführt, deren Verhältnis zu den Kindern durch intergenerative Konflikte oder zerrüttete Familienverhältnisse stark angespannt ist und/oder die von ihren Kindern räumlich getrennt leben. Problematisch ist nicht nur der Riss zwischen den Generationen, sondern auch die mangelnde soziale Einbettung dieser Frauen, wenn sie relativ isoliert leben. Die intergenerativen



Probleme resultieren nach Ansicht der Befragten aus schwierigen Familienkonstellationen



tionen, insbesondere in Scheidungsfamilien, in denen die Kinder Partei gegen die Mutter ergriffen haben, aus unterschiedlichen Lebensvorstellungen der Generationen, aus Problemen mit den Ehepartnern der Kinder oder aus einer migrationsbedingten früheren Trennung von Kindern und Müttern, die zu einer Entfremdung geführt hat. Angesichts des problematischen Verhältnisses zwischen den Generationen schätzen die Befragten, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen, die Chancen auf eine familiäre Pflege eher als unrealistischen Wunschtraum ein.

■ *„Ich glaube, dass mir keiner helfen wird, wenn ich mal Pflege brauchen werde.“ (Türkin, 65 Jahre, verwitwet – deren verheirateter Sohn im Herkunftsland lebt und die sich mit ihrer Schwiegertochter nicht versteht, weshalb sie im Pflegefall auch nicht an eine endgültige Rückkehr denkt)*

■ *„Ich werde allein, wie immer, weiterleben und sterben ... Wir waren 10 Geschwister, wir haben die Eltern gepflegt. Das war unsere Pflicht. Meine Kinder werden mich nicht pflegen. Ich habe so große Angst. Allah soll mich schützen.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden – ohne soziales Netzwerk in Deutschland, deren Verwandte in der Türkei leben und deren Kinder sich nach der Scheidung von ihr abgewandt haben)*

■ *„Wir sind alleine und das reicht. Jeder hat dann seine eigene Familie, die Kinder gehen raus und man ist eben immer alleine. Das ist normal. Ich weiß nicht, wie es enden wird. Es ist wohl wahrscheinlicher, dass wir ins Altenheim gehen werden.“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)*

Die Befürchtungen, im Alter auf sich allein gestellt zu sein, resultieren zum Teil aus negativen Erfahrungen in der Vergangenheit, wenn im Krankheitsfall keine oder nur unzureichende Hilfe durch die Kinder geleistet wurde. Sie werden gespeist durch die Weigerung, eine gemeinsame Wohnung zu teilen, oder haben, wie im folgenden Beispiel, pragmatische Gründe, weil die Kinder räumlich zu weit entfernt sind, um im Notfall Unterstützung gewähren zu können.

■ *„Das Älterwerden macht mir sehr große Angst. Als mein Mann krank war, habe ich ihn gepflegt und alles. Aber mich? Ich möchte nicht abgestellt werden. (I: Was meinen Sie mit abgestellt, dass Sie ins Altenheim kommen?) Ja, genau das. Davor habe ich wirklich Angst. Früher habe ich überhaupt nicht daran gedacht, aber jetzt denke ich immer öfters darüber nach. Zwei wohnen ja weit weg. Einer ist ein Mann: Was soll er mit mir anfangen? Und nur von einer betreut werden? Das ist viel zu viel. Sie hat ihr eigenes Leben, ihren eigenen Beruf.“ (Italienerin, 70 Jahre, verwitwet)*

Auch eine andere Befragte macht sich viele Gedanken über das Älterwerden, weil sie von ihrem einzigen Sohn auf Grund seines Geschlechts keine Pflege- und Unterstützungsleistungen erwartet und deshalb eher damit rechnet, bei Pflegebedarf auf stationäre Angebote angewiesen zu sein:

■ *„Ich habe ja niemand. Mein Sohn kann zwar kommen, aber kann nicht bleiben, nicht? ... Um ehrlich zu sein, freue ich mich nicht darauf, ins Altenheim zu gehen. Wenn es aber so sein muss?“ (Italienerin, 63 Jahre, verwitwet)*



Pflegeerwartungen sind in hohem Maße geschlechtsgebunden, wie die obigen Zitate belegen und was auch in weiteren Interviews deutlich zum Ausdruck kommt. Tochterlose Frauen reduzieren anscheinend von vornherein potenzielle Pflegeerwartungen an Söhne. Dazu das nüchterne Resümee einer Migrantin aus Ex-Jugoslawien:

■ *„Was bleibt mir übrig? Altenheim! Wer soll sich um mich kümmern? (I: Ihr Sohn.) Mein Sohn? Der hat eigene Sorgen. Was heißt Sorgen? Eigenes Leben. Ich meine, er wird bestimmt gucken kommen, gucken und wieder gehen.“ (Jugoslawin, 50 Jahre, geschieden)*

Für verschiedene Befragte, insbesondere für Mütter ohne Töchter, sind familiäre Pflegeerwartungen unmittelbar an das persönliche und soziale Verhältnis zur Schwiegertochter geknüpft, weshalb vor allem türkische Befragte bestrebt sind, Einfluss auf die (intra-ethnische) Partnerwahl der Söhne zu nehmen. Diese Strategie dient nicht nur dazu, die eigene innerfamiliäre (Macht-)Stellung abzusichern, sondern ist auch eine Form der Alterssicherung (vgl. Dietzel-Papakyriakou 1993:61), um normativ sicherzustellen, dass die Schwiegertochter ihren traditionellen Pflichten gegenüber der Schwiegermutter nachkommt. Zwei türkische Witwen berichten über intergenerative Konflikte wegen der Eheschließung der Söhne mit deutschen Frauen. Sie hegen die Befürchtung, von der deutschen Schwiegertochter wahrscheinlich keine Pflegeleistungen im Alter erwarten zu können, da diese sich bereits einem generationenübergreifenden Zusammenleben widersetzt habe.

■ *„Ein Sohn hat eine Deutsche geheiratet. Wenn ich ehrlich sein soll, wollte ich das nicht ... Die Kinder wollen nicht mit mir zusammenwohnen ... und sind ausgezogen. Man kann niemanden zwingen. Und du weißt sicherlich auch, dass die Schwiegermütter nicht sehr erwünscht sind. Sie haben mich allein gelassen und sind fort. Was willst du machen? Man wird dem Schicksal überlassen.“ (Türkin, 60 Jahre, verwitwet)*

Nauck (2001:49) verweist in einer Studie über Heiratsverhalten und Generationenbeziehungen am Beispiel der Türkei darauf, dass die Präferenz für intraethnische Eheschließungen auch damit zusammenhängt, dass Schwiegertöchter im Haushalt der Schwiegereltern die Arbeitskraft von weiblichen Nachkommen nach deren Weggang substituieren und die ältere Generation unterstützen sollen. In interethnischen Ehen hingegen ist die intergenerationale Solidarität und Loyalität im Gegensatz zu ‚dezen-denzverwandtschaftlichen‘ Heiratsmustern weniger sicher, was die Vorbehalte der türkischen Befragten gegenüber ihren deutschen Schwiegertöchtern teilweise erklärt.

Einige Migrantinnen, die wegen ihrer Migration den Generationenvertrag gegenüber der eigenen Elterngeneration nicht einhalten oder die ihren Mutter- und Erziehungspflichten gegenüber ihren Kindern auf Grund einer migrationsbedingten Trennung nicht nachkommen konnten, glauben aus Schuldgefühlen heraus, den moralischen Anspruch auf Reziprozität verwirkt zu haben.



■ „Wenn ich pflegebedürftig werde, weiß ich nicht, wer mir helfen würde. Vielleicht meine Kinder? Sie würden vier, fünf Mal mir helfen, aber dann? Ich möchte nicht darüber nachdenken. Ich habe sie (d. i. beide Töchter) doch immerzu in der Türkei gelassen. Deswegen sind sie auf mich sehr sauer. Sie hätten sich gewünscht, dass ich sie auf jeden Fall hier behalten hätte. Sie werfen mir vor, sie abgeschoben zu haben. Unsere Beziehung ist sehr unterkühlt.“ (Türkin, 50 Jahre, getrennt)

■ „Ich will meine Kinder nicht mit Gewalt dazu verpflichten. Wir waren auch drei Kinder zu Hause, alle aber sind in Deutschland. So bleiben die Eltern unten auch allein. Deswegen kann ich nicht meinen Kindern vorwerfen, wenn sie nicht kommen. Es gibt viele Menschen, die noch mit alten Vorstellungen leben und solche Erwartungen an die Kinder haben. Ich bin nicht so.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)

Die Brüchigkeit des Generationenvertrags wäre dieser Logik zufolge nicht Ergebnis von Individualisierungs- und Anpassungsprozessen der zweiten Generation im Aufnahmeland, sondern ein Effekt individuellen Handelns der ersten Generation. Mehrere Migrantinnen mit sehr geringen Pflegeerwartungen an ihre Kinder berichten, dass die migrationsbedingte Trennung von den Kindern zu einer Entfremdung zwischen den Generationen geführt habe. Vorwürfe von Seiten der Nachkommen an ihre Mütter, sie während der Kindheit im Stich gelassen zu haben, geben diesen Migrantinnen wenig Anlass zur Hoffnung, im Bedarfsfall auf familiäre Pflege und Unterstützung im Alter zurückgreifen zu können.

Nur Migrantinnen, die einer selbstbestimmten und autonomen Lebensführung einen hohen Stellenwert beimessen, haben sich vom Gedanken an eine familiäre Pflege bereits weitgehend verabschiedet. Diesem Selbstverständnis zufolge sind Kinder keine Altersversicherung, sondern autonome Wesen mit dem gleichen Anspruch auf eine individuelle Lebensgestaltung, was Reziprozitätsverpflichtungen in einem umfassenden Sinne wie die Pflege von Eltern nicht mehr einschließt. Dazu exemplarisch die Einschätzung einer geschiedenen Migrantin aus Ex-Jugoslawien, die im Pflegefall eine professionelle Pflege im Heim einer familiären Pflege durch Angehörige vorziehen würde:

■ „Nein ich habe keine Erwartungen (d. i. an Kinder). Wenn ich alt bin, ich finde okay, wenn ich in Altenheim gehe. Da ist die beste Versorgung. Und die Kinder sind keine Altersversorgung. Das darf man nicht so denken. Die haben ihr eigenes Leben. Wenn man von Kindern zu viel erwartet, dann kommt sogar Hass von Kindern auf die Eltern. Wut und Hass – warum schränkst du mein Leben ein? Für mich ist besser, dann bin ich eines Tages halt in Altenheim und die besucht mich regelmäßig, weil die kann mich nicht pflegerisch versorgen.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden).

Eine andere Migrantin hegt ebenfalls keinerlei Erwartungen an ihre Töchter. Stattdessen setzt sie im Alter auf das Leistungsspektrum der Pflegeversicherung.

■ „Ich habe drei Töchter, sie beschäftigen sich mit sich selber und haben keine Zeit und keine Möglichkeit für mich. Aber eigentlich ist das auch nicht notwendig ... Wenn man alt wird, dann sind hier Personen, welche bezahlt werden dafür, und sie pflegen mich. Und brauche niemand belasten mit meiner Krankheit.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)



Um den Kindern finanzielle Belastungen durch eine Altenheimunterbringung zu ersparen, hat sie „als weitdenkende Frau“ vorsorglich bereits eine Zusatzversicherung abgeschlossen:

■ *„Ich habe mir auch Pflegeversicherung Plus gemacht. Wenn mir was passiert, dass ich dann 2.400 Mark dazukriege, plus mein Pflegegeld, dass ich mir dann ein bissele besseres Altenheim auswählen kann und bessere Pflege, dass ich nicht auf meine Tochter falle finanziell. Dass die nicht muss eines Tages noch auf mich 1.000 Mark zahlen fürs Altenheim.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)*

Diese Gruppe von Migrantinnen hat sich oftmals bereits intensiver mit den potenziellen Alters- und Pflegerisiken auseinander gesetzt und gedanklich durchgespielt, wie professionelle Hilfe jenseits familiärer Netzwerke aktiviert werden kann. Unter ihnen sind auch einige, die bereits für den ‚Ernstfall‘ gerüstet sind, indem sie eine finanzielle Zukunftsvorsorge in Form von Pflegezusatzversicherungen getroffen haben.

Generell kann konstatiert werden, dass die Mehrzahl der Befragten nicht mehr vorbehaltlos davon ausgeht, eine umfassende familiäre Pflege und Versorgung sicherstellen zu können. Dieser eher negative Befund steht in deutlichem Gegensatz zu der von Hielen (1998:64) vertretenen These, wonach die Migrantinnenbevölkerung nach wie vor einen wesentlich höheren Anspruch auf Familienversorgung reklamiert als die deutsche Durchschnittsbevölkerung. Der Modernisierungsgrad, die jeweilige Orientierung an Herkunfts-, Migrantinnen- oder Aufnahmegesellschaft und die gegenwärtige Wohn- und Lebensform beeinflussen die Erwartungshaltungen deutlich. Die Unterschiede in den Pflegeerwartungen korrespondieren weitgehend mit den jeweiligen – traditionellen oder modernen – Familienvorstellungen der Migrantinnen. Während die ‚Familienfrauen‘ und Teile der ‚Ausgegrenzten‘ noch ausgesprochen hohe Reziprozitätserwartungen hegen und auf Grund der generationenübergreifenden Wohnarrangements auch entsprechende Realisierungschancen sehen, sind die ‚Segregierten‘ und die ‚Isolierten‘, die bereits allein oder in zeitlich befristeten Zweigenerationenhaushalten leben, deutlich skeptischer, ob die nächste Generation die Pflegeerwartungen erfüllen kann und will. Die ‚Integrierten‘ und Teile der ‚Isolierten‘ mit modernen Familienvorstellungen wiederum haben sich vom Modell der familiären Pflege kognitiv bereits weitgehend gelöst und setzen deutlich häufiger auf das institutionelle Versorgungssystem und die Pflegeversicherung, um im Bedarfsfall im Alter adäquate Pflege- und Unterstützungsleistungen zu erhalten.

Die größten Hoffnungen auf die Haltbarkeit der intergenerativen Verpflichtungsstrukturen haben die türkischen und vietnamesischen Befragten, die geringsten die Migrantinnen aus Ex-Jugoslawien. Letztere artikulieren nicht nur die geringsten Erwartungen an familiäre Pflege, sondern gehen häufiger als die Befragten anderer Nationalitätengruppen davon aus, im Pflegefall kein ausreichendes familiäres Unterstützungsnetz aktivieren zu können bzw. ausschließlich auf die Versorgungsleistungen der Altenhilfe angewiesen zu sein (vgl. Zoll 1997:204).



3.7.2.2 Einstellungen gegenüber institutionellen Pflegeangeboten und -einrichtungen

Wie der vorangegangene Abschnitt gezeigt hat, ist nur noch eine Minderheit der älteren Migrantinnen davon überzeugt, bei Pflegebedürftigkeit tatsächlich auf das familiäre Unterstützungsnetz zurückgreifen und eine häusliche Pflege durch die Nachkommen realisieren zu können. Interessant im Hinblick auf zukünftige Bedarfe an zielgruppenspezifischen Versorgungs- und Pflegeleistungen der institutionellen Altenhilfe dürften deshalb die Alternativvorstellungen der Befragten bei Ausfall des familiären Netzwerks sein. Für eine Gruppe von Frauen, nämlich diejenigen, die kinderlos geblieben sind, ist dieser Tatbestand des Wegbrechens der generativen Reziprozitätskette faktisch bereits gegeben. Die Versorgungs- und Pflegevorstellungen von kinderlosen Migrantinnen und von Müttern, die nicht mehr (ausschließlich) auf eine familiäre Pflege setzen, sind weitgehend identisch. Auffällig dabei ist, dass die Kenntnisse über die verschiedenen Einrichtungen der Altenhilfe und das Spektrum der Leistungsangebote entsprechend dem jeweiligen Unterstützungs- und Pflegebedarf (ambulante und mobile soziale Dienste, betreutes Wohnen, stationäre Pflege etc., vgl. Brandt u. a. 1994) variieren. Rudimentäre Kenntnisse über Alten(pflege)heime sind weit verbreitet, wenngleich konkrete Informationen meist fehlen und eher Klischee-Vorstellungen, die sich mit jenen der deutschen Bevölkerung weitgehend decken, das Bild von diesen Einrichtungen prägen, während genauere Informationen über das ausdifferenzierte Angebot der Altenhilfe in der Regel nur dann vorhanden sind, wenn diese Dienste früher bereits in Anspruch genommen worden sind. Bei dem Gros der Migrantinnen bestehen jedoch massive Informationsdefizite über das Regelversorgungssystem.

Die wenigen kinderlosen Migrantinnen im Sample (n=9) können sich nicht mehr auf ein familiäres Netzwerk im Alter stützen und setzen sich angesichts des Fehlens dieser wichtigsten sozialen Ressource oft intensiver mit möglichen Pflegealternativen auseinander als die befragten Mütter. Einige haben bereits finanzielle Vorsorgemaßnahmen in Form von Lebensversicherungen oder Zusatzpflegeversicherungen getroffen oder zumindest gedanklich häufiger durchgespielt, was sie im Falle einer Pflegebedürftigkeit tun und welche Unterstützungsnetzwerke sie aktivieren könnten.

I „Wenn es niemanden gibt, der sich um mich kümmern muss, dann ja. (I: Haben Sie keine Angst vor dem Altenheim?) Nein. Das Altenheim, wenn ich da hin muss, muss ich wohl sehr krank sein und kann nicht mehr allein sein. Dann ist das Altenheim die einzige Lösung.“ (Italienerin, 51 Jahre, ledig)

Für rund die Hälfte dieser kinderlosen Frauen ist die Option Alten(pflege)heim ein durchaus realistisches – wenngleich nicht gewünschtes – Zukunftsszenario, falls eine häusliche Versorgung durch ambulante Pflegedienste oder private Unterstützung aus dem sozialen Umfeld nicht mehr ausreichen würde. Priorität hat jedoch bei allen, so lange wie möglich eigenständig im eigenen Haushalt leben zu können, was auch mit den Intentionen der gesetzlichen Pflegeversicherung und den neueren Pflegekonzepten korrespondiert. Unter Verweis auf eine finanzielle (Risiko-)Absicherung



durch die Pflegeversicherung sind diese Befragten einigermaßen optimistisch, im Falle von Pflegebedürftigkeit eine angemessene Versorgung in Deutschland zu erhalten. Eine ledige Migrantin aus dem ehemaligen Jugoslawien ohne Angehörige in Deutschland, die sich mit ihrer Einbürgerung prinzipiell für den Verbleib in Deutschland entschieden hat, spielt gedanklich allerdings auch mit möglichen Alternativenoptionen:

■ *„Ich mache mir schon Gedanken. Ich habe keine Familie gegründet und dann muss ich schon darüber nachdenken: Wenn ich alt werden sollte, wie soll es weitergehen? Wie wird mein Alter sein? Und dann denke ich, wenn ich gesund bin, soweit ich mich selbst versorgen kann, würde ich das tun. Wenn ich das nicht kann, dann komme ich in ein Altenheim.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)*

Vorstellbar wäre für sie im Notfall auch die Alternative, eine private Pflegerin zu engagieren, was allerdings wegen der Kosten und ihrer geringen Rentenansprüche nur in ihrem Heimatland realisierbar und mit einer dauerhaften Rückkehr verbunden wäre.

■ *„Es kommt darauf an natürlich, wie die Situation sein wird. Ich denke, dass ich mit der Pension, was ich hier kriege, kann ich in Jugoslawien viel besser leben, kann ich sogar jemanden bezahlen, der mich rund um die Uhr pflegen kann, versorgen kann, also kochen und machen und tun. Wenn ich hier bleibe, weiß ich nicht, wie es sein wird. Der Staat wird sich auch kümmern.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)*

Auch andere Alleinlebende erwägen im Pflegefall eine Rückkehr ins Herkunftsland, weil sie hoffen, das noch bestehende verwandtschaftliche Netzwerk im Heimatort aktivieren zu können, indem Geschwister oder deren Kinder die notwendige Versorgung übernehmen könnten. Allerdings setzen sie dabei nicht mehr allein auf verwandtschaftliche Solidarität oder normative Verpflichtungsstrukturen, sondern auf monetäre Anreize, um umfassendere Hilfeleistungen durch Angehörige sicherstellen zu können.

■ *„Ich hoffe, wenn ich einer meiner Nichten etwas gebe, dass sie sich um mich kümmern wird. Diese Idee habe ich.“ (Griechin, 64 Jahre, geschieden)*

Zwei der kinderlosen Frauen, die weder ein verwandtschaftliches noch soziales Netzwerk aktivieren können, versuchen das Thema Pflegebedürftigkeit nach Möglichkeit zu verdrängen und erhoffen sich ‚einen raschen Tod‘, da es für sie mit massiven Zukunftsängsten und Unsicherheit verbunden ist.

Richten wir nun den Blick auf Vorstellungen über mögliche Pflegealternativen bei den befragten Müttern, die an der Haltbarkeit des Generationenvertrags zweifeln und eine ambivalente Einschätzung hinsichtlich der Realisierungschancen familiärer Pflege haben. Die Antworten der meisten Frauen bleiben diesbezüglich sehr vage und unbestimmt. Nur ein kleiner Teil dieser Migrantinnen (zumeist ‚Integrierte‘ und ‚Isolierte‘) entwickelt konkretere Vorstellungen, wie der Ausfall des familiären Netzwerks bei Pflegebedürftigkeit kompensiert werden könnte. Die Pläne und Vorstellungen korrespondieren weitgehend mit jenen der kinderlosen Frauen. Einige gehen davon

↑ aus, dass sie zur Absicherung umfassender Pflegeleistungen partielle Unterstützungs- →

leistungen von den Kindern erhalten, ergänzt durch Leistungen von ambulanten Pflegediensten oder Sozialstationen, um zumindest eine häusliche Pflege im vertrauten Umfeld sicherzustellen. Andere setzen entweder ausschließlich auf Leistungen der ambulanten und/oder stationären Pflege oder spielen, wie in folgenden Zitaten deutlich wird, mit dem Gedanken, eine Person aus dem sozialen oder verwandtschaftlichen Netzwerk für Pflege- und Unterstützungsleistungen gegen Entgelt im Rahmen der Pflegeversicherung verpflichten zu können:

■ *„Ich will lieber in meinen eigenen vier Wänden sein und mich mit meinem Geld pflegen lassen, wenn es sein muss. Ich werde dann eine Frau bezahlen, damit sie mich pflegt.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)*

■ *„Ich würde schauen, dass ich die notwendigen Hilfen bekomme. Vielleicht gehe ich dann in die Türkei und lasse mich von meiner Schwester pflegen.“ (Türkin, 65 Jahre, verwitwet)*

Eine private Pflege gegen Bezahlung ließe sich für die meisten Migrantinnen auf Grund der Niedrigeinkommen nur bei einer Rückkehr ins Herkunftsland realisieren, da derartige Dienstleistungen in Deutschland unerschwinglich, in den Heimatorten jedoch auch mit niedrigen Einkünften noch finanzierbar wären. Die optimistische Hoffnung vieler, dass die Geldleistungen der Pflegeversicherung die Pflegerisiken weitgehend abdecken würden, ist problematisch. Zumeist wird dabei auch ein wichtiger Aspekt des Pflegeversicherungsgesetzes übersehen, der die Notfallpläne einer privaten Betreuung im Pflegefall gegen Bezahlung im Herkunftsland zum reinen Wunschtraum werden lässt.

■ *„Mich macht diese Pflegeversicherung verrückt. Wenn ich dort (d. i. Türkei) krank und pflegebedürftig werde, was mache ich dann? Meine Rente wird nicht reichen, um in der Türkei diese Kosten zu decken. Die Pflegeversicherung wird ja, wenn ich in der Türkei leben wollte, nicht bezahlt. Und ich kann mit meiner Rente keine Pflegekraft bezahlen. Was mache ich dann?“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)*

Da die Inanspruchnahme der Leistungen der Pflegeversicherung – bis auf zeitlich begrenzte Ausnahmefälle (vgl. § 34 PflegeVG) – an den Aufenthalt in Deutschland gebunden ist, bleibt den Anspruchsberechtigten, sofern sie nicht auf diese Leistungen freiwillig verzichten wollen, keine Wahlmöglichkeit im Hinblick auf Rückkehr oder Verbleib im Alter. Wenn das soziale oder verwandtschaftliche Netzwerk in Deutschland fehlt oder nicht mehr ausreichend aktiviert werden kann und eine Rückkehr auf Grund der versicherungsrechtlichen Regelungen bzw. wegen fehlender finanzieller Ressourcen ausgeschlossen ist, dann werden viele der alleinstehenden Frauen im Pflegefall zwangsläufig die Leistungen der Pflegeversicherung und das System der Altenhilfe in Anspruch nehmen müssen. Denn das soziale Netzwerk im Aufnahmeland, das nicht auf verwandtschaftlichen Bindungen beruht, hat im Falle von Hilfe- und Pflegebedürftigkeit nur eine marginale Bedeutung als Ressource. Die instrumentellen Unterstützungspotenziale von sekundären sozialen Netzwerken dürften bei umfassenderen und zeitlich nicht eingrenzbaaren Pflegeerfordernissen rasch an ihre Grenzen stoßen.



Während kinderlose Migrantinnen die Option Altenheim als realistische Möglichkeit relativ nüchtern thematisieren, scheint dieses Sujet bei zahlreichen befragten Müttern starke emotionale (Abwehr-)Reaktionen und massive Ängste hervorzurufen. Dass die Migrantinnen fast durchgängig ein ausgesprochen negatives Bild von Altenpflegeheimen haben, bestätigen auch andere Untersuchungen (vgl. Krüger 1995:78ff, Scheib 1995:50). Die mit dem Altenheim verbundenen negativen Assoziationen in den Interviews spiegeln, u. a. weil die meisten Befragten kaum über konkrete Informationen verfügen, meist gängige Klischees wie die folgenden wider: Altenheimangebote seien nur sinnvoll für Kinderlose; bei den Altenheimbewohnern handele es sich um von der Familie ‚abgeschobene Alte‘; Altenheime seien ein typisches Phänomen der deutschen Gesellschaft, von dem die Migrantenbevölkerung nicht tangiert sei; das Altenheim sei ein Auffangbecken für ‚hilflose‘ oder ‚verwirrte Alte‘; ein würdevolles Altern sei wegen fehlender Wärme und Mitmenschlichkeit im Altenheim nicht möglich.

Die Befragten fürchten insbesondere das Abgeschobensein, die Unselbstständigkeit und die eigene Hilflosigkeit infolge von ‚Hospitalisierung‘, die soziale Isolation, mangelndes Verständnis des Pflegepersonals für individuelle Bedürfnisse, eine entwürdigende Behandlung oder Diskriminierung auf Grund ihrer Herkunft. Viele bezweifeln stark, ob die Pflegebedürftigen im Pflegeheim überhaupt ein, wie vom Gesetz zur Pflegeversicherung intendiert (vgl. Brandt u. a. 1994), tendenziell selbstständiges und selbstbestimmtes Leben realisieren können, da die Kultur des Helfens und der mitmenschlichen Zuwendung nicht stark ausgeprägt sei oder durch ökonomische Verwertungsinteressen überlagert werde. Hinter den Ängsten oder Vorbehalten gegenüber einer Unterbringung im Altenheim verbergen sich teilweise erhebliche Zweifel, ob eine optimale, den individuellen Bedürfnissen Rechnung tragende Pflegeversorgung und Betreuung gewährleistet werden kann:

■ *„Die Leute, die da arbeiten, warten nur auf ihr Geld. Ihnen ist alles egal.“ (Italienerin, 79 Jahre, verwitwet)*

■ *„Die gute Heime kosten aber viel Geld – 5.000 bis 6.000 Mark. Wenn andere Heim, hat mir erzählt meine Nachbarin, die Mutter hat bezahlt, die Tochter auch bezahlt so ungefähr 3.000 Mark im Monat. Und die haben gelassen die Frau von früh bis Abend allein, nix gekümmert. Bloß das Geld.“ (Griechin, 62 Jahre, geschieden)*

Gute Heime – so der Grundtenor dieser Skeptikerinnen – seien unerschwinglich, bei finanzierbaren Heimplätzen hingegen drohe eine Unterversorgung oder durch eine durchrationalisierte Standardpflege sei eine an individuellen Bedürfnissen orientierte Pflege nicht gewährleistet. Die Skepsis gegenüber stationären Pflegeeinrichtungen richtet sich keineswegs nur gegen Altenheime in Deutschland, sondern ist standortübergreifend.

■ *„Sie war ein Pflegefall. Die einzige Möglichkeit war ein Pflegeheim. Und was ich da gesehen habe, hat mir schon gereicht. Hier in Deutschland kann man sagen, geht es noch. Aber was ich in Mailand gesehen habe, das war furchtbar.“ (Italienerin, 58 Jahre, geschieden)*



■ „*Ein deutsches Altenheim? Weiß ich nicht, aber Altenheime machen mir Angst. (I: Warum?) Ich weiß es nicht. Ich mag keine Altenheime. Ich sehe da so vieles im Fernsehen. Ich weiß nicht, wie die Lage in Deutschland ist, aber in Italien wird man im Altenheim zu schlecht behandelt. (I: Haben Sie schon mal jemandem im Altenheim besucht?) Ja, aber in Italien, eine alte Dame. Auch eine Schwägerin von mir ist im Altenheim. Ich sehe deren Gesichter, sie sind alle traurig und erwarten jeden Tag zu sterben. Ich hoffe, nie in einem Altenheim zu landen.*“ (Italienerin, 50 Jahre, verwitwet)

In der Regel werden die stationären Betreuungsangebote in den Herkunftsländern noch negativer beurteilt als die hiesigen Angebote, weshalb die Befragten im Notfall auch eher ein Altenheim in Deutschland präferieren würden, obwohl die damit verbundenen möglichen finanziellen Belastungen für die Nachkommen höher sein dürften.

Verschiedene Befragte kennen Altenpflegeeinrichtungen aus eigener Anschauung, teilweise durch private Besuche bei Altenheimbewohnern oder durch Besichtigungen. Allerdings verändern sich durch derartige Kontakte nicht die negativen Einstellungen gegenüber stationären Pflegeeinrichtungen, vielmehr scheinen sich diese eher zu verfestigen. Einer türkischen Befragten „bricht jedes Mal das Herz“, wenn sie ihre Schwägerin, die mittlerweile in einem deutschen Altenheim lebt, besucht, weil sie die dortigen Wohn- und Pflegebedingungen für entwürdigend hält. Auch andere Befragte bekunden vornehmlich Mitleid und Bedauern mit den ‚armen Alten‘, die in stationären Einrichtungen als ‚passive und entmündigte Objekte‘ ihren Lebensabend verbringen müssen.

■ „*Ich habe mal Altenheime kennen gelernt. Das ist eine Katastrophe. Die Leute werden mit Tabletten gefüttert, dass sie ruhig sind.*“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)

Nur ein kleiner Teil der Befragten, der sich bereits weitgehend vom Konzept familiärer Pflege verabschiedet hat, führt rationale Argumente für eine mögliche, weil bessere Betreuung in einem Altenheim an, darunter zwei Migrantinnen, die in der Altenpflege arbeiten und die institutionellen Rahmenbedingungen und Versorgungsleistungen sehr genau kennen. Einige Frauen haben sich über die Zugangsbedingungen, Kosten und Leistungen von Seniorenwohnanlagen mit Angeboten für betreutes Wohnen genau erkundigt, da sie großes Interesse an dieser Wohnform haben. Eine 58-jährige Witwe muss noch zwei Jahre warten, ehe sie die erforderliche Altersgrenze für den Einzug in eine betreute Wohnanlage erreicht. Aus ihrer Sicht ist diese Wohnform ideal für ältere Alleinstehende, da privates Wohnen mit vertraglich geregelten Dienstleistungen kombiniert wird und zudem im Notfall rasch professionelle Hilfe für eine Erstversorgung verfügbar ist.

■ „*Dass ich ein Pflegefall werde, ist meine heimliche Angst. Deswegen sage ich: Wenn ich in einem Seniorenheim bin, wäre es vielleicht auch die Möglichkeit, auch eine Sicherheit zu haben, weil der Notdienst, wenn irgendwas, wenn etwas ist. Stellen Sie sich mal vor, ich bin hier allein, wenn mir in der Nacht was passiert ... Ich kann ab 60 Jahre den Antrag erst stellen. Vor 60 kann man nicht. Es wäre wie eine private Wohnung. Es gibt eine Alarman-*



lage. Jede hat ihre eigenen Möbel, kann gehen und kommen, wie es ihr passt. Das ist phantastisch. Ich habe die Wohnung gesehen. Ich war begeistert.“ (Italienerin, 58 Jahre, geschieden)

In den Interviews wurden die Bedarfe der Befragten nach interkulturellen Pflegeangeboten bzw. nach *ethnischen Wohngruppen* in Pflegeeinrichtungen ermittelt. Die meisten Befragten haben sich mit diesem Thema bislang überhaupt nicht auseinandergesetzt, weshalb die Äußerungen diesbezüglich eher vage und indifferent sind oder Generalisierungen betreffen, die nicht auf die individuelle Situation bezogen werden. Die Vorteile interkultureller Pflege- und Betreuungsangebote werden vor allem in einer leichteren sprachlichen Verständigung gesehen. Die Befragten verweisen darauf, dass derartige Angebote vorhandene Kultur- und Mentalitätsunterschiede eher berücksichtigen können, so dass Pflegebedürftige mit anderen kulturellen Vorstellungen, Traditionen oder Verhaltensweisen als Menschen akzeptiert und mit Würde und Respekt behandelt werden. Pflegekräften mit Migrationshintergrund wird unabhängig von ihrer Nationalitätszugehörigkeit eine größere Sensibilität und Aufgeschlossenheit gegenüber den spezifischen Bedürfnissen der Migrantenbevölkerung zugesprochen als deutschem Personal. Vornehmlich an modernen Lebensformen orientierte Migrantinnen wünschen sich eine humane und individuelle Bedürfnisse berücksichtigende Pflege, lehnen jedoch explizit eine ‚ethnisierte‘ Pflege ab, die auf Differenz rekurriert und mit Ausgrenzung gleichgesetzt wird. Diese Frauen legen keinen Wert darauf, im Alter segregiert und ‚ethnisiert‘ zu werden. Auf Grund ihrer integrativen Orientierung wollen sie keine ‚ethnien-spezifische Sonderbehandlung‘, da sie sich nicht als ‚kulturell anders‘ definieren und mit dem ‚Differenzgedanken‘ eher ‚ethnische‘ Ausgrenzung, Diskriminierung oder ‚Gettoisierung‘ verbinden. Für sie ist nicht die interkulturelle Ausrichtung einer Einrichtung an sich von Relevanz, sondern die in der Organisation verankerte ‚Kultur des Helfens‘ (vgl. Brandt u. a. 1994:3), die Mitmenschlichkeit, Zuwendung und individualisierte Pflege in den Mittelpunkt stellt.

Nur wenige und zwar ausschließlich ‚traditionelle‘ Türkinnen mit geringen Deutschkenntnissen bevorzugen in der Pflege ein Modell der ethnischen Segregation:

- *„Es wäre besser, wenn es ein türkisches Altenheim geben würde. Wir können kein Deutsch und unsere Kultur ist eine andere. Es ist besser, wenn wir unter uns sind.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet).*
- *„Wir sind nun hier in Deutschland und werden nicht mehr zurückkehren können. Weil es so ist, sollte es auch Sachen für uns speziell geben. Für Türken sollte es auch Heime geben. Wir sind auch Menschen, wir brauchen solche Sachen auch.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*

Für diese türkischen Migrantinnen sind vor allem interkulturelle Einrichtungen von Bedeutung, die auf ihre religiösen Bedürfnisse als Musliminnen Rücksicht nehmen und die ihnen die freie Ausübung religiöser Praktiken, ritueller Waschungen und die Einhaltung von Ernährungsregeln ermöglichen.



Insgesamt belegen die Interviews eine große Skepsis und Abneigung gegenüber stationären Pflegeeinrichtungen, während ergänzende Leistungen durch ambulante Dienste zur Sicherung einer häuslichen Pflege als mögliche Alternative beim Ausfall des familiären Netzes auf höhere Akzeptanz stoßen. Für die Frauen mit geringen Reziprozitätserwartungen an die nachfolgende Generation und für Kinderlose ist die Option Altenpflegeheim ein durchaus realistisches, wenngleich nicht gewünschtes Zukunftsszenario jedoch nur dann, wenn eine häusliche Versorgung durch ambulante Dienste oder private Unterstützung aus dem sozialen Umfeld nicht mehr ausreichen würde. Priorität hat jedoch bei allen, so lange wie möglich relativ eigenständig im eigenen Haushalt leben zu können, was auch mit den Intentionen des Pflegegesetzes und den neueren Pflegekonzepten korrespondiert. Kinderlose Migrantinnen und solche mit eher geringen Erwartungen an den Generationenvertrag setzen stark auf die Leistungen der Pflegeversicherung, vor allem auf das Pflegegeld, weil damit hohe (z. T. unrealistische) Erwartungen verbunden sind, eine private häusliche Pflege durch Verwandte oder Dritte finanziell sicherstellen zu können.

Die Vorstellungen über stationäre Einrichtungen orientieren sich nach wie vor an traditionellen Heimkonzepten im Sinne ‚anonymer Verwahranstalten‘ mit geringer Privatsphäre (Unterbringung in Mehrbettzimmern etc.) und durchorganisierter, effizienter ‚Massenabfertigung‘ und nicht an den neueren Modellkonzepten stationärer Pflege, die auf eine menschenwürdigere und individuellere Versorgung abzielen, um eine bedürfnisgerechtere Versorgung der Pflegebedürftigen sicherzustellen. Diese Befunde sind allerdings keineswegs migrantenspezifisch, sondern lassen sich ebenso für die deutsche Wohnbevölkerung konstatieren (vgl. Lang 1994). Selbst Pflegeeinrichtungen, die interkulturell ausgerichtet sind, muttersprachliches Pflegepersonal anbieten oder ethnien-spezifische Betreuungs- und Wohnangebote machen, relativieren die negativen Einschätzungen der Befragten gegenüber institutioneller Versorgung kaum, zumal nur ein sehr geringer Teil ‚ethnische‘ Pflegeeinrichtungen überhaupt wünscht. Grundkenntnisse über die gesetzliche Pflegeversicherung als Element der sozialen Absicherung von Pflegerisiken sind bei vielen Migrantinnen, vor allem bei den (früher) Erwerbstätigen, zumindest in groben Umrissen vorhanden. Die weit verbreitete Unkenntnis über die differenzierten Angebote des Altenhilfesystems könnte im Bedarfsfall dazu führen, dass Migrantinnen keinen oder nur unzureichenden Zugang zum Versorgungssystem erhalten.

3.7.3 Rückkehr oder Verbleib

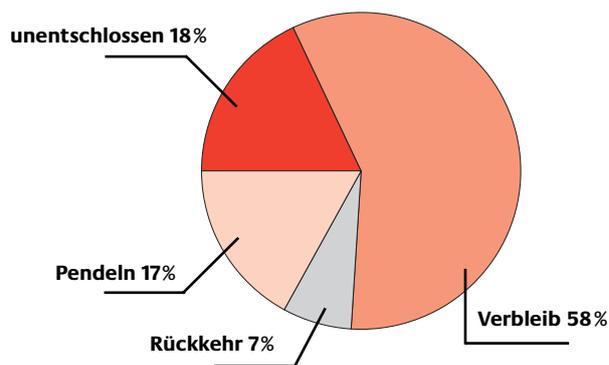
Die Rückkehr ins Herkunftsland ist für die Mehrzahl der befragten Migrantinnen keine ernst zu nehmende Alternative mehr. Das Gros der Befragten wird freiwillig oder ‚gezwungenermaßen‘ den Lebensabend in Deutschland beschließen. Der Anteil der Verbleibsorientierten liegt bei 58%, lediglich 7% aller Befragten erwägen oder planen konkret eine endgültige Rückkehr ins Herkunftsland (vgl. Abbildung 3). Rund 17% planen ein Alterspendeln zwischen Ankunfts- und Herkunftsland; ein kleiner Teil dieser Befragten realisiert bereits diese mobile Lebensform. Immerhin 18% der Migrantinnen



sind unentschieden, wo sie ihren Lebensabend verbringen möchten. Diese Unentschiedenen haben sich entweder noch keine genaueren Gedanken über einen Verbleib im Alter gemacht oder behalten sich eine situative Entscheidung vor. Diese ‚Indifferenz‘ gegenüber dem zukünftigen Lebens- und Wohnort scheint ebenfalls eher für eine Verbleibs- als für eine Rückkehrabsicht zu sprechen, weshalb diese Gruppe den Verbleibsorientierten zugeordnet werden kann.

ABBILDUNG 3

Zukunftsperspektiven im Alter (n=87)



Die vorliegenden Befunde zu den Verbleibs- und Rückkehrabsichten von alleinstehenden Migrantinnen weichen deutlich von anderen – geschlechterübergreifenden – Erhebungen über ältere Migrantinnen und Migranten ab. In der Studie von Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:130ff) sind lediglich 47% der Befragten verbleibsorientiert, während ein mit knapp 17% deutlich höherer Anteil zu den Rückkehrorientierten gehört. In einer Repräsentativerhebung (vgl. Mehrländer u. a. 1996:350ff) konnten bei den befragten Migrantinnen und Migranten deutliche Unterschiede zwischen den Altersgruppen festgestellt werden. Bei den über 45-Jährigen war die Verbleibsorientierung mit 60% am niedrigsten, der Anteil an Rückkehrwilligen mit 20% jedoch am höchsten. Familienstand und Geschlecht scheinen erheblichen Einfluss auf Rückkehr- oder Verbleibsabsichten zu haben. Denn die befragten älteren Migrantinnen sind mit 7% in erheblich geringerem Maße als die durchschnittliche ältere Migrantenbevölkerung (20%, vgl. Mehrländer u. a. 1996:350ff) an einer definitiven Rückkehr ins Herkunftsland interessiert, während die Unterschiede bei den Verbleibsorientierten wesentlich geringer sind. Von daher ist die Frage nach den Zukunftsperspektiven der Alleinstehenden im Hinblick auf Rückkehr- oder Verbleibsabsichten im Alter auch von sozialpolitischem Interesse, um die möglichen Bedarfe an Unterstützungsleistungen durch die sozialen Sicherungssysteme und der institutionellen Altenhilfe genauer einschätzen zu können.



Hinsichtlich der Verbleibsorientierung zeigen sich bei den alleinstehenden Migrantinnen deutliche Unterschiede zwischen den Nationalitäten, während die Repräsentativuntersuchung von Mehrländer u. a. (1996:350ff) bei den befragten Migrantenfamilien kaum noch nationalitätenspezifische Abweichungen feststellen konnte. Vier Fünftel der befragten Italienerinnen, drei Fünftel der Frauen aus Ex-Jugoslawien, die Hälfte der Türcinnen und Griechinnen, aber nur ein Viertel der Vietnamesinnen geht von einem dauerhaften Verbleib in Deutschland aus. Die Unentschiedenen hinsichtlich Rückkehr oder Verbleib sind vor allem bei den Vietnamesinnen und den Frauen aus Ex-Jugoslawien zu finden, wobei Erstere auf Grund ihres niedrigen Altersdurchschnitts stärker die strukturelle (Arbeitsmarkt) und politische Entwicklung sowohl in Deutschland als auch in Vietnam in ihre perspektivische Entscheidungsfindung einfließen lassen wollen, während Letztere eher die unsichere politische Situation in ihrem Herkunftsland und perspektivisch die individuelle (ökonomische) Lage im Alter in ihre Rückkehr- oder Verbleibserwägungen einbeziehen. Die Befragten mit Pendelabsichten sind fast ausschließlich unter türkischen und griechischen Migrantinnen zu finden.

Von sozialpolitischem Interesse ist vor allem die Gruppe der in Deutschland alleinlebenden Migrantinnen ohne familiäres Netz (Kinderlose und Frauen mit getrennten Familien), die etwa ein Fünftel der Befragten ausmachen. Ein Drittel dieser alleinlebenden Frauen möchte auf Dauer in Deutschland bleiben, ein Drittel erwägt eine Rückkehr im Alter und ein Drittel ist noch unentschieden oder spielt mit dem Gedanken, möglicherweise zu pendeln. Während die kinderlosen Frauen zu zwei Dritteln in Deutschland bleiben möchten, kehrt sich die Relation bei den Müttern, deren Nachkommen ausschließlich im Herkunftsland wohnen, um. Diese möchten im Alter entweder eher pendeln oder planen eine endgültige Rückkehr zu ihren Familien. Das heißt, bei den kinderlosen Alleinlebenden unter den Migrantinnen dürfte, wie auch Zoll (1997:166) prognostiziert, der Anteil der Verbleibsorientierten hoch sein, wobei diese Gruppe auf Grund fehlender familiärer Netzwerke im Alter stärker auf das öffentliche Versorgungssystem angewiesen sein dürfte.

Im Folgenden sollen die Motivlagen der Migrantinnen genauer analysiert werden, die in die Entscheidungsfindung über Rückkehr, Verbleib oder Pendeln einfließen. Die Rückkehr- und Verbleibsabsichten zeichnen sich meist durch multidimensionale Motivlagen aus, in die sowohl ‚äußere‘ Zwänge als auch ‚intrinsische‘ Motive einfließen. Es zeigt sich zudem, dass die Motivlagen der Migrantinnen nicht nur durch die jeweilige familiäre Konstellation im Aufnahme- und Herkunftsland, sondern erheblich durch ihren Familienstand als „alleinstehende Frau“ beeinflusst werden, wobei Aspekte der sozialen Absicherung ebenso eine Rolle spielen wie die Gewinnung individueller ‚Freiheitsgrade‘. Die vorliegenden Befunde erhärten Migrationsthesen (vgl. Treibel 2000:87), denen zufolge gerade Frauen die neuen Lebensumstände zur Veränderung ihrer persönlichen Situation genutzt haben, um sich im Rahmen ihres Individualisierungsschubes stärker emanzipieren zu können und deshalb an einer Rückkehr nicht mehr interessiert sind.



Motive für einen Verbleib in Deutschland

Bezüglich der Motivstrukturen für einen dauerhaften Verbleib in Deutschland lassen sich verschiedene, sich oftmals überlappende Argumentationsmuster identifizieren. Hier finden sich einerseits zahlreiche Migrantinnen mit latenter Rückkehrorientierung wieder, die eher wegen äußerer Zwänge oder familiärer Konstellationen bleiben ‚müssen‘; andererseits zahlreiche Befragte, die freiwillig in Deutschland bleiben *wollen*, weil ihnen das Leben hier – als Alleinstehende – besser gefällt, sie sich stärker integriert fühlen und/oder sie sich mittlerweile zu stark von ihrer Herkunftsgesellschaft entfremdet haben und deshalb keine Remigrationsabsichten mehr hegen.

Ein Teil der eher unfreiwillig Verbleibenden – meist traditionelle und ethnisch orientierte Frauen – sieht sich trotz latenter Rückkehrwünsche und massivem Heimweh auf Grund der objektiven Rahmenbedingungen und der familiären Konstellationen veranlasst, den Lebensabend in Deutschland zu verbringen. Den Selbsteinschätzungen dieser Migrantinnen zufolge bleibt ihnen keine Wahlmöglichkeit mehr angesichts der Macht des Faktischen, die Migrationsentscheidung im Alter zu revidieren. Zu den wichtigsten Motiven für einen ‚erzwungen‘ Verbleib in Deutschland zählen familiäre, gefolgt von strukturellen Gründen, nämlich a) der dauerhafte Verbleib der Kinder in Deutschland und b) das effizientere Versorgungssystem (soziale Sicherungssysteme, medizinische Versorgung). Die vorgefundenen Verbleibsmotive der ‚unfreiwilligen‘ Verbleibsorientierten in unserer Erhebung korrespondieren somit weitgehend mit jenen, die Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:132) in einer Befragung älterer Migrantinnen und Migranten eruiert haben. Unsere Ergebnisse weichen im Hinblick auf den hohen Stellenwert familienbezogener Verbleibsmotive bei den traditionellen Frauen jedoch deutlich ab von den Befunden der Repräsentativstudie von 1995 (vgl. Mehrländer u. a. 1996:355), die den ‚Wohlfühl-Motiven‘ einen wesentlich höheren Stellenwert einräumen als den familiären Motiven, was unter Umständen auch der unterschiedlichen Altersgewichtung in den Stichproben zuzuschreiben ist.

Die ‚unfreiwillig‘ verbleibsorientierten Befragten sehen sich als Alleinstehende im Alter im Kreis ihrer Familienangehörigen und mit Ansprüchen auf umfassendere Versorgungsleistungen in Deutschland besser aufgehoben als im Herkunftsland. Da die nachfolgende und meist in Deutschland aufgewachsene Generation keine Rückkehrabsichten mehr hegt und die Migrantinnen wiederum nicht ohne ihre Familien zurückkehren wollen, sehen viele ältere Befragte keine andere Handlungsalternative, selbst wenn sie ihr Heimweh kaum verkraften können, als sich im Alter mit einem dauerhaften Verbleib in Deutschland abzufinden.

■ *„Jeder wünscht sich, in seine Heimat zurückkehren zu können. Nach so vielen Jahren! Aber auch wenn ich es möchte, könnte ich es nicht. Ich bin krank! Außerdem sind die Kinder hier.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)*

■ *„Für immer gehen, das geht nicht. Die Kinder sind hier. Und wenn wir da unten krank werden, wer versorgt uns? Ich habe noch Verwandte, aber jeder hat Familie.“ (Italienerin, 65 Jahre, verwitwet)*



- „Ich habe sehr großes Heimweh, insbesondere nachdem mein Mann starb. Je älter ich werde, desto mehr habe ich starkes Heimweh. Im Dorf haben wir ein Haus. Ich würde gerne dort leben. Aber meine Kinder wollen nicht. Ich kann nicht alleine dort leben, wenn meine Kinder hier leben wollen.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)
- „Ich werde wohl oder übel hier bleiben müssen. Was soll ich alleine in der Türkei machen? Ich könnte ohne meine Kinder nicht leben. Meine Kinder sind auf mich angewiesen. Was soll ich denn alleine dort?“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

Verschiedentlich haben verwitwete Migrantinnen relativ konkrete Rückkehr- oder Pendelpläne, die sie nach dem eigenen Erwerbsausstieg oder dem des Ehepartners realisieren wollten, nach dem Tod des Partners revidiert, da sie keinen Sinn mehr darin sahen, allein – ohne die Kinder – ins Herkunftsland zurückzukehren.

Wichtige Verbleibsmotive für diese Gruppe von Migrantinnen sind zudem das deutsche Gesundheitssystem, das eine effizientere medizinische Versorgung als im Herkunftsland gewährleistet (vgl. Kap. 3.6.3), sowie das öffentliche Netz des Sozialstaates. Insbesondere im Vergleich mit der sozialen Situation alleinstehender älterer Frauen im Herkunftsland schätzen die Befragten ihre individuelle soziale Lage in Deutschland als privilegierter ein, weil ihnen die sozialen Sicherungssysteme einen grundlegenden Schutz vor basalen Lebensrisiken, eine größere finanzielle Sicherheit und somit auch persönliche Unabhängigkeit von Verwandten oder Kindern gewähren.

- „Wir leben hier viel sicherer, da es uns hier viel besser geht. Ich ging hier arbeiten, daher hatte ich immer eine Einnahmequelle. Selbst wenn es nur Arbeitslosenhilfe oder Krankengeld war. Ich war nicht auf fremde Hilfe angewiesen, im Gegensatz zu vielen Frauen in der Türkei. In der Türkei wäre ich wohl arm dran als Geschiedene.“ (Türkin, 50 Jahre, getrennt)
- „In Deutschland ist es für mich einfacher. Wenn ich in Griechenland wäre und keine Rente bzw. wenn ich nicht gearbeitet hätte und ohne Rente als Geschiedene, wie könnte ich leben? Wer würde mir zum Essen geben?“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)
- „Hier ist es viel einfacher. Wir haben eine Einnahmequelle, selbst wenn man nicht arbeiten geht. Manchmal habe ich überhaupt kein Geld. Aber wir können unser Leben leben. Wir haben einen Arzt, wenn wir krank werden.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)
- „Uns Witwen geht es hier (d. i. Deutschland) besser. Wir haben hier alles, wir müssen nichts entbehren. Hier ist das Leben einfacher.“ (Türkin, 52 Jahre, verwitwet)
- „Wenn ich in der Türkei wäre, woher sollte ich denn Geld erhalten? Du weißt, in der Türkei ist die soziale Absicherung nicht so gut. Denn Geld sagt, wo es langgeht. Vor allem als Frau braucht man Geld, damit man es gut hat.“ (Türkin, 55 Jahre, verwitwet)

Neben den sozialstaatlichen Errungenschaften werden am Leben in Deutschland insbesondere auch rechtsstaatliche Prinzipien wie Schutz vor Willkürhandlungen der Behörden, fehlende Korruption etc. wertgeschätzt.

- „Ich muss Ihnen etwas sagen, vielleicht weil ich hier seit vielen Jahren lebe. Ich bin daran gewöhnt, hier zu sein, mit den Behörden usw. Ich habe Probleme, wenn ich in italienische Behörden gehe. Auch wegen der ärztlichen Versorgung usw. Hier ist es anders. Hier gibt es Ordnung. In Italien haben wir eine Bürokratie, die es einem schwer macht.“ (Italienerin, 52 Jahre, geschieden)



■ „Hier gefällt mir unheimlich vieles. Es gefällt mir das Land überhaupt, also diese Sauberkeit, diese Ordnung. Wenn man in eine Behörde geht, man braucht einen nicht zu schmieren und zu betteln. Es gefällt mir eben auch dieser Reichtum, den man genießen kann hier, was drüben sehr, sehr fehlt. Es gefällt mir auch, wenn man mal krank ist, wenn man zum Arzt gehen muss, dass man wirklich Möglichkeiten hat, untersucht zu werden. Und man kriegt auch Medikamente.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)

Im Hinblick auf Altersrisiken und potenzielle Mobilitätsprobleme verweisen mehrere Befragte auf die deutlich bessere Infrastruktur in ihrem Wohnumfeld in Deutschland, während die Herkunftsdörfer in ländlichen Regionen meist noch erhebliche infrastrukturelle Defizite aufweisen, was mit zunehmendem Alter als erhebliche Beeinträchtigung der Lebensqualität empfunden wird. Auch bezüglich der vorhandenen Wohnstandards zeigen sich Unterschiede, weshalb manche die häusliche Ausstattung und Bequemlichkeit, die das Leben in Deutschland im Alter angenehmer macht, höher wertschätzen:

■ „Ich hätte ja ein Haus dort, und außerdem ist es immer meine Heimat. Aber es hält mich zurück, weil ich ja dort nicht so viel habe wie in Deutschland bei mir. Hier habe ich alles: Es ist warm, gemütlich. Jedes Zimmer ist warm. In Italien ist es nicht so im Winter. Und jetzt, wo meine Schwester fehlt, ist alles noch schlimmer. Da habe ich keinen Fernseher, gar nichts. Was soll ich da? Was soll ich machen? Die Straßen sind leer. Wo soll ich hingehen?“ (Italienerin, 70 Jahre, verwitwet)

■ „Die Ordnung, das Haus ist hier schöner als das Haus in Griechenland. Dort lebe ich im Dorf, hier aber in der Stadt. Ich habe mich jetzt an das Leben in der Stadt gewöhnt. Im Dorf dagegen gefällt es mir weniger.“ (Griechin, 59 Jahre, verwitwet)

Für eine zweite Gruppe von Befragten, nämlich die integrativ orientierten Migrantinnen, spielen ‚Verbleibszwänge‘ eine zu vernachlässigende Rolle gegenüber individuellen *Verbleibswünschen*. Zwar sind die familiären Netzwerke in Deutschland ebenfalls von Relevanz, aber einen ebenso bedeutsamen Verbleibgrund bilden die Offerten der offenen und pluralen Gesellschaft. Neben dem ‚Wohlfühlaspekt‘ werden primär frauenspezifische Motivlagen angeführt, die eng mit dem Familienstand der Befragten zusammenhängen. Als geschiedenen oder ledigen Frauen bietet ihnen die offene und pluralistische Gesellschaft mehr Möglichkeiten, ein (auch sexuell) selbstbestimmteres Leben zu führen als in der Herkunftsgesellschaft, in der tradierte Geschlechterrollen und normative Verhaltensvorschriften die weibliche Lebens- und Verhaltensweise stärker reglementieren und Regelverstöße eher sozial sanktionieren. In Deutschland fühlen sich diese Frauen als Alleinstehende sicherer vor männlichen Nachstellungen, Belästigungen oder sexuellen Übergriffen, während ihnen in ihrer Heimatgesellschaft oftmals offene Missachtung oder mangelnde Respektbezeugungen entgegenschlagen.

■ „Hier in Deutschland ist alles viel selbstverständlicher als in der Türkei. Hier werden die alleinlebenden Frauen mit Respekt behandelt und bekommen die notwendigen Hilfestellungen ... Mich hat hier niemand ohne mein Einverständnis belästigt. Das war auch einer der Gründe, warum ich hier geblieben bin, dass ich hier so leben konnte, wie ich es wollte. Mein soziales Leben kann ich ohne fremde Einflüsse selbst bestimmen – mit meinen Freiheiten, die ich mir nahm.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)



- „Das, was ich mir nie zum Beispiel in Jugoslawien leisten könnte, was weiß ich, mit jemandem zu leben oder mit jemandem da rumzuziehen. Das gehört sich nicht. Einfach bei uns ist diese Haltung immer noch nicht so weit, dass man sagen kann, man kann einfach mit jemandem leben, ohne dass er verheiratet ist, oder zusammen schlafen. Dass das jemand mitkriegt von der Familie, das ist nicht schicklich. Und diese Freiheiten hatte ich hier. Also ich konnte machen, was ich wollte. Ich bin ausgegangen, wann ich wollte, zurückgekommen, ohne dass ich fragen musste. Das hat schon einen großen Vorteil, wenn man wirklich sein Leben leben kann, wie es einem passt.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)
- „In Deutschland ist es viel sicherer als in der Türkei. Denn als Geschiedene schauten mich viele Männer sehr schief an und wollten was von mir. Hier stört mich keiner. Die Männer haben Angst vor der Polizei. Die Männer müssen die alleinlebenden Frauen achten. Alle Frauen, egal aus welchem Land, haben es hier besser.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)
- „Ich komme hier gut zurecht. Ich denke, dass es als Alleinstehende besser ist, hier in Deutschland zu wohnen als in Italien. (I: Weswegen?) Wegen dem Klatsch, nicht wegen anderer Sachen. Denn dort ist es einfach so, wenn man dich sehen würde, wie du mit einem Mann redest, und das mehr als ein Mal, wird schon das Okay zur Geschichte gegeben. Hier kennt dich keiner. Es gibt hier keinen, der mich kontrolliert. Und ich tue, was ich will.“ (Italienerin, 63 Jahre, verwitwet)
- „Viele Geschiedene werden als Huren angesehen. Denn wenn sie es in ihrer Ehe nicht ausgehalten hat, würde sie nur für das Eine taugen ... In der Türkei hatte ich Männer vor unserer Haustür, oder sie haben mich nach der Arbeit auf dem Heimweg angehalten mit der Absicht, mich schnell ins Bett oder Gebüsch zu bekommen. Hier war es anders. Ich wurde hier kein einziges Mal belästigt.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)

Diese autonomieorientierten Befragten schätzen als Alleinstehende zwar ebenso wie die traditionellen Frauen die Auffangqualitäten des Sozialstaates zur besseren Absicherung von Lebensrisiken, aber sie wertschätzen darüber hinaus insbesondere das Rechtssystem, das sie stärker vor männlicher Gewalt und Repression schützt, wenn sie sich von tradierten Rollen- und Moralvorstellungen emanzipieren.

Die gelungene soziale und strukturelle Integration ist ein weiteres Motiv für den Verbleib bei den an modernen Lebensformen orientierten Befragten. Verschiedene Migrantinnen haben die Migration von Anfang an als endgültige Auswanderung geplant und diese Entscheidung nie revidiert oder gar bereut. Andere wiederum haben sich erst im Verlauf der Zeit eingelebt. Diese Gruppe von Migrantinnen fühlt sich mehrheitlich sozial akzeptiert und integriert. Für sie ist Deutschland zur neuen (Wahl-)Heimat geworden.

- „Wir sind richtig ausgewandert. Wir sind übersiedelt nach Deutschland ... Also für mich war das endgültig.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)
- „Das war gleich für mich klar, wenn ich nach Deutschland komme, ich geh nie mehr zurück nach Jugoslawien. Ich habe mich sehr gut integriert. Anfang war ein bisschen schwieriger. Aber das war mein Zuhause, ich wollte nie zurück. Das ist einfach mein Zuhause hier. Und ich fühle mich hier sehr wohl. Und ich möchte auch nirgendwo anders mehr leben.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)



■ „Also ich fahre gern nach Jugoslawien, aber ich gehe noch lieber zurück. Hier ist mein Zuhause und mein Leben ... Mein Leben ist hier in M. Das ist meine zweite Heimat. Ich bin sehr gut hier integriert.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

■ „Wenn ich vom Zuhause rede, rede ich immer von Deutschland. Wenn ich in meiner Wohnung in S. bin, wird es mir einfach warm ums Herz und es geht mir gut.“ (Italienerin, 50 Jahre, geschieden)

Die Statements belegen die hohe Affinität der Befragten zu dem Leben und der Lebensweise in Deutschland. Diese Migrantinnen fühlen sich wohl in der Aufnahmegesellschaft. Deutschland ist mittlerweile zu ihrem neuen Lebensmittelpunkt geworden. Ein klareres Bekenntnis wie „Hier ist mein Zuhause“ ist kaum möglich, um die soziale und gesellschaftliche Zugehörigkeit zu demonstrieren.

Die hohe Verbleibsorientierung resultiert oftmals aus der reflexiven Auseinandersetzung mit der Herkunftsgesellschaft. Durch die lange Abwesenheit vom Herkunftsland nehmen zahlreiche Migrantinnen eine zunehmende Entfremdung wahr, die ihnen eine potenzielle Rückkehr erschweren oder gar unmöglich machen würde. Für viele hat die Vorstellung, auf Grund bestimmter Zwänge oder ökonomischer Notwendigkeiten zurückkehren zu müssen, eher etwas Beängstigendes, da sie sich nicht mehr einleben, geschweige denn sozial einfügen könnten. Oftmals haben sich auch die emotionalen Bindungen mit der Reduzierung verwandtschaftlicher Kontakte oder dem Verlust enger Bezugspersonen infolge von Todesfällen stark gelockert, weshalb auch die Gründe für eine transnationale Mobilität entfallen. Zu dem Gefühl wachsender Entfremdung von der Herkunftsgesellschaft tragen auch bestimmte soziale Faktoren bei, die das latente Unwohlsein verstärken. Dazu gehört der Sozialneid der Nachbarn auf die ‚reichen Deutschländer‘, das Gefühl, im Herkunftsland sozial isoliert zu sein, oder das Gefühl, einem permanenten Erwartungsdruck von Verwandten ausgesetzt zu sein, am ‚Wohlstand‘ der Migrantinnen partizipieren zu können.

■ „Mit Italien ist Schluss. In Italien bin ich eine Fremde. Ich kann mich da nicht mehr einleben. Glaubst du mir?“ (Italienerin, 73 Jahre, verwitwet)

■ „Wenn ich hier ankomme, fühle ich mich wie zu Hause. In der Türkei fühle ich mich sehr fremd. Hier zwar auch, aber nicht so viel wie in der Türkei. Ich bin in der Türkei Deutschländer, hier bin ich die Fremde.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)

■ „Ich könnte mich nicht mehr integrieren in kroatische Gesellschaft, also da unten. Ich möchte nicht und ich will nicht!“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

■ „Vietnam ist fremd geworden, aber sehr, sehr fremd geworden. Mit Familie ja, erzählen und reden, große Hilfe für die Familie schon. Aber dort bleiben ist das nicht. Ist nicht. Schon immer so, vor der Wende, nach der Wende. Wenn man schon im Ausland lebt und dort gearbeitet hat, und die Kontakte hier und das Leben, ist das hier ungewohnt für uns, wieder zurückzukommen.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, ledig)

Die Befragten registrieren durchaus den gesellschaftlichen Wandel, der während ihrer Abwesenheit in ihren Herkunftsländern stattgefunden hat und der es ihnen erschweren würde, sich sozial wieder einzugliedern. Diese Migrantinnen würden eine



Rückkehr nur gezwungenermaßen in Kauf nehmen, sofern sich die politischen und



gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die ausländische Wohnbevölkerung deutlich verschlechtern sollten oder ihnen ihre materielle Existenzgrundlage in Deutschland entzogen würde.

Motive für eine Rückkehr ins Herkunftsland

Nur eine sehr kleine Gruppe von Befragten (7%) erwägt im Alter überhaupt eine endgültige Rückkehr ins Heimatland. Darunter sind vor allem Migrantinnen, deren Nachkommen komplett oder anteilig im Herkunftsland leben und die nur auf ihre Verrentung warten, um nach dem Erwerbsausstieg wieder mit den Kindern vereint zu sein. Darunter sind auch einige kinderlose Frauen und isoliert lebende Migrantinnen ohne verwandtschaftliches oder familiäres Netzwerk in Deutschland, die sich im Alter eher Unterstützung von Verwandten im Herkunftsland erhoffen oder einfach ihren Lebensabend wieder unter Landsleuten verbringen möchten, um sozial weniger isoliert zu sein.

■ *„Meine Kinder fehlen mir, sind beide in Griechenland ... Wenn ich Rente bekomme, dann ab nach Griechenland. Griechenland bleibt meine Heimat. Natürlich sagt man, wo du lebst, da ist Heimat. Aber trotz allem – nur für mich ist Deutschland zweite Heimat, erste Heimat bleibt Griechenland.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)*

■ *„Natürlich denke ich darüber nach, zurückzukehren. Ich weiß nicht, wie lange ich es noch aushalten werde, welche Ausdauer ich noch haben werde. Ich werde noch eine Weile weiterarbeiten, so weit ich kann. Denn ich habe mir vorgenommen, ein Haus in Thessaloniki zu kaufen.“ (Griechin, 64 Jahre, geschieden)*

Die Rückkehr wird häufig an bestimmte Bedingungen geknüpft, die gegeben sein müssen, ehe eine definitive Entscheidung getroffen wird. Eine Vietnamesin z. B. möchte nicht zurückkehren, ehe sie ausreichende Rentenanwartschaften erworben hat, um im Alter in der Heimat finanziell abgesicherter zu sein. Die Ambivalenzen im Hinblick auf eine definitive Entscheidung spiegeln sich im Zitat wider.

■ *„Ich will nach Hause wieder. Aber ich muss hier erst mal abwarten. Erst mal mein Sohn fertig mit dem Studium, dann will ich nach Hause. Aber ich habe auch hin und her überlegt. Ich möchte auch gerne später Rente haben, sonst habe ich kein Geld, weiter in Vietnam zu leben. Aber wenn ich bis 65 arbeiten muss, dann denke ich, kriege ich keine Rente bis 65. Bis 60 dann auch schwer, Arbeit zu finden. Vielleicht komme ich früher nach Hause ohne Rente. Ich weiß auch nicht.“ (Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)*

■ *„Wenn ich alt werde, kehre ich nach Hause zurück. Wie die Anderen werde ich mit 60 Rentnerin und fahre nach Hause.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, getrennt)*

Bei einigen Befragten spielen jedoch weniger individuelle Rückkehrwünsche als Rückkehrzwänge eine Rolle. Sie befürchten, im Alter möglicherweise gegen ihren Willen zur Remigration ‚gezwungen‘ zu sein. Diese Befragten erfüllt die massive Sorge, ihren Lebensunterhalt in Deutschland mit den geringen Rentenansprüchen nicht mehr ausreichend sichern zu können und aus ökonomischer Not im Alter erneut migrieren zu müssen. Dadurch würden sich die ursprünglichen Migrationsmotive, nämlich der Wunsch nach einem besseren Leben in materieller Sicherheit, paradoxerweise umkehren.



- „Ich mag Italien nicht so sehr – unter allen Gesichtspunkten. Das Einzige, was ich an Italien mag, ist die Sonne, das Klima. Hier ist das Klima nicht so, aber finanziell geht es einem gut. Ich mag an meinem Leben in Deutschland, was mich angeht, dass ich frei bin. Das mag ich hier: Die Leute gucken nicht auf Kleinigkeiten, gucken nicht so und kritisieren nicht so. Und ich mag Deutschland immer noch, aber ich muss weggehen. (I: Sie gehen zurück nach Italien? Warum?) Weil ich in Rente gehe, und die Rente ist nicht sehr hoch. Deswegen. Ich schaffe es nicht, die Miete und das Auto zu zahlen. Meine Schwester in Italien baut gerade, und sie wird mir eine Wohnung vermieten.“ (Italienerin, 60 Jahre, ledig)
- „Wenn ich jetzt dort bin, ich bin fremder als hier. Hier habe ich mehr. Kann passieren, dass ich aus finanziellen Gründen, wenn meine Rente mir nicht reicht, dass ich dort billiger durchkomme. Das würde ich in Kauf nehmen, bevor ich meine Kinder belaste. Aber das wäre nicht meine Vorstellung, dass ich sage, jetzt bin ich froh, dass ich zurückgehe. Nee, nur aus Not.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)
- „Da kriege ich immer Angst vor diesem Gedanken. Weil, hier kann ich mit dem Geld nicht leben, weil das reicht eigentlich zu nichts. Das reicht nur für diese fixen Kosten. Und in Jugoslawien, mein Sohn wohnt im Haus, da ist eine Möglichkeit, wenigstens die Miete nicht zu zahlen. Aber ich habe Angst vor diesem Gedanken. Und das erschreckt mich so, weil ich kann da unten nicht leben, das ist nicht meine Welt. Das ist mir alles so fremd und das ist etwas, wo ich nicht dazugehöre.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)

Das subjektive Gefühl mangelnder Rechtssicherheit, Misstrauen gegenüber neuerlichen aufenthaltsrechtlichen Beschränkungen sowie ein wachsendes ausländerfeindliches Klima verstärken Ängste vor politischen oder sozialen Ausgrenzungsprozessen, die möglicherweise zu einer Revidierung der Ausländerpolitik führen könnten. Pagenstecher (1996:163) und Bürkner u. a. (1987:461ff) verweisen auf ähnliche Motivlagen. Latente Bedrohungsgefühle fließen somit ebenfalls in Verbleibs- und Rückkehrüberlegungen ein.

- „Die Geschichte wimmelt in meinem Kopf. Mir hilft kein Pass, mir hilft nichts, wenn mich jemand hier nicht haben will. Ich denke nur an 1938. Die ganzen Juden waren auch deutsch und da ist man sofort. Ich hoffe, dass alles so bleibt, dann kann ich auch mit meinem Pass hier bleiben, so, wie ich bin. Wenn nicht, wenn was schief geht, hilft mir alles nichts.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)
- „Und wenn ich diese Rechtsradikalen, wenn ich das so sehe, das macht mir zu schaffen. ... Wenn sich so was ergeben würde, dass in Deutschland so was wieder an die Macht, an Kraft gewinnt, dann würde ich lieber nach Kroatien in ein Altenheim gehen. Das sag ich Ihnen, würde ich lieber gehen.“ (Jugoslawin, 62 Jahre, geschieden)
- „Man kann ja nie wissen, was in Deutschland passieren kann. Und wenn man uns ausweist?“ (Italienerin, 51 Jahre, ledig)

Die Motive der Rückkehrwilligen werden meist familiär oder individuell begründet, gefolgt von materiellen oder strukturell bedingten Rückkehrzwängen, während emotionale oder soziale Beweggründe wie Heimweh, besseres Klima, leichtere Verständigung, bessere Kontaktmöglichkeiten, die in anderen Untersuchungen als zentrale Rückkehrmotive genannt werden (vgl. Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995:132, Zoll 1997:170), nur eine marginale Bedeutung haben. Überraschenderweise ist der



Besitz von Wohneigentum im Herkunftsland keine Bedingung für einen Rückkehrwunsch. Unsere Befunde weichen diesbezüglich ab von Ergebnissen aus anderen Studien, die bei Rückkehrwilligen in weit höherem Maße Wohneigentum im Herkunftsland als bei den Verbleibsorientierten ermittelt haben (vgl. Zoll 1997:165). Das Gros der rückkehrorientierten älteren Migrantinnen jedenfalls verfügt nicht über Wohneigentum im Herkunftsland, im Gegensatz zu den Verbleibsorientierten oder den Pendelwilligen.

Alterspendeln zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland

Der Wunsch, im Alter zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland zu pendeln, ist besonders stark unter türkischen und griechischen Befragten ausgeprägt. Bei einem Drittel davon handelt es sich um Frauen, deren Nachkommen sowohl im Aufnahme- als auch im Herkunftsland wohnen. Auch einige in Deutschland ohne ihre Nachkommen lebende Frauen möchten das Alterspendeln nutzen, um einerseits enger mit den im Herkunftsland verbliebenen Kindern zusammenzuleben, und um andererseits weiterhin ihr geregeltes Leben in Deutschland führen bzw. um bei Bedarf die Versorgungssysteme in Anspruch nehmen zu können. Familiäre Motive spielen zwar eine wichtige Rolle, bedeutsamer sind jedoch strukturelle Rahmenbedingungen, die das Alterspendeln überhaupt erst ermöglichen: ausreichende finanzielle Spielräume, um die transnationale Mobilität finanzieren zu können (Reisekosten, Kosten für zwei Wohnsitze), und Wohneigentum im Herkunftsland, um nicht als ‚Dauergast‘ von Verwandten abhängig zu sein. Tatsächlich verfügen drei Viertel der Migrantinnen mit Pendelabsichten bzw. derzeit bereits praktiziertem Pendeln über Wohneigentum im Herkunftsland, während für die restlichen Befragten noch offen ist, ob sie ihre Pendelwünsche ohne verfügbaren Wohnraum überhaupt realisieren können.

Für diese Gruppe von Befragten scheint das Pendeln die optimale Lösung zu sein, um die widersprüchlichen Bedürfnisse – Sehnsucht nach der Heimat und Sehnsucht nach den Kindern oder dem Leben in Deutschland – in Einklang zu bringen.

■ „Langsam gehe ich so hin und her, Griechenland und Deutschland. Ich habe eine kleine Wohnung in Griechenland, das ist aber meine. In Deutschland wollte ich Urlaub in Griechenland machen, jetzt mach ich Urlaub in Deutschland bei meinen Kindern.“ (Griechin, 65 Jahre, geschieden)

■ „Ich bin ja sowieso sechs Monate in der Türkei. Wir können uns besser verstehen, weil wir aus dem gleichen Holz geschnitzt sind. Uns geht es dort besser. Nein, ich vermisse Deutschland nicht so sehr. Die Freunde hier vermisse ich aber schon. Dann möchte ich wieder zurück nach Deutschland. (I: Würden Sie gern endgültig in die Türkei zurückkehren?) Nein. Davon träume ich auch nicht. Aber ich kann doch nicht für immer bleiben. Ich werde sowohl dort als auch hier bleiben. Hier ist das Leben einfacher. Wenn man in der Türkei Geld hat, geht es einem dort auch gut. Nur in Gesundheitssachen hätte man trotzdem Schwierigkeiten.“ (Türkin, 52 Jahre, verwitwet)

■ „In Izmir habe ich eine Wohnung. Ich bleibe jedes Jahr ein paar Monate in der Türkei. Ich möchte so weitermachen, ein paar Monate dort, ein paar Monate hier. Ganz zurückkehren möchte ich nicht. Meine Kinder würden das nicht wollen.“ (Türkin, 70 Jahre, verwitwet)



Die Interviews belegen aber auch, dass sich zwar viele Migrantinnen diese mobile Lebensform wünschen, jedoch weder über die entsprechenden finanziellen Ressourcen noch über Wohneigentum im Herkunftsland verfügen, um diesen Wunsch in die Tat umsetzen zu können. Ein bedeutsames Hindernis, vor allem für Drittstaatsangehörige, scheinen immer noch rigide aufenthaltsrechtliche Bestimmungen sowie die territoriale Bindung an Deutschland beim Bezug von bestimmten Transferleistungen zu sein, die eine längere Abwesenheit von Deutschland erschweren oder unmöglich machen.

■ „Ich würde gerne jetzt zurückgehen. Aber da ich das Geld nicht habe, kann ich nicht hingehen. Ich würde gerne pendeln, da meine Sehnsucht nach Deutschland immer sehr groß war. Ich kann mir nicht vorstellen, immer in der Türkei zu leben.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)

■ „Ich leide sehr stark unter Heimweh. Ich fühle mich dort sehr wohl und möchte dort leben. Je älter ich werde, desto stärker wird mein Heimweh. Ich kann aber nicht für immer zurückgehen. Ich beziehe doch Erwerbsunfähigkeitsrente. Bis zu meinem 65. Geburtstag kann ich doch gar nicht zurück. Ich bin ein kranker Mensch geworden. Ich möchte ein halbes Jahr hier und ein halbes Jahr dort leben. Ich möchte immer pendeln. Ich will nicht für immer zurück, hier habe ich alles zu Fuß erreichbar.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)

Keine der Frauen mit Pendelabsichten plant eine endgültige Rückkehr ins Herkunftsland. Alle wollen ihren Wohnsitz in Deutschland behalten, um sich den Rückweg im Alter nicht zu versperren. Das Alterspendeln soll so lange aufrechterhalten werden, wie es die Gesundheit und das Alter zulassen. Es ist eine mobile Lebensweise auf Zeit, und das kalkulieren die Befragten ein. Denn sobald sie auf eine regelmäßige medizinische Versorgung oder auf umfassendere Unterstützungsleistungen im Alter angewiesen sein sollten, möchten sie ihre mobile Lebensweise aufgeben und ihren Lebensabend in Deutschland, keineswegs jedoch im Herkunftsland verbringen.

Ambivalente Einstellungen zu Rückkehr oder Verbleib

Etwa jede fünfte Migrantin vertritt eine eher ambivalente Einschätzung bezüglich möglicher Rückkehr- oder Verbleibspläne, wobei die jeweiligen Motivlagen stark durch situative Gegebenheiten und subjektive Befindlichkeiten beeinflusst sind. Es ist anzunehmen, dass ein großer Teil der derzeit noch Unentschlossenen weiterhin in Deutschland bleiben und den Lebensabend hier verbringen wird. Vor allem bei denjenigen, die sich bislang überhaupt nicht mit der Frage nach dem zukünftigen Wohn- und Lebensort befasst haben und demzufolge auch nicht durch ‚Rückkehrträume‘ belastet sind, ist anzunehmen, dass sie ihren Lebensabend in Deutschland verbringen werden. Zu den Unentschiedenen zählen überproportional häufig Befragte aus Ex-Jugoslawien und aus Vietnam, was sicherlich kein Zufall angesichts der Perspektivlosigkeit im jeweiligen Herkunftsland ist. Diese Migrantinnen begründen ihren derzeitigen Verbleib in Deutschland eher mit den instabilen politischen Rahmenbedingungen oder der schwierigen Arbeitsmarktlage im Herkunftsland.



- *„Ich habe nicht geplant, von zu Hause wegzugehen, nur wegen dem Krieg. Vor dem Krieg kam ich immer für 2 bis 3 Monate hierher zu meinem Mann ... Mein Herz gehört nirgendwo mehr hin. Damals wollte ich nicht von zu Hause weggehen. Aber nach all den schlimmen Sachen, die passiert sind, musste ich von zu Hause fliehen.“ (Jugoslawin, 57 Jahre, verwitwet)*
- *„Erst mal hier, aber ich denke, wenn später, wenn zu alt, ich glaube hier nicht so gut, wenn so arm, ganz allein ... Ich kann auch noch nicht genau entscheiden. Wenn das Leben hier ganz einfach, wir vielleicht gehen nicht zurück, aber vielleicht Politik wird schlimm für Ausländer, dann sowieso. Wir sehen nachher, wie es wird.“ (Vietnamesin, 51 Jahre, geschieden)*
- *„Es gibt ein gemischtes Gefühl. Manchmal war ich pessimistisch, ich komme zurück aus dem Urlaub, und dort musste ich wieder Arbeit suchen. Lieber zurück nach Hause. Aber zu Hause in Vietnam ist es auch genauso, keine Arbeit.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, getrennt)*

Befragte aus Ex-Jugoslawien, die durch den Bürgerkrieg ihre alte Heimat verloren haben, verfügen derzeit über keine alternative Perspektive und können deswegen auch nicht absehen, ob sie im Alter zurückkehren können. Für die Vietnamesinnen im erwerbsfähigen Alter wiederum sind die ökonomischen Rahmenbedingungen und Arbeitsmarktperspektiven im Herkunftsland zu ungünstig, um derzeit eine Remigration ins Auge zu fassen.

Die Unsicherheit über die Zukunftspläne resultiert bei verschiedenen Befragten teilweise aus nicht absehbaren Ereignissen wie möglichen Versorgungs- und Pflegeerwartungen hochbetagter Eltern im Herkunftsland, die eine Rückkehr unumgänglich machen würden:

- *„Meine Schwester, eigentlich auch meine Eltern, sie haben mir gesagt, dass ich jetzt noch in Deutschland bleiben kann. Falls sich aber die Lage verschlimmert, muss ich mithelfen und nach Italien zurück.“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)*

Einige Befragte sind innerlich zerrissen im Hinblick auf die Frage, ob sie zurückkehren oder in Deutschland bleiben sollen.

- *„Ich weiß ja selbst nicht, wo ich leben will, ob hier oder da. Ich weiß es nicht. Ich bisschen hier, ein bisschen da, so fühle ich mich.“ (Italienerin, 50 Jahre, verwitwet)*
- *„Was soll ich machen? Soll ich bleiben? Soll ich gehen? Ich bin in der Mitte. So lebe ich.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

Sie wälzen ihre Argumente hin und her, sie schwanken permanent zwischen Rückkehr und Verbleib und können sich doch nicht zu einer definitiven Entscheidung durchringen. Ihre latenten Rückkehrwünsche verwandeln sich möglicherweise in eine Rückkehrillusion, die dazu führt, dass sie dauerhaft ihr ‚Leben im Provisorium‘ (vgl. Pagenstecher (1996:170) oder im ‚Schwebezustand‘ einrichten.



Bilanzierend kann festgehalten werden, dass ein weit größerer Anteil an den älteren Migrantinnen den Lebensabend in Deutschland verbringen wird, als dies durch die Anzahl der Verbleibsorientierten indiziert wird. Denn auch die Pendelorientierten werden letztlich im Alter wegen der besseren Versorgung und ihrer familiären Netzwerke eine Entscheidung zu Gunsten Deutschlands treffen. Bei den Rückkehrorientierten wiederum ist davon auszugehen, dass diejenigen, die eine Rückkehr nur als unfreiwillige Option betrachten, ebenfalls eher in Deutschland bleiben werden, sofern sie ihre materielle Existenz einigermaßen sichern und darauf vertrauen können, dass ihnen das öffentliche Netz und das Altenhilfesystem die erforderliche Unterstützung im Alter nicht versagt. Auch bei den Befragten, die zwischen Rückkehr- und Verbleibsorientierung schwanken oder unentschieden sind, kann vermutet werden, dass viele letztlich in Deutschland bleiben werden, insbesondere dann, wenn sie bereits aus dem Erwerbsleben ausgeschieden sind und ein weiterer Aufenthalt nicht mehr zwingend wäre. Somit sind die in der Migrationssoziologie häufiger postulierten Erwartungen (vgl. Nauck 1993:387), wonach die Mehrzahl der alleinstehenden Migrantinnen entweder nach dem Tod des Partners oder spätestens nach dem Austritt aus dem Erwerbsleben im Alter auf Dauer in ihr Herkunftsland zurückkehren würden, deutlich zu revidieren. Insgesamt erwägt nur eine sehr kleine Gruppe von Alleinstehenden überhaupt eine endgültige Rückkehr – und dies sind vornehmlich jene, die ohne ihre Nachkommen in Deutschland leben und eine Familienrückkehr planen oder die als kinderlose, relativ isoliert lebende Frauen weder auf ein familiäres noch ein verwandtschaftliches Netzwerk im Aufnahmeland zurückgreifen können. Wieder Erwarten und entgegen anders lautender Befunde beeinflusst Immobilienbesitz im Herkunftsland die Verbleibs- oder Rückkehrabsicht nicht, spielt jedoch bei den Realisierungsmöglichkeiten eines Alterspendelns eine zentrale Rolle.

Die Rückkehr- und Verbleibswünsche sind zwar durch kulturelle Orientierungen in Richtung Aufnahme- oder Herkunftsgesellschaft beeinflusst, sie werden jedoch im Gegensatz zu sozialen Lagen nicht handlungsrelevant, sondern untermalen lediglich die Motive und Begründungen für Rückkehr oder Verbleib.



3.7.4 Migrationsbilanz und Lebenszufriedenheit

Mit der Migration waren bestimmte Erwartungen, Ziele und Träume verknüpft, die zwar individuell variierten, wenngleich das wirtschaftliche Motiv, nämlich die Befreiung aus der Armut, dominant war. Mit zunehmendem Alter richtet sich der Blick zurück auf das im Leben Erreichte. Die Lebensbilanzierung zwischen ursprünglichen Zielen der Migration und dem Grad ihrer Realisierung dürfte die Lebenszufriedenheit im Alter wesentlich beeinflussen. Für das subjektive Wohlbefinden und das Selbstwertgefühl der Migrantinnen wichtig ist die Frage, ob sich die Mühen und das Wagnis der Migration letztlich ‚gelohnt‘ haben. Fast die Hälfte der Migrantinnen zieht eine positive Migrationsbilanz, knapp ein Viertel bereut im Nachhinein die Entscheidung und über ein Viertel ist ambivalent in der Abwägung der individuellen Vor- und Nachteile, die aus der Wanderung resultieren. Die Befragtenanteile mit positiven Bilanzierungen liegen somit deutlich unter den Werten, die andere Untersuchungen bei der Befragung älterer Migrantinnen und Migranten aufweisen. In einer saarländischen Erhebung lag der Anteil der Befragten mit positiver Migrationsbilanz mit knapp 75% deutlich höher (vgl. Jurecka 1998:86). In einer von Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:137) durchgeführten Befragung zogen fast 88% der älteren Migrantinnen und Migranten eine positive Migrationsbilanz.

Zwischen den Nationalitätengruppen des Samples gibt es im Hinblick auf eine positive Migrationsbilanz kaum Abweichungen. In jeder Nationalitätengruppe ist ungefähr die Hälfte der Befragten mit den erreichten Zielen zufrieden. Auffälliger sind hingegen die unterschiedlichen Nationalitätenanteile bei den Befragten mit negativer und ambivalenter Einschätzung. Eine eher negative Migrationsbilanz ziehen überdurchschnittlich häufig Befragte aus Griechenland, Italien und der Türkei. Ambivalent in ihren Bilanzen sind hingegen öfter Frauen aus Ex-Jugoslawien und Vietnam. Die Migrationsbilanz variiert deutlich nach Familienstand. Von den Witwen zieht die Hälfte eine positive Bilanz, ein Drittel eine negative und der Rest ist ambivalent. Bei den Geschiedenen verschieben sich die Anteile: Rund die Hälfte ist ebenfalls zufrieden mit dem Erreichten, zwei Sechstel sind ambivalent, aber nur ein Sechstel zieht eine negative Bilanz. Bei den Ledigen wiederum weisen ein Drittel eine positive, zwei Drittel eine ambivalente und keine eine negative Bilanz auf.

Im Hinblick auf die jeweiligen Familienkonstellationen wäre zu erwarten gewesen, dass die Migrantinnen, die ohne ihre Nachkommen in Deutschland leben oder deren Kinder über Herkunfts- und Aufnahmeland verteilt leben, auf Grund der schmerzhaften Trennungserfahrungen eher zu einer negativen Einschätzung gelangen würden. Dies ist jedoch überraschenderweise nicht der Fall. Von diesen Migrantinnen bereut kaum eine die Migration. Dies gilt auch für die kinderlosen Frauen. Bemerkenswert indes ist, dass ausgerechnet von den Migrantinnen, deren Kinder vollzählig in Deutschland leben, über die Hälfte mit der Migrationsbilanz unzufrieden oder in der Abwägung der Vor- und Nachteile ambivalent ist. Im Hinblick auf die sozialen Orientierungen ergeben sich ebenfalls Auffälligkeiten zwischen den Vergemeinschaftungsmustern und den Verteilungen innerhalb dieser Muster. Zwei Drittel der ‚Integrierten‘ zie-



hen eine positive Bilanz, knapp ein Drittel ist ambivalent, und lediglich zwei Befragte bekunden, gescheitert zu sein. Die Gewichtungen kehren sich bei den ‚Isolierten‘ deutlich um: Nur ein Drittel ist der Ansicht, dass die Migration erfolgreich war, während jeweils ein Drittel eine negative oder ambivalente Bewertung abgibt. Bei den ‚Ausgegrenzten‘ polarisiert sich das Feld: Die eine Hälfte zieht eine erfolgreiche Bilanz, die andere Hälfte ist eher ambivalent eingestellt. Bei den ‚Familienfrauen‘ überwiegen deutlich die erfolgreichen Migrationsbilanzen, nur jeweils ein Sechstel kommt zu einer negativen oder ambivalenten Bewertung. Zwiespältiger beurteilen die ethnisch ‚Segregierten‘ rückblickend die Migration: Hier ist eher eine anteilig gleichgewichtige Polarisierung zwischen positiver und negativer Bilanz festzustellen.

Die ‚erfolgreichen‘ Migrationsbiographien sind demzufolge eher bei den familiär eingebetteten ‚traditionellen‘ Frauen und bei den in die Gesellschaft integrierten Migrantinnen zu finden, die ‚gescheiterten‘ deutlich häufiger bei den in der ethnischen Gemeinschaft Lebenden und bei den isolierten Frauen. Die ‚erfolgreichen‘ Migrantinnen sind also eher jene mit hohem Modernisierungsgrad und integrativer Orientierung und eher jene, die auf die primären Solidaritäts- und Loyalitätsbezüge des traditionellen Familienmodells setzen können. Die ‚Familienfrauen‘ sind mit dem Modell der ‚häuslichen und familialen Wirtschaftsgemeinschaft‘ zugleich auch die ökonomisch Erfolgreichsten im Sample, während die „Zugewinne“ der integrationsorientierten Frauen weniger auf der materiellen Ebene, sondern eher in individuellen ‚Kompetenz- und Autonomiegewinnen‘ liegen. Modernisierungsgrad, Bildung und Qualifikation fördern und erleichtern zwar soziale Integration, sind jedoch keine Garanten für wirtschaftlichen Erfolg. Im Folgenden sollen die drei Bilanzierungsmuster näher beschrieben werden.

Muster I: Migrationserfolg: „Deutschland hat uns alles ermöglicht!“

Die Migrantinnen dieses Musters ziehen eine positive Migrationsbilanz. Den Entschluss, nach Deutschland gekommen zu sein, bereuen sie nicht. Sie sind zufrieden mit dem, was sie in Deutschland erreicht haben. Der Migrationserfolg wird je nach sozialer Zugehörigkeit und Migrationsmotiven an unterschiedlichen Dimensionen festgemacht. Die ‚traditionellen‘ Migrantinnen mit positiver Migrationsbilanz ziehen deutlich häufiger als die ‚modernen‘ Frauen sozio-ökonomische (Erfolgs-)Faktoren als Relevanzkriterien heran. Dazu gehören wirtschaftlicher Erfolg, finanzielle Absicherung, gesicherte Zukunftsperspektiven für die Kinder, Eigentumserwerb in Deutschland und/oder im Herkunftsland sowie soziale Absicherung. Da für diese Gruppe wirtschaftliche Motive die stärksten Anreize zu einer Migration waren, bemessen sich die Kriterien des Erfolgs auch primär an den sozio-ökonomischen Standards, die erreicht worden sind.

↑ *„Ich bereue es nicht, dass ich nach Deutschland gekommen bin. Allah sei Dank, wir haben alles. Wir haben eine Wohnung gekauft und haben alles. Du weißt, viele Leute in der Türkei sagen Deutschländer zu uns und haben andere Meinung, aber es ist gut so, wie es ist. Ich würde wieder nach Deutschland kommen. Ich habe ja glücklicherweise genug Geld. Wenn ich nicht gearbeitet hätte, hätte ich das alles nicht. Habe aber 21 Jahre gearbeitet* →

und habe das alles verdient, denke ich. Und wenn ich berentet werde, dann geht es mir noch besser. Die Rente wird mir ausreichen. Ja, Deutschland hat mir das alles ermöglicht.“ (Türkin, 58 Jahre, verwitwet)

■ *„Ich sage bis zum heutigen Tag, ich bin stolz und froh, dass ich in Griechenland geboren bin, aber da bin ich zweimal froh und dankbar bei unserem Herrgott, wo ich in Deutschland gelandet bin. Und ich habe meine Kinder großgezogen, ich habe mein Brot verdient ... Und für mich natürlich war das größte Glück, wo ich konnte meine Kinder, ohne viel bezahlen, richtig in die Schule schicken. Und ich habe festgestellt durch meinen Wohnsitz in Deutschland, da hätte ich diese Möglichkeiten in Griechenland nicht gehabt.“ (Griechin, 71 Jahre, geschieden)*

■ *„(I: Wenn Sie noch mal von vorn anfangen könnten, würden Sie wieder nach Deutschland kommen?) Die Frage habe ich mir schon mal gestellt. Was würde ich eigentlich machen, wenn ich jetzt noch mal 19 wäre. Einfach war es hier nicht für mich. Zu Anfang war es gar nicht so einfach, aber ich weiß nicht, ob es in Jugoslawien einfacher gewesen wäre. Ich weiß es nicht. Aber ich würde wieder gehen, aber ob ich was anders machen würde, weiß ich nicht. Ich fühle mich nicht fremd hier ... Ich würde sehr gerne meine Arbeit lange behalten, obwohl, ich verdiene eigentlich wenig dafür, was ich tue. Ich habe ein schönes Auto. Ich habe eine schöne Wohnung. Das reicht für mich. Ich bin eigentlich mit mir selbst zufrieden. Mit meinen Kindern bin ich zufrieden. Ich bin mit mir selbst zufrieden. Das ist das Allerwichtigste.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)*

Die Gruppe der ‚modernen‘ Migrantinnen macht den Migrationserfolg zwar teilweise ebenfalls an ökonomischen, häufiger jedoch an sozialen und individuellen Errungenschaften, persönlicher Weiterentwicklung oder privaten Begebenheiten, wie z. B. dem Zusammentreffen mit dem späteren Ehepartner, fest.

■ *„Ich habe mir hier ein Leben gemacht. Ich hatte die Arbeit, habe meine Liebe gefunden, habe geheiratet.“ (Italienerin, 52 Jahre, geschieden)*

■ *„(I: Wenn Sie noch mal von vorn anfangen könnten, würden Sie wieder nach Deutschland migrieren?) Ja. Ich hatte in der Türkei Schwierigkeiten gehabt durch meine offene Art. Ich habe nämlich zum Beispiel nie einen Unterschied zwischen Männlein und Weiblein gemacht, wenn es um Freundschaften ging, durch die sehr, sehr tolle Erziehung meines Vaters. Ich war ein quirliger Typ, sehr, sehr locker, sehr offen. Und da hat man öfter mal meine gute Art und Weise in die verkehrte Richtung gedeutet. Da hatte ich also schon meine Schwierigkeiten. Und ich hätte, glaube ich, immer Schwierigkeiten gehabt in der Türkei – immer ... Ich bin zufrieden. Ja, ich bin zufrieden mit meinem Leben.“ (Türkin, 54 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich habe mir eine Frage damals gestellt, das Haus war fertig in Jugoslawien. Wenn mich jemand fragen würde: jetzt hast du das Haus hier, bleib da. Kriegst du 1.000 Mark jeden Monat überwiesen. Was würdest du wählen? Bleiben wollen, mit dem, was da ist, mit 1.000 Mark, oder zurück nach Deutschland gehen, aber nie wieder das Haus sehen? Wenn ich denke, ich würde alles verlieren, was in Mannheim mein Leben ausmacht, nein, das würde ich nicht. Darum, ich bemitleide Leute, die sagen: Ach, ich lebe hier, wenn Rente, dann gehe ich fort. Das ist furchtbares Gefühl. Die leben dann so bescheiden und so eingeschränkt, egal in welche Richtung, ob das in Kleidung, ob das in Wohnung, ob das in kulturellem Leben ist. An nichts nehmen die richtig teil, nur noch träumen, bis man zurück-*



geht. Dann sind die erkrankt ... Meine Eigenständigkeit, finanzielle, war mir immer wichtig, dass ich nicht vom Mann was brauche. Verändert hat mich – ich habe mich hier entwickelt, ich bin erwachsen geworden, mein Horizont ist erweitert ... Nein, mir geht's gut. Also, ich würde lügen, wenn ich sage, mir geht's schlecht.“ (Jugoslawin, 51 Jahre, geschieden)

Dies korrespondiert mit den individuellen Motiven der Migration, die bei den an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen seltener in unmittelbarem Zusammenhang mit der Arbeitsmigration standen, sondern häufiger mit Abenteuerlust, familiären Streitigkeiten, Flucht aus einer zerrütteten Ehe oder mit der Ablehnung von patriarchalischen Verhältnissen und tradierten Lebensformen in Verbindung standen. Die Erfolgskriterien bemessen sich heute eher an beruflichem Erfolg, an gelungener sozialer Integration und/oder sozialem Aufstieg, aber auch an der individuellen und intellektuellen Weiterentwicklung, den Chancen zur Selbstverwirklichung, einer individualisierten und autonomen Lebensführung sowie einer größeren finanziellen und persönlichen Unabhängigkeit als Frau. Die positive Migrationsbilanz korrespondiert bei dieser Gruppe von Frauen mit einer relativ hohen Lebenszufriedenheit. Der Anteil der Verbleibsorientierten ist überproportional hoch.

Muster II: Gescheiterte Migration: „Wir haben viel verloren“

Zwischen Migrationszielen und ihrem Realisierungsgrad klafft in der Wahrnehmung der Befragten eine Lücke. Die Migrantinnen dieses Musters ziehen eine negative Migrationsbilanz, weil ihre Träume und Wünsche in Deutschland nicht oder nur in Teilen in Erfüllung gegangen sind. Aus retrospektiver Sicht bereuen sie die Entscheidung, migriert zu sein, weil ihnen der Preis, den sie dafür bezahlen mussten, zu hoch erscheint. Für diese Migrantinnen ist es bitter, beobachten zu müssen, dass andere Zugewanderte, Zurückgekehrte und insbesondere Daheimgebliebene ökonomisch erfolgreicher waren, während sie selbst trotz harter und entbehrungsreicher Jahre im Prinzip nicht mehr vorzuweisen haben als zu Beginn ihrer Wanderung. Die Gründe des Scheiterns variieren je nach Migrationsmotiv: das Nichterreichen ökonomischer Ziele, Marginalisierung durch Entfremdung und Entwurzelung, Fehlentscheidungen bezüglich des Spar- und Investitionsverhaltens, Trennung von Kindern und Herkunftsfamilie, Identitätsverlust, Zerrüttung von Ehe und Familie, aber auch ein Festhalten an der Rückkehrorientierung, das zu einem Leben in Wartestellung geführt hat.

↑ *„Wir sahen, dass es in Griechenland keine Möglichkeit gab, um voranzukommen. Wir entschieden uns für Deutschland. Hier habe ich viele Jahre gearbeitet und trotzdem habe ich nichts. Mein Mann spielte Karten. Und das bisschen Geld, was wir hatten, hat er verspielt. Ohne mich zu fragen, hat er ein Darlehen auf meine Kosten beantragt: 30.000 Mark. Und alles hat er verspielt. Es gab Zeiten, wo wir in Deutschland nichts hatten. Wieso sollte Deutschland an allem schuld sein? Wenn wir vernünftig gewesen wären, hätten wir es geschafft, innerhalb von ein paar Jahren nach Griechenland zurückzukehren. Ich habe alles bezahlt, mein Mann hat alles verspielt. Deutschland ist an all dem nicht schuld. (I: Würden Sie wieder nach Deutschland kommen?) Nein. Hätte ich lieber auf den* →

Feldern gearbeitet, um nicht in ein fremdes Land gehen zu müssen. Ich habe viel gelitten, ich hatte niemanden.“ (Griechin, 56 Jahre, getrennt)

■ *„Wenn ich die Wahl gehabt hätte, wäre ich nicht nach Deutschland gekommen. Wenn ich damals so viel gewusst hätte wie heute, wäre ich dort geblieben, hätte mir eine Stelle gesucht. Deutschland hätte bleiben können, wo es ist. Und ich hätte ein Umfeld, das mir gefällt. Arbeit hin oder her.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)*

■ *„Ich habe keine Wahl, ich muss mich abfinden. Ich bin ärmer als früher, als ich herkam.“ (Italienerin, 70 Jahre, geschieden)*

■ *„Bis jetzt kamen so viele andere Menschen nach, so dass ich mich – obwohl ich viel früher hierher kam – als Ausländer oder Fremde fühle. Alle, die nach mir gekommen sind, haben mich in allen Dingen überholt. In der Sprache, im Sich-wohl-Fühlen ... Wir haben unser Ziel nicht erreichen können. Wir wollten hier viel Geld verdienen und wieder zurückkehren. Leider haben wir dieses Ziel nicht erreicht. Wir haben nur eine Wohnung in der Türkei in unserem Dorf gekauft. Ansonsten nichts. Wir konnten nicht viel sparen. Im Gegenteil, wir haben viel verloren. Wir haben unsere lieben Nachbarn und Verwandten und Freunde verloren. (I: Würden Sie noch einmal Ihr Heimatland verlassen und nach Deutschland kommen?) Ich würde nie wieder hierher kommen wollen. Ich würde diese Heimatlosigkeit nicht noch mal ertragen. Wenn ich nur die Türkei kennen würde, würde ich mich mit den Verhältnissen dort abfinden müssen.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)*

Der Vergleichsmaßstab dieser Migrantinnen sind nicht primär die Rahmen- und Lebensbedingungen in Deutschland, sondern die gewandelten Lebensverhältnisse in den Herkunftsländern. Sie registrieren die wirtschaftliche Entwicklung dort aufmerksam. Aus heutiger Perspektive gehen sie davon aus, dass sie bei einem Verbleib im Herkunftsland an dem wirtschaftlichen Aufschwung ebenfalls hätten teilhaben können und materiell nicht schlechter gestellt wären als jetzt in Deutschland, ohne dass sie dafür die migrationsspezifischen Belastungen und Nachteile einer Wanderung in Kauf hätten nehmen müssen. Anders gesagt, sie würden es vorziehen, wenn sie noch einmal die Wahl hätten, materiell ärmer, aber glücklicher zu sein. Gleichwohl wissen sie sehr genau, dass sie einer Illusion nachhängen, weil diese Gleichung nicht mehr aufgehen würde. Denn auf Grund der doppelten Entfremdung, unter der viele dieser Migrantinnen leiden, und trotz latenter Rückkehrorientierung sind sie meist nicht mehr an einer ernsthaften Remigration und Reintegration interessiert. Überproportional häufig vertreten sind in diesem Muster Frauen vom Typus ‚Segregierte‘ und ‚Isolierte‘, die vor allem den Verlust an Heimat, Identität und sozialer Einbindung beklagen. Trotz ihrer latenten Rückkehrorientierung wollen die meisten dennoch wegen familiärer oder gesundheitlicher Gründe in Deutschland bleiben oder erwägen ein Alterspendeln. Nur ein kleiner Teil dieser Befragten erwägt eine definitive Rückkehr im Alter. Die subjektive Lebenszufriedenheit ist wegen eines vielfach vorhandenen psychischen Leidensdrucks und psychosozialer Belastungen wesentlich geringer als bei den Befragten mit positiver oder ambivalenter Migrationsbilanz.



Muster III: Migration als Nullsummenspiel: „Was heißt Erfolg?“

Die Befragten dieses Musters kommen in der Abwägung der Gewinne und Verluste durch die Migration zu einem ambivalenten oder zwiespältigen Ergebnis. Die Migrationsbilanz schlägt je nach subjektiver Befindlichkeit und gewähltem Referenzkriterium entweder eher positiv oder negativ aus, scheint auf Grund der Kontingenz jedoch auf ein Nullsummenspiel hinauszulaufen. Die Mehrzahl dieser Befragten ist in der Hoffnung auf ein besseres materielles Leben nach Deutschland gekommen. Diese wirtschaftlichen Ziele konnten meist jedoch nicht oder nur in Ansätzen realisiert werden. Die Befragten setzen den ökonomischen Erfolg oder Misserfolg in Relation zu anderen sozialen und gesellschaftlichen Errungenschaften in Deutschland, an denen sie teilhaben können und die ihre Lebenssituation positiv beeinflussen. Dazu zählen vornehmlich die soziale Absicherung, das Versorgungssystem, die Lebensqualität oder der erreichte Lebensstandard. Auf der negativen Seite der Bilanzierung schlagen sich wiederum Diskriminierungs- und Benachteiligungserfahrungen in unterschiedlichen Lebensbereichen wie Ausgrenzung am Arbeitsmarkt, Ausländerfeindlichkeit u. Ä. nieder.

- I** „Wenn ich die Wahl hätte, dann käme ich nicht mehr hierher, weil ich in der letzten Zeit Angst hatte wegen Ausländerfeindlichkeit. Es ist nicht so einfach. Das größte Problem ist, dass wir keine Arbeit haben, aber dann auch viel Angst haben. Das macht das Leben so schwer ... Mein Wunsch: immer eine Arbeit haben, ich bin im Moment arbeitslos ... Und eigentlich, unser Leben stabilisiert und verbessert sich. Und ist jetzt ein Rhythmus und wir haben geplant, für eine längere Zukunft hier zu bleiben.“ (Vietnamesin, 50 Jahre, getrennt)
- I** „Ich habe mein Ziel erreicht oder aber auch nicht. Ich habe einiges gekauft. Meine Ziele waren, eine bessere Zukunft für mich und meine Familie zu ermöglichen. Ich habe damals nicht gedacht, dass das so viel Stress verursachen würde. Ich habe immer in der Metallbranche gearbeitet von 5 Uhr morgens bis 16 Uhr nachmittags. Dazu ging ich noch putzen. Ich habe immerzu gearbeitet. Ich ging hier arbeiten, daher hatte ich immer eine Einnahmequelle. In der Türkei wäre ich wohl arm dran ... (I: Würden Sie wieder nach Deutschland kommen?) Ich würde wieder hierher kommen, aber würde meinen Mann nicht heiraten. Ich würde nur ein Kind bekommen. Ich würde leben.“ (Türkin, 50 Jahre, verwitwet)
- I** „Können Sie sich vorstellen, was Weltuntergang ist? Und dass ich nach 27 Jahren immer noch nicht zurechtkomme hier? Jetzt bin ich mit dem Studium fertig. Trotzdem kein ganzer Erfolg. Was heißt Erfolg? Finanziell kein Erfolg. Aber anders herum denke ich: ein steiniger Weg, aber Erfolg ... Man darf nicht von jedem Migranten hier denken, er sei unbedingt gekommen, um sein Brot zu verdienen. Ich habe dieses Ziel nie gehabt.“ (Türkin, 50 Jahre, geschieden)
- I** „Wenn ich mir vergegenwärtigen könnte, was ich alles hier erlebt habe, würde ich nicht noch mal aus der Türkei weggehen ... Ich habe keine große Rente. Im Alter aber fühle ich mich hier viel sicherer. Ich denke, wir leben hier sicherer in allen Dingen, gesundheitlich, finanziell, Freunde ... Ich kenne einige Türken, die zurückgekehrt sind. Sie bereuen es zutiefst. Gesundheitlich, finanziell und perspektivisch sind sie arm dran.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)



Im Vergleich mit der sozialen Situation von Zurückgekehrten oder Daheimgebliebenen relativieren sich die negativen Seiten der individuellen Migrationsbilanz wieder zu Gunsten Deutschlands, vor allem auch im Hinblick auf die nach wie vor ungünstigeren Lebensbedingungen, die schlechtere soziale Absicherung und medizinische Versorgung in den Herkunftsländern.

In die Migrationsbilanz, wenn sie zur Lebensbilanz erweitert wird, fließen häufiger auch fehlgeschlagene individuelle und familiäre Wünsche ein, die nichts mit den Rahmenbedingungen in Deutschland zu tun haben, wie z. B. der vergebliche Wunsch nach Kindern, einer glücklichen Beziehung oder nach beruflicher Qualifizierung.

■ *„(I: Würden Sie wieder nach Deutschland migrieren?) Ja. Für mich war wichtig, dass ich Arbeit habe. Das gefällt mir, das ist eine Sicherheit im Leben, finde ich. (I: Sie würden alles wieder so machen?) Ja. Nur wahrscheinlich sollte ich mich früher scheiden lassen. Außerdem, ich wollte immer Haus und Familie haben, das habe ich nie geschafft. Das bedrückt mich ja.“ (Jugoslawin, 58 Jahre, geschieden)*

■ *„Wäre ich damals gescheiter gewesen, hätte ich einiges anders gemacht. (I: Aber Sie wären wieder nach Deutschland gekommen?) Ja. Aber ich hätte mir eine Vollzeitstelle gesucht und die Sprache gelernt.“ (Jugoslawin, 59 Jahre, verwitwet)*

■ *„Wenn ich zurückkönnte, würde ich nie den Fehler begehen, nach Deutschland zu kommen. Das Haus, den Traum vom Haus, habe ich nie verwirklichen können. Den habe ich in Italien gelassen ... Ich bin an Erfahrung reicher geworden. Man kann sagen, dass ich ein bisschen das Lachen verlernt habe. Es gibt da ein wenig Traurigkeit mit bitterem Nachgeschmack. Hier wird man hart, man muss so sein. Man muss nicht zu sentimental sein. Man muss leben, ohne zu viel zu beachten ... Man kann sagen, dass ich aber jetzt zufrieden bin. Ich habe auch das Glück, eine Ausbildung zu haben. Ich habe es ja geschafft, wieder meinen Traumjob zu tun.“ (Italienerin, 53 Jahre, geschieden)*

■ *„In dieser Richtung würde ich schon vielleicht etwas anders machen. Wenn ich wüsste natürlich von Anfang an, dass ich hierher gehe und verdiene regelmäßig so viel Geld, würde ich direkt – hätte ich von Anfang an versucht, etwas zu sparen und einfach eine Eigentumswohnung zu kaufen, etwas, wo ich sagen kann, das gehört mir. Und da bin ich sicher, da kann mich keiner rausschmeißen, wenn ich mein Geld nicht mehr verdiene. Einfach absichern mein Leben, was ich natürlich nicht gemacht habe vor lauter Angst immer wieder: irgendwann gehst du zurück. Oder du wirst es dir nicht leisten können, das abzahlen. Man war nie sicher im Grunde genommen in dem Sinne, um zu sagen: Okay, man wagt irgendetwas. Und vielleicht würde ich versuchen, die Zeiten, die ich hatte, die hätte ich investiert, um etwas richtig zu lernen. Oder vielleicht doch eine Familie zu gründen.“ (Jugoslawin, 53 Jahre, ledig)*

Sehr häufig bedauern Migrantinnen aus retrospektiver Sicht, auf Grund der latenten Rückkehrorientierung Chancen nicht wahrgenommen oder verpasst zu haben: Sei es, dass sie sich in Deutschland kein Wohneigentum angeschafft haben, sei es, dass sie, was viele auf Grund der damit verbundenen Mobilitätsbeschränkungen als besonderen Mangel empfinden, keinen Führerschein gemacht oder nie richtig Deutsch gelernt haben. Die Ausrichtung des gesamten Lebens an einer Rückkehr habe letztlich dazu

↑ geführt, sich nur auf die Arbeit zu konzentrieren und auf das ‚richtige‘ Leben bis auf die →

Zeit nach der Rückkehr zu warten. Gleichwohl hat das Gros dieser Migrantinnen nicht mehr vor, im Alter zu remigrieren, sondern will den Lebensabend in Deutschland verbringen. Trotz ambivalenter Migrationsbilanz haben sich diese Migrantinnen mit ihrem Leben in Deutschland arrangiert, worauf eine relative subjektive Zufriedenheit mit der heutigen Lebenssituation verweist.

3.8 Zugang zu und Bewertung von Migrationssozialdiensten und Einrichtungen der Altenhilfe

Beratungs-/Migrationssozialdienste

Parallel zu den ersten Anwerbeabkommen wurden bereits muttersprachliche Beratungsdienste eingerichtet, die dank ihrer dezentralen Strukturen heute flächendeckend verbreitet sind. Träger der muttersprachlichen Beratungsdienste für Migrantinnen und Migranten sind die großen Wohlfahrtsverbände Caritas, Arbeiterwohlfahrt und das Diakonische Werk. Die nationalitätenspezifische Aufteilung der Beratung erfolgte anhand der religiösen Ausrichtung von Verbänden und Migrantenpopulationen. Im Hinblick auf die im Sample vertretenen Nationalitäten ergeben sich bezüglich der Migrationsdienste folgende Zuordnungen. Die Caritas betreute die italienischen und in Teilen die jugoslawischen Zuwanderer, das Diakonische Werk war zuständig für die griechischen Migrantinnen und Migranten und die Arbeiterwohlfahrt für Zuwanderer aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien. Diese nationalitätenspezifische Aufteilung hat sich zwar bis in die heutige Zeit gehalten, wenngleich die Migrationssozialdienste der Wohlfahrtsverbände angesichts knapper werdenden öffentlicher Gelder und damit verbundener Sparzwänge seit einigen Jahren gehalten sind, sich stärker zu öffnen und ihre Angebote nationalitätenübergreifend auf- und auszubauen (vgl. Gaitanides 1996:42; Grundsätze für die Ausländersozialberatung 1998). Beratungsdienste für die vietnamesischen Zuwanderer leisten vor allem ethnische Selbsthilfeorganisationen.

Der Bekanntheitsgrad der nationalitätenspezifischen Migrationssozialdienste der Wohlfahrtsverbände ist unter den befragten Migrantinnen ausgesprochen hoch – und zwar nationalitätenübergreifend. Lediglich 8% der Befragten, ausschließlich türkische und italienische Frauen, kannten keine derartige Einrichtung an ihrem Wohnort. Trotz zunehmender interkultureller Öffnung der Träger ist bei den Befragten generell eine ausgesprochen hohe Bindung an die ursprünglich für ihre Nationalität zuständigen Migrationssozialdienste festzustellen. In Abhängigkeit vom Wohnort und dem dort vorhandenen Beratungsangebot variieren bei den Migrantinnen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei die primären Anlaufstellen. Bei den Migrantinnen aus Ex-Jugoslawien verteilen sich die Präferenzen bei der Inanspruchnahme von Beratung auf die Einrichtungen der Caritas und der Arbeiterwohlfahrt, bei den türkischen Migrantinnen sind Einrichtungen der Arbeiterwohlfahrt und des türkischen Beratungsdienstes Türkdanış die Hauptanlaufstellen.



Die Inanspruchnahme der Migrationssozialdienste ist deutlich niedriger als ihr Bekanntheitsgrad, wenngleich diese immer noch die wichtigsten Anlaufstellen für die älteren Migrantinnen sind. Nahezu die Hälfte der Befragten nimmt je nach Unterstützungs- und Beratungsbedarf gelegentlich oder regelmäßig diese Dienstleistungen in Anspruch. Dabei zeigen sich nationalitätenspezifische Abweichungen. Jede zweite türkische, griechische und ex-jugoslawische Migrantin, aber nur jede dritte Befragte aus Italien und Vietnam macht von diesen institutionellen Angeboten sporadischen oder häufigen Gebrauch. Die Erhebung belegt den selbst nach einer langen Aufenthaltsdauer weiterhin bestehenden relativ hohen muttersprachlichen Informations- und Beratungsbedarf bei älteren Migrantinnen.

■ „Ich kann kein Deutsch und ohne diese Beratungsstelle bei der Caritas wüsste ich nicht, was ich tun sollte.“ (Jugoslawin, 57 Jahre, verwitwet)

■ „Ich kenne keine außer der Caritas. (I: Waren Sie schon mal dort zur Beratung?) Ja, ich war schon dort und es wurde mir geholfen. So in den üblichen Sachen, die eben anstehen.“ (Italienerin, 66 Jahre, verwitwet)

■ „Hier gibt es eine Beratungsstelle für türkische Bürger, die Türkdanis. Da gehe ich immer hin, wenn ich irgendeine Auskunft oder Hilfe in solchen Sachen brauche. Da arbeitet die A., die ist immer behilflich.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)

Zwei unterschiedliche Nutzungsmuster sind erkennbar. Zum einen gibt es Migrantinnen, die ihre Routineangelegenheiten selbstständig regeln und nur bei einem sehr spezifischen und selektiven Beratungs- und Informationsbedarf, z. B. in Rentenangelegenheiten, bei Sterbefällen, Rechtsstreitigkeiten u. Ä., die Migrationssozialdienste aufsuchen. Zum anderen gibt es Migrantinnen, die auf Grund ihrer fehlenden Sprachkenntnisse laufend auf die Übersetzungs- und Beratungsleistungen angewiesen sind. Zu denjenigen, die diese Angebote intensiver nutzen, gehören vor allem die ‚traditionellen‘ Migrantinnen mit geringen Deutschkenntnissen und brüchigen oder fehlenden familialen Netzwerken. Geringe Schulbildung, Analphabetismus und unzureichende Deutschkenntnisse beschränken die individuelle Handlungskompetenz im Umgang mit deutschen Behörden, Regeleinrichtungen und bürokratischen Erfordernissen. Die Angebote der muttersprachlichen Migrationssozialdienste sind für diese Migrantinnen mit geringer Handlungskompetenz eine notwendige und weiterhin unerlässliche Hilfe, um die grundlegenden Informationen zu bekommen, die eine gesellschaftliche Teilhabe oder den Zugang zur Regelversorgung erst ermöglichen. Dies gilt nicht nur für alleinlebende Migrantinnen, sondern auch für Migrantinnen mit familialem Netzwerk, die nicht permanent und ausschließlich auf die bilingualen Kompetenzen ihrer Kinder zur sprachlichen Verständigung angewiesen sein möchten.



Thematisch und inhaltlich hat sich der Beratungs- und Informationsbedarf der Migrantinnen mit zunehmendem Alter verschoben. Während in der Anfangsphase vor allem Informationsbedarfe im Hinblick auf die Arbeitswelt, den Familiennachzug oder aufenthaltsrechtliche Bestimmungen bestanden, sind es nunmehr eher Beratungsbedarfe, die alters- und altersspezifische Bezüge haben, wie z. B. rentenrechtliche Fragen, Aspekte der sozialen Absicherung im Alter, Rehabilitationsmaßnahmen, Sterbeversicherung, Sozialhilfe- oder Wohngeldbezug sowie aufenthaltsrechtliche Aspekte beim Pendeln.

Die hohe Zufriedenheit mit den Angeboten der Migrationssozialdienste ist primär auf zwei Faktoren zurückzuführen, zum einen auf die muttersprachliche Beratung, zum anderen auf den Einsatz von Beschäftigten mit bikulturellem Hintergrund. Durch die kulturelle und sprachliche Nähe wird ein besonderes Vertrauensverhältnis geschaffen, das durch personelle Kontinuität in den Beratungsstellen oftmals verstärkt wird, wobei die Bindung an die Einrichtung primär über personelle Bezüge und weniger über institutionelle hergestellt wird.

■ „Wenn es sich um Sachen handelt, die ich nicht kenne, mit denen ich nicht klarkomme, gehe ich dann zur Caritas zu C. Die kenne ich schon seit Ewigkeiten, seit ca. 20 Jahren. Es war, als ob sie ein Teil der Familie sei, eine Art Schwester, C. und auch Schwester F. waren immer für mich da.“ (Italienerin, 67 Jahre, verwitwet)

■ „(I: Gehen Sie auch zur griechischen Beratungsstelle der Diakonie?) Ja, ich kenne den Dolmetscher dort sehr gut. Er ist auch aus Athen. Ich kenne auch die E.“ (Griechin, 73 Jahre, verwitwet)

■ „Ich war in der Migrationsberatung. Und da hat er mir sehr geholfen, das kann ich ruhig sagen. Sehr nett. Da hatte ich ein paar Fragen, wo ich habe nix gewusst. Dann bin ich da hin, ich war so sehr zufrieden. (I: Gehen Sie auch zu anderen Beratungsstellen?) Für solche Sachen nicht. Nur wie gesagt, mit der Rechtsanwältin. Aber für solche Arbeit, ich war nur bei dem Griechen, weil dann kann ich mehr verstehen. (I: Ist da mehr Vertrauen?) Ja, natürlich. Ich bin froh, wenn die D. da ist, ich sprech offen mit ihr. Deshalb, für uns ist gut, wenn wir solche Leute haben. (I: Auch wenn man gut Deutsch kann?) Trotzdem. Das hat nicht mit der Sprache zu tun, das hat mit dem Vertrauen zu tun. Ist ein Grieche, und ich kann mein Herz aufmachen. Es ist ganz anders. Man fühlt sich verstanden.“ (Griechin, 51 Jahre, verwitwet)

Die Stärke der Migrationssozialdienste liegt nach wie vor in ihrer – wenngleich politisch nicht mehr gewünschten – nationalitätenspezifischen Bindung, die es ihnen ermöglicht, einer zielgruppenspezifischen Klientel bedarfs- und bedürfnisgerechtere – muttersprachliche – Informations- und Beratungsangebote zu offerieren. Inwieweit dieser spezifische (bilinguale) Vorteil im Rahmen einer durch Sparzwänge veranlassenen nationalitätenübergreifenden Öffnung erhalten bleiben kann, ist allerdings offen. Die Migrationssozialdienste sind weiterhin die primäre Anlaufstelle für Migrantinnen mit Verständigungsproblemen und diese Migrantinnen müssen sicher sein können, dass diese Beratungseinrichtungen, die sie kennen und denen sie vertrauen, auch nach einer nationalitätenübergreifenden Öffnung weiterhin genau die Sprachen vorhalten, die sie benötigen. Denn ohne die Übersetzungs- und Dolmetscher-



leistungen dieser Einrichtungen, die quasi Vermittlungsagenturen zwischen Regeleinrichtungen und Migrantinnen darstellen, würde diese Gruppe von Befragten keinen oder nur erschwerten Zugang zu Regeleinrichtungen erhalten. Die muttersprachlichen Beratungsangebote der Migrationssozialdienste werden erst in dem Moment überflüssig, wenn tatsächlich Regeleinrichtungen und Behörden ausreichende muttersprachliche Informationsangebote vorhalten oder sich interkulturell öffnen.

Aus integrations- und sozialpolitischer Perspektive sind vor allem die Beweggründe und Motive der Migrantinnen von Interesse, die die Angebote der Migrationsdienste nicht in Anspruch nehmen. Erschweren beispielsweise Zugangsbarrieren eine Inanspruchnahme oder ist der Bedarf an derartigen Dienstleistungen bei der Zuwanderergeneration generell rückläufig? Trifft erstere Annahme zu, dann besteht weiterhin ein hoher Aufklärungs- und Informationsbedarf, um den institutionellen Zugang für die Zuwanderergeneration zu erleichtern. Trifft hingegen die zweite Annahme zu, die bspw. die fachöffentlichen Diskurse über die zukünftigen Aufgabenzuschnitte von Altenhilfe und Migrationssozialdiensten beeinflusst und die den ‚Auslaufmodell‘-Charakter der Migrationssozialdienste betont (vgl. Hielen 1998:85), dann hätten sich diese spezifischen Dienstleistungs- und Beratungsangebote mit zunehmender Aufenthaltsdauer der Zugewanderten tatsächlich überlebt. Letzteres trifft jedoch, wie die relativ hohe Nachfrage nach muttersprachlicher Beratung in der Stichprobe belegt und wie im Folgenden zu zeigen sein wird, nur für bestimmte Teilgruppen von älteren Migrantinnen zu.

Rund die Hälfte aller befragten Migrantinnen nimmt die Angebote der Migrationsberatungsstellen nicht oder nicht mehr in Anspruch. Das Gros dieser Befragten gibt an, auf die Hilfe dieser Beratungsstellen nicht (mehr) angewiesen zu sein. Sie haben die Migrationssozialdienste in der Anfangsphase ihres Aufenthalts häufiger in Anspruch genommen, benötigen sie auf Grund ihrer heutigen Kenntnisse, Erfahrungen und Lernprozesse jedoch nicht mehr. Ihrer Selbsteinschätzung nach haben sie ausreichende Handlungs- und Sprachkompetenz ausgebildet, um sich in der deutschen Gesellschaft zurechtzufinden und um ihre Angelegenheiten bei Behörden oder Regeleinrichtungen selbstständig regeln zu können. Sie benötigen keine Umwege und keine Vermittlerinstanzen mehr, sondern verhandeln und regeln ihre Angelegenheiten direkt mit den zuständigen deutschen Stellen.

■ *„Beratungsstelle habe ich nie in Anspruch genommen. Nein, selbst brauchte ich die nicht.“ (Griechin, 71 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich habe mich alleine durchgeboxt. Ich musste überall hin zu den Behörden, mein Mann war ein fauler Hund, was die Sachen betrifft. Ich musste das machen, und ich habe immer gefragt. Und oft habe ich gesagt: Geben Sie mir das Formular mit. Das nächste Mal tue ich das ausfüllen. Und ich habe mir dann Kopien gemacht und habe aufgepasst. Und dann einzelne Worte – Amtsdeutsch ist auch nicht einfach. Und so ist das bei diesen ganzen Fragebögen, Formularen, bis ich mir sicher war, ausgefüllt, den Rest am Schalter gefragt. Beim nächsten Mal wusste ich es dann.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, verwitwet)*



- *„Ich bin hier selbst wie eine Sozialberatungsstelle. Jeder, der in Not ist, kommt und lässt sich beraten und lässt sich von mir helfen.“ (Türkin, 50 Jahre, getrennt)*
- *„Ich werde des Öfteren um Rat gefragt. Ich habe keinen Bedarf. Ich mache meine Angelegenheiten selber.“ (Türkin, 65 Jahre, verwitwet)*

Oftmals haben sie sich die notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten durch ‚Learning by Doing‘ selbst beigebracht oder konnten die Informationsvorsprünge ihres integrativen sozialen Umfelds (deutsche Kolleginnen, Vorgesetzte, Arbeitgeber, Nachbars- und Bekanntenkreis) produktiv nutzen und verwerten.

Einige Vietnamesinnen wiederum hatten auf Grund ihrer früheren Betreuungs- und Dolmetscherfunktionen für die Vertragsarbeitnehmer Handlungs-, Kompetenz- und Wissensvorsprünge erworben, die die Einschaltung von Migrationsberatungsstellen überflüssig machten.

- *„Beratungsstellen? Das interessiert mich wenig, weil ich auch als Dolmetscher wie ein Sozialarbeiter war und dann nach der Wende zehn Jahre als Sozialarbeiter gearbeitet habe, obwohl ich keine Urkunde oder so etwas habe. Aber trotzdem, die Erfahrung, die man im Umgang mit Leuten hat. Jetzt haben die Leute auch schon ihre Ruhe. Sie haben schon Fuß gefasst, und die meisten brauchen jetzt, wenn sie etwas brauchen, einen richtigen Dolmetscher und nicht die Beratungsstelle.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*
- *„Es gibt noch Caritasverband, da haben sie auch eine Beratungsstelle für Vietnamesen. Dann deutsch-vietnamesischer Freundschaftsverein. (I: Sind Sie mal zur Beratung gegangen?) Nein. Ich bin eigentlich nicht hingegangen, brauchte ich nicht. Ich war ja Betreuerin und Dolmetscherin für Vertragsarbeitnehmer.“ (Vietnamesin, 52 Jahre, geschieden)*

Diese Gruppe von handlungsautonomen Migrantinnen benötigt keine migrationspezifische Beratung mehr. Sie sind diesem Stadium der ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ bereits seit langem entwachsen. Sie verfügen in der Regel auch über ausreichende Kenntnisse und genügend Selbstbewusstsein, um ihre Ansprüche und Interessen zu artikulieren und durchzusetzen, oder sie wissen zumindest, wie und wo sie im Bedarfsfall Informationen und Unterstützung bekommen können. Von ihren sozialen Lagen und ihren sozialen Orientierungen her entfallen sie meist auf den Typus der ‚Integrierten‘, der ‚Ausgegrenzten‘ sowie teilweise auf den Typus der ‚Isolierten‘ und der ‚Familienfrauen‘. Gemeinsames Merkmal aller sind die guten bis ausreichenden Deutschkenntnisse sowie tendenziell ein höherer Bildungsstand.

Eine zweite Gruppe, die allerdings aus anderen Gründen auf die Dienste der Migrationsberatungsstellen verzichtet, sind die ‚traditionellen‘ Frauen. Sie können auf die bilingualen Kenntnisse ihrer Angehörigen zurückgreifen. Die Mehrzahl dieser Frauen verfügt nur über geringe bis mittlere Deutschkenntnisse. Überproportional häufig handelt es sich um türkische und italienische Befragte, deutlich seltener um griechische Frauen oder Ex-Jugoslawinnen. Für diese Migrantinnen ist die nachfolgende Generation die primäre Informationsquelle und (sprachliche) Vermittlungsinstanz zu deutschen Einrichtungen und Behörden. Damit kommt der jüngeren Generation eine bedeutsame Rolle im Vermittlungsprozess zwischen Gesellschaft und Migrantinnen



zu, weshalb sie, wie auch Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:122) betonen, „bei diesbezüglichen Informationsmaßnahmen einbezogen werden sollten“.

- *„Ich mache das, was ich alleine schaffe. Sonst kümmern sich meine Kinder darum. (I: Und wenn Sie Informationen über Ämter oder Deutschland brauchen?) Ich brauche es ja nicht. Ich habe ja meine Kinder.“ (Italienerin, 64 Jahre, verwitwet)*
- *„Jetzt brauche ich so was nicht mehr. Früher war ich öfter hier in der Beratungsstelle. Als mein Mann starb, wenn ich etwas gebraucht habe für Wohnungsamt, Sozialamt, für solche Sachen. Aber jetzt habe ich meine Kinder, die mir dann helfen, wenn es notwendig ist.“ (Griechin, 59 Jahre, verwitwet)*
- *„Die Schwiegertochter erledigt solche Sachen. Sie kann gut Deutsch sprechen. Ich beschäftige mich nicht damit. Die Kinder erledigen immer solche Sachen.“ (Türkin, 62 Jahre, verwitwet)*
- *„Ich habe nie so eine Beratungsstelle gebraucht. Ich habe ja meine Kinder, die das für mich erledigen. Deshalb habe ich nie Bedarf gehabt. (I: Aber Sie wissen, dass es Beratungsstellen für Migranten gibt?) Ja, das weiß ich. Da aber meine Kinder sehr gut Deutsch sprechen, erledigen sie alles für mich.“ (Türkin, 70 Jahre, verwitwet)*

Diese Migrantinnen hätten bei komplexeren Interaktionserfordernissen auf Grund ihrer eingeschränkten Sprach- und Handlungskompetenzen Probleme beim Zugang zu Regeleinrichtungen, wenn sie nicht die interkulturellen und bilingualen Kompetenzen der jüngeren Generation extensiv nutzen könnten. Wenn sich allerdings, wie sich bei den brüchigen Familienmustern oder bei den Alleinlebenden tendenziell andeutet, dieses familiale Netzwerk nicht mehr oder nur noch eingeschränkt aktivieren lässt, dann ist davon auszugehen, dass bei Teilen dieser Migrantinnen im Alter der institutionelle Beratungs- und Unterstützungsbedarf erheblich anwachsen dürfte.

Die Anzahl derer, die keine migrationspezifischen Beratungsstellen kennen oder die das Angebot wegen möglicher Zugangsbarrieren nicht annehmen, ist mit 8% sehr gering, wenngleich diese Migrantinnen, u. a. auf Grund ihrer gravierenden Verständigungsprobleme, Integrationshilfen am dringendsten benötigen. Es sind vornehmlich alleinlebende Witwen, die ethnisch segregiert leben, und bei denen es sich ausschließlich um Befragte türkischer und italienischer Herkunft handelt. Sie können zwar bei Unterstützungs- oder Beratungsbedarf tendenziell auf ihr familiales oder innerethnisches Netzwerk zurückgreifen und alltägliche Informationsdefizite überbrücken. Ihnen fehlen jedoch grundlegende Kenntnisse über den Zugang und die Nutzung des Versorgungs- und Beratungsangebots, welche auch nicht durch die laienhaften Auskünfte ihres ethnischen Umfelds kompensiert werden können. Diese Befragten sind, zumal wenn es sich um Analphabetinnen handelt, stark auf die Zuverlässigkeit und Verlässlichkeit von Informationen und Informanten angewiesen, wobei nicht immer gewährleistet ist, dass sie eine adäquate und bedarfsgerechte Beratung erhalten, geschweige denn angemessenen Zugang zu den Regeleinrichtungen.



- *„(I: Wohin wenden Sie sich, wenn Sie Auskünfte brauchen? Gehen Sie zu Beratungsstellen für türkische Migranten?) Wo sollte ich hin? Ich bin alleine mit meinen Problemen da. Ich habe meine Kinder oder meine Freunde, mit denen ich manchmal meine Probleme löse oder bespreche. Ich hätte gerne Auskünfte, zu welchen Beratungsstellen ich gehen könnte. Aber ich kann nicht lesen und schreiben und die Sprache ist auch schlecht. Zu wem soll ich hin? Es geht leider nicht. Ich war noch nie bei einer Beratungsstelle. Entweder höre ich zufällig von Nachbarn oder ich frage, wenn ich mal ein Problem habe, an wen ich mich am besten wenden soll. Aber jetzt bräuchte ich Hilfe anderer Menschen.“ (Türkin, 63 Jahre, verwitwet)*
- *„(I: Kennen Sie eine Beratungsstelle für Migranten?) Nein. Ich habe von einer Arbeitskollegin erfahren, dass es hier in der Nähe die Caritas gibt. Und es gibt da auch eine Frau, die Italienisch redet, falls man da was brauchen sollte. Aber ich wusste es nicht. Ich habe es erst vor kurzer Zeit erfahren ... Denn ich hätte gern ein Büro, das beim Ausfüllen von Formularen und Beantragen von Papieren hilft. Wenn es einen Ansprechpartner gibt, müsste man sich nicht dauernd hier und da durchfragen. Manchmal weißt du ja nicht, an wen du dich wenden kannst.“ (Italienerin, 50 Jahre, verwitwet)*
- *„Nirgends bekomme ich Hilfe. Was soll ich machen?“ (Türkin, 56 Jahre, verwitwet)*

Latente Schwellenängste und Unkenntnis über kostenlose Beratungsangebote verhindern eine Inanspruchnahme der Migrationssozialdienste.

Die vorliegenden Befunde verdeutlichen den weiterhin bestehenden relativ hohen Beratungs- und Informationsbedarf bei Teilen der älteren Migrantinnen. Durch die teils erheblichen Sprachbarrieren sind muttersprachliche Beratungs-, Informations- und Vermittlungsangebote nach wie vor unerlässlich, wenn sichergestellt werden soll, dass auch diese Gruppe von Migrantinnen im Alter ausreichenden Zugang zu den Regel- und Versorgungseinrichtungen der Altenhilfe erhält, um adäquate Hilfe- und Unterstützungsleistungen zu gewährleisten.

Offene Altenhilfeangebote der Regeldienste

Das Segment der offenen Altenhilfe wird von verschiedenen Trägern und Institutionen besetzt: Dazu gehören insbesondere die deutschen Regeldienste der Altenhilfe, kirchliche Träger, die ethnischen Selbsthilfeorganisationen oder Vereine, Gemeinwesenprojekte sowie Einrichtungen des DRK. Auch die Migrationssozialdienste unternehmen vermehrt Anstrengungen, adäquate Angebote der Altenhilfe für die Zuwanderergeneration aufzubauen. Der Trägervielfalt steht ein ebenso breites Spektrum an Angeboten der offenen Altenarbeit und Altenhilfe gegenüber, das neben Beratungsangeboten für Senioren und Freizeit- sowie Informationsangeboten auch (alters)präventive Vorsorgemaßnahmen umfasst. Durch die in den letzten Jahren erfolgte stärkere interkulturelle Öffnung der Regeleinrichtungen der deutschen Altenhilfe nehmen auch die Angebote, die sich explizit an ältere Migrantinnen und Migranten richten, zu.



In der vorliegenden Erhebung wurden die älteren Migrantinnen über ihre Kenntnisse zu Angeboten der offenen Altenhilfe befragt sowie über ihr Interesse an derartigen Angeboten. Ermittelt werden sollten zudem mögliche Zugangsbarrieren bei der Inanspruchnahme dieser Angebote. Generell sind ein relativ niedriger Informationsstand sowie ein gering ausgeprägtes Interesse an offenen Angeboten der Altenhilfe bei den befragten älteren Migrantinnen zu konstatieren. Der vorliegende Befund steht in deutlichem Kontrast zu den Untersuchungsergebnissen von Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:121), die einen relativ hohen Informationsstand über Angebote der Altenhilfe bei der Zuwanderergeneration belegen. Während die pauschalen Kenntnisse über ambulante und stationäre Angebote der Altenhilfe und -pflege unter den befragten Migrantinnen vergleichsweise hoch sind, trifft dies auf die Angebote der offenen Altenarbeit der Regeleinrichtungen nicht zu. Lediglich ein Drittel aller befragten Migrantinnen kennt überhaupt derartige Angebote und nur jede fünfte macht sporadisch oder regelmäßig davon Gebrauch.¹⁴

Das Gros der älteren Migrantinnen, das keine ‚Seniorenangebote‘ kennt, beklagt diese Informationsdefizite allerdings kaum. Ihr Nichtwissen korrespondiert mit einem auffälligen Desinteresse an institutionellen Informations- und Freizeitangeboten für Ältere. Zwar wird des Öfteren vage darauf verwiesen, dass derartige Angebote sicherlich sinnvoll und generell von Nutzen sein könnten, man selbst jedoch kaum an einer Inanspruchnahme interessiert sei.

! „Solche Angebote? Das wäre schon eine gute Idee, irgendwo hinzugehen, aber – ich habe eigentlich nie daran gedacht. Aber ich habe, verstehen Sie mich nicht falsch, nie daran gedacht. Solche Gedanken sind mir eigentlich nie gekommen.“ (Italienerin, 66 Jahre, verwitwet)

Ein größeres Interesse an Freizeit- und Informationsangeboten für Ältere bekunden noch am ehesten sozial integrierte sowie partiell sozial isoliertere Migrantinnen. Die Partizipation an derartigen Angeboten wird als eine Möglichkeit betrachtet, leichter soziale Kontakte zu Frauen in ähnlichen Lebenslagen herstellen zu können. Den isoliert lebenden Migrantinnen fehlen jedoch zumeist konkrete Informationen, um diese Leistungen der Altenhilfe in Anspruch nehmen zu können.

! „Ich kenne so was nicht. Ich würde gerne so was kennen lernen und hingehen. Denn ich fühle mich sehr allein.“ (Türkin, 57 Jahre, geschieden)

Diffus und vage bleiben auch Vorschläge, wie bedarfs- und bedürfnisgerechte Altenhilfe- und Freizeitangebote aussehen müssten, um Interesse zu wecken. Nur sehr wenige Migrantinnen unterbreiten konkrete Vorschläge, die meist typisch weibliche Aktivitäten wie Handarbeits-, Näh-, Bastel- oder Kochkurse betreffen. Lediglich eine

¹⁴ Der (relativ hohe) Nutzungsgrad dürfte jedoch auf eine Stichprobenverzerrung auf Grund des Feldzugangs, der u. a. auch über interkulturelle und kirchliche Einrichtungen sichergestellt worden ist, zurückzuführen sein, wobei sich dieser Bias vor allem innerhalb der Teilgruppen griechischer und türkischer Befragter in Frankfurt/Main niederschlägt.



Migrantin, die selbst häufiger Seminare und Veranstaltungen in interkulturellen Zentren besucht, macht einen Konzeptvorschlag für Integrationsseminare, der darauf abzielt, Handlungsdefizite der älteren Zuwanderergeneration im Umgang mit offiziellen Stellen zu beseitigen.

■ *„Manche Leute, die haben Schwierigkeiten, die können sich nicht so integrieren und die haben Probleme damit. Und was ich mal anbieten werde oder meiner Meinung nach getan werden müsste, mehr für Ausländer so Seminare, so Kurse, sich zu integrieren. Auch was mal das seelische Leben betrifft und in dieser Richtung zu gehen, dass die Leute locker werden, dass sie ohne Angst weiter leben können. Weil viele haben Angst auch, wenn sie zur Behörde gehen, besonders im Sozialbereich. Habe ich persönlich erlebt, sind sehr zuvorkommend, sind sehr nett, aber nicht immer und nicht jeder, ist normal. Dass sie auch mal so Hilfestellung kriegen, dass sie ein bisschen Selbstwertgefühl gestärkt bekommen. So Seminare würde ich anbieten, das finde ich auch wichtig.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)*

Ein Trainingsangebot für die Gewinnung von Handlungs- und Verhaltenssicherheit im Umgang mit dem deutschen Umfeld und insbesondere mit den Regeleinrichtungen und Behörden wäre sicherlich auch für viele der älteren Migrantinnen, die nicht allein wegen ihrer Verständigungsprobleme, sondern auch aus Scham, als Bittstellerin aufzutreten starke Berührungängste haben, ausgesprochen sinnvoll.

Bei der Befragtengruppe mit Kenntnissen über Altenhilfeangebote beziehen sich die vorhandenen Informationen zumeist auf die Altenarbeit kirchlicher Einrichtungen. Die Angebote der katholischen und evangelischen Kirche weisen den höchsten Bekanntheits- und Nutzungsgrad auf, gefolgt von interkulturellen Einrichtungen in den beiden urbanen Erhebungsregionen, die in ihrer Angebotsstruktur nicht altersbezogen, sondern generationen- und nationalitätenübergreifend ausgerichtet sind. Der einrichtungs- und angebotsspezifische Kenntnisstand und die Nutzungspräferenzen stehen in Zusammenhang mit der Religionszugehörigkeit, der Nationalität und dem Wohnort. Unter den katholischen Befragten aus Italien und Griechenland sind Informationen über kirchliche Angebote der offenen Altenhilfe relativ verbreitet, wenngleich das Interesse an einer Inanspruchnahme vergleichsweise gering ist. Bei den türkischen Musliminnen und bei den Befragten aus Ex-Jugoslawien wiederum sind eher interkulturell ausgerichtete Träger und deren Angebote bekannt, wenngleich die Inanspruchnahme ebenfalls erheblich geringer ist als der Kenntnisstand. Die Vietnamesinnen wiederum kennen kaum Angebote der offenen Altenhilfe und artikulieren auch keinen Bedarf, da sie sich auf Grund ihres relativ niedrigen Altersdurchschnitts noch nicht als Zielgruppe der Altenhilfe sehen, zudem über Zeitmangel klagen und ihre Freizeit individuell gestalten wollen.

Betrachten wir zunächst die Gründe der Befragten genauer, die Informationen über derartige Angebote besitzen, diese jedoch nicht in Anspruch nehmen. Von den ‚traditionellen‘ Frauen (Typus ‚Familienfrauen‘, ‚Segregierte‘) werden am häufigsten folgende Begründungen angegeben: Zeitmangel, Familienzentrierung, Desinteresse,



altersbezogene oder gesundheitliche Gründe, Regenerations- und Rückzugsbedürfnisse oder ‚Konformitätszwänge‘ auf Grund tradierter Verhaltensweisen und Rollen-erwartungen im Hinblick auf Alter, Geschlecht und Familienstand, die mit ‚modernen‘ Freizeitgewohnheiten und organisierten Gruppenaktivitäten nicht vereinbar scheinen.

■ „So etwas würde ich als Witwe nicht besuchen. Nein, ich würde nicht hingehen.“ (Jugoslawin, 57 Jahre, verwitwet)

■ „Wir gingen früher nicht in die Disco und werden es auch jetzt nicht tun. Jeder hat seine eigenen Traditionen und so ... Ich habe ein ruhiges Leben und bleibe bei mir zu Hause. Ich möchte keinen engen Kontakt zu anderen Leuten. (I: Sie hätten auch nicht Lust, an den Freizeitangeboten für Ältere in der Mission teilzunehmen?) Nein, nein, nein. Nein, ich gehe zu nichts hin. Da ich ja auch Spätschicht habe, möchte ich nicht.“ (Italienerin, 52 Jahre, verwitwet)

■ „Nichts! Ich habe kein Interesse daran. Es ist besser allein zu sein. Ich weiß ja nicht, ob es dann mit der Gruppe besser ist.“ (Italienerin, 64 Jahre, verwitwet)

■ „Ich war noch nie da. Viele Freundinnen sagen: Lasst uns doch hingehen. Ich bin aber noch nie da gewesen, weiß auch nicht, warum. Ich besuche lieber Freunde und Nachbarn.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)

Zum Teil werden Angebote nicht angenommen, weil sie von den Terminen und den Veranstaltungsorten her ungünstig liegen. Mehrere Migrantinnen verweisen darauf, dass sie sich abends und im Dunkeln allein nicht mehr in die Öffentlichkeit trauen oder dass ihnen außerhäusliche Aktivitäten auf Grund von altersbedingten Mobilitäts- oder Gesundheitsbeschränkungen zu beschwerlich sind.

■ „Ich kenne Angebote. Das italienische Zentrum, mein liebes Fräulein. Früher ging ich hin, aber jetzt. Dann ist es ja abends, ich kann nicht mehr so gut laufen. Dann ist es ja abends und das Ausgehen am Abend war bei mir nie so, tagsüber schon, aber abends bin ich eigentlich nie.“ (Italienerin, 79 Jahre, verwitwet)

Bei den eher an modernen Lebensformen orientierten Migrantinnen (Typus ‚Integrierte‘, ‚Isolierte‘) werden teilweise andere Argumente für die Nichtinanspruchnahme der Altenhilfeangebote angeführt. Diese Befragten unterscheiden sich in ihren Argumenten hinsichtlich der Nichtinanspruchnahme sowohl untereinander als auch von den ‚traditionellen‘ Migrantinnen. Als ‚junge Alte‘ grenzen sie sich von den ‚Senioren‘ als der eigentlichen Zielgruppe der Altenhilfe ab.

■ „Ich habe keine Zeit für solche Veranstaltungen mit Senioren und so. Bis jetzt, ich habe noch nichts mitgemacht. Ich habe nicht so viel Zeit. (I: Sie sind auch noch keine Seniorin?) Noch nicht, ja.“ (Griechin, 65 Jahre, geschieden)

Viele isoliert lebende Migrantinnen begründen ihre Nichtteilnahme an den Angeboten der Altenhilfe vor allem mit Zeitmangel durch die Doppelbelastung von Arbeit und Haushalt, Desinteresse, fehlender ‚Freizeit-‘ und ‚Sozialkompetenz‘ für organisierte Aktivitäten oder habituellen Dispositionen auf Grund ihrer traditionellen weiblichen Sozialisation.



■ *„Unsere Frauen treffen sich kaum, sie arbeiten und haben Familie. Außerdem würden sie von allein nicht zu solchen Treffen gehen. Meine Generation hat es schwer.“ (Jugoslawin, 59 Jahre, verwitwet)*

Die sozial integrierten Migrantinnen führen als Begründungen ebenfalls vornehmlich Zeitmangel durch Doppelbelastung von Arbeit und Haushalt, aber auch die mangelnde Attraktivität der Angebote sowie eine Präferenz für eigeninitiierte Aktivitäten und individuelle Freizeitgestaltung an. Auf Grund des relativ hohen Eigenengagements und ihrer sozialen integrativen Einbindung ist der Bedarf dieser Befragten an institutionellen Betreuungs-, Beratungs- oder organisierten Freizeitangeboten ausgesprochen gering.

■ *„Ich muss mich immer weiter entwickeln und so, wenn ich sitze zu Hause, das ist langweilig. Ich bin aktiv. Ich bin in Gewerkschaft, seit ich bin in Schuldienst. So will ich Informationen haben. In der Schule war ich im Personalrat. Jetzt bin ich in eine Arbeitsgruppe, machen wir Schulprogramm. Da haben wir übrigens organisiert einen Stammtisch. Ich war schon immer aktiv.“ (Jugoslawin, 58 Jahre, geschieden)*

■ *„So was interessiert mich überhaupt nicht, weil die Leute sind mir ein bisschen zu primitiv, die solche Veranstaltungen besuchen, keine gescheiterten Worte können sie sich unterhalten, nur wer was verdient hat, was der gekocht hat. Das ist nicht meine Welt. Ich möchte gerne etwas mehr.“ (Jugoslawin, 55 Jahre, geschieden)*

Nur jede achte Migrantin bekundet ernsthaftes Interesse an Angeboten der offenen Altenhilfe und nimmt sie zumindest sporadisch auch in Anspruch. Zu den Nutzerinnen gehören deutlich häufiger geschiedene oder ledige Migrantinnen, wesentlich seltener verwitwete Frauen. Bezüglich der Nationalität handelt es sich um einige griechische und türkische Migrantinnen aus Frankfurt/Main (u. a. ein Stichprobenbias) sowie um einige Frauen italienischer Herkunft an verschiedenen Wohnorten. Die türkischen Migrantinnen profitieren von den umfangreichen Altenhilfeangeboten der interkulturellen Begegnungsstätten in Frankfurt/Main, die griechischen und italienischen Frauen hingegen von der kirchlichen Altenarbeit. Die Mehrzahl präferiert gleichgeschlechtliche Angebote wie ethnienbezogene Frauengruppen, wo man sich ohne Verständigungsprobleme mit Gleichgesinnten austauschen, Probleme besprechen und soziale Kontakte knüpfen kann. Neben reiner Informationsvermittlung und Sportangeboten werden vor allem die Möglichkeiten der Kommunalität, soziale Kontakte zu knüpfen und zu intensivieren, wertgeschätzt.

■ *„Wir treffen uns in der Kirchengemeinde, wenn der Pope einen Ausflug organisiert, wie z. B. in die Türkei, eine Fremdenführung macht, Vorträge über verschiedene Themen. Für mich ist das interessant, so kann ich viel erfahren. Es kommen auch Menschen wie Historiker, Theologen.“ (Griechin, 64 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich habe, Gott sei Dank, die Frauengruppe hier gefunden und war froh. Und ich bin jede zweite Woche gegangen, habe mit Frauen Kontakt, Freundschaft. (I: Und was machen Sie in der Gruppe?) So Verschiedenes, Ausflüge, Seminare, Theater machen. Jedes Jahr hat andere Themen gehabt. Jetzt die evangelische Kirche hat nicht viel Geld gegeben. Früher hat sie mehr gegeben und gemacht, jetzt überall Kürzungen gemacht ... Ich möchte noch andere Leute, andere Nationalitätengruppe, mit deutscher Gruppe vielleicht etwas unter-*



nehmen. Aber ich weiß nicht, wohin gehen? Wer hat solche Gruppe?“ (Griechin, 62 Jahre, geschieden)

■ *„Der Caritas-Verband hat uns diesen Nähkurs organisiert und finanziert. Wir haben uns immer am Samstag getroffen, unter uns. Man lacht ein bisschen, macht einen Kaffee, Kuchen. Dazu haben wir ab und zu auch genäht. Wie gesagt: Jetzt haben wir dieses Zentrum. Dorthin gehen wir sehr gerne.“ (Italienerin, 58 Jahre, geschieden)*

■ *„Ich gehe gerne zu den Treffs beim I., wo viele Frauen zusammenkommen, um sich einen schönen Tag zu machen ... Das ist der Frauentreff beim I., H. oder im W. sind Veranstaltungen, die ich gerne besuche. Es gibt genügend. Wir leben doch in einer Großstadt.“ (Türkin, 58 Jahre, getrennt)*

Die Nutzerinnen von Angeboten der offenen Altenhilfe sind generell eher Migrantinnen, die auch über gute Bezüge zum deutschen Umfeld verfügen, nicht aber ältere Migrantinnen, die sich ausschließlich auf ethnische Kontexte beziehen oder sich sozial auf das familiäre Netzwerk konzentrieren.

Bilanzierend lässt sich feststellen, dass die Angebote der offenen Altenhilfe nur von einer kleinen Gruppe von älteren Migrantinnen in Anspruch genommen werden – und zwar von jenen mit den geringsten Eingliederungs- und Verständigungsproblemen. ‚Traditionellen‘ Migrantinnen mit segregativer Orientierung bleiben diese Angebote verschlossen, unter anderem auch wegen der Informationsdefizite, die Zugangsbarrieren markieren. Zwischen den Regeleinrichtungen der offenen Altenhilfe und den älteren Migrantinnen gibt es kaum Berührungspunkte. Die Inanspruchnahme von Angeboten für Ältere resultiert aus religiösen Kontexten im vertrauten Milieu kirchlicher Alten- und Seniorenarbeit oder ist auf die urbanen multikulturellen Angebotsstrukturen von interkulturellen Trägern, die nationalitäten- und generationenübergreifend ausgerichtet sind, zurückzuführen. Die geringe Nachfrage nach Angeboten der offenen Altenhilfe ist nicht zwangsläufig gleichzusetzen mit mangelndem Interesse, sondern dürfte – zumindest in Teilgruppen der älteren Migrantinnen – auf Informationsdefizite und Probleme beim Zugang verweisen. Andererseits ist das geringe Interesse an derartigen Angeboten keineswegs nur als ein kultur- oder nationalitätenspezifisches (Zugangs-)Problem zu bewerten, denn auch ältere Deutsche sind relativ desinteressiert an ‚Seniorenangeboten‘ oder stehen diesen, wie Hielen (1998:82) ausführt, sogar ablehnend gegenüber.

Da den älteren Migrantinnen einerseits die Beratungs-/Migrationssozialdienste wohl vertraut sind, sie andererseits zu den Regeleinrichtungen der deutschen Altenhilfe jedoch kaum Berührungspunkte haben, sollte der Zugangsvorteil der Migrationsdienste systematischer und effizienter als Brückenglied zwischen Migrantinnen und Altenhilfesystem genutzt werden. Dazu ist allerdings eine stärkere Vernetzung von Migrationssozialdiensten und Altenhilfesystem Voraussetzung, um einen besseren institutionellen Informationsaustausch zu gewährleisten (vgl. Kap. IV). Als Vermittlungsagenten wären die Migrationssozialdienste dann auch eher in der Lage, den älteren Migrantinnen den Zugang für die Inanspruchnahme von Angeboten der Regeleinrichtungen der Altenhilfe zu erleichtern.



3.9 Zusammenfassung der Ergebnisse

Die vorliegende Studie über die Lebenssituation von älteren alleinstehenden Migrantinnen in Deutschland, die im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend erstellt worden ist, hat explorativen Charakter. Daher wurde der Einsatz qualitativer Methoden bevorzugt. Die Studie verschafft erstmals einen breiteren, umfassenderen und ganzheitlicheren Einblick in die Vielfalt und Differenziertheit der Lebenslagen von älteren alleinstehenden Migrantinnen aus der Zuwanderergeneration. Mit der Untersuchung wird ein Forschungsdesiderat der Migrationssoziologie aufgegriffen und der Blick auf eine von Politik, Gesellschaft und Wissenschaft ‚vergessene‘ Migrantinnengruppe gelenkt, über die bislang nur wenig konkrete Informationen vorhanden waren. Der Vorzug qualitativer Ansätze liegt im Aufzeigen typischer Muster, Charakteristika und Spezifika, die die Lebenslagen alleinstehender Migrantinnen im Alter kennzeichnen. Die Befunde gewinnen gleichwohl eine ‚qualitative Repräsentanz‘ auf Grund des breiten nationalitätenübergreifenden Zuschnitts und hohen quantitativen Umfangs der Stichprobe, da Leitfadeninterviews mit 87 Migrantinnen aus fünf ehemaligen Hauptanwerbeländern West- und Ostdeutschlands einbezogen worden sind. Mit Hilfe des Lebenslagen-Ansatzes konnten in der Studie die vieldimensionalen Aspekte der Lebenssituation der Befragten in ihren Wechselwirkungen ebenso berücksichtigt werden wie die subjektiven Handlungs- und Deutungsmuster, die sich im Spannungsfeld von individuellen Ressourcen und objektiven sozial-strukturellen Rahmenbedingungen und Ungleichheiten herausgebildet haben. Die zentralen Ergebnisse der Studie, die in den einzelnen Kapiteln ausführlich dargestellt wurden, beziehen sich auf die *Stichprobe*. Repräsentative Rückschlüsse auf die Grundgesamtheit sind bei qualitativen Studien nicht möglich, gleichwohl lassen sich charakteristische – und somit typische – Lebenslagen abbilden, die intersubjektive Gültigkeit haben.

Die zentralen Ergebnisse der vorliegenden Studie zur Lebenssituation der älteren alleinstehenden Migrantinnen sind an dieser Stelle in komprimierter Form zusammengefasst. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich die Differenziertheit der Lebenslagen erst bei der vertiefenden Lektüre der Einzelergebnisse erschließt. Es ist festzuhalten:

- Das Klischee der älteren ‚helf- und sprachlosen‘ Migrantin‘ ist nach den vorliegenden Befunden zu revidieren. Alleinstehende Migrantinnen im Alter sind keine homogene soziale Gruppe. Sie sind weder in gleichem Maße von Armut- oder Marginalisierungsrisiken betroffen noch in ähnlicher Weise auf Sozialleistungen angewiesen. Neben isolierten und kaum integrierten älteren Migrantinnen gibt es auch starke Gruppen von gut integrierten und sozial eingebetteten Einwanderinnen.
- Die Integration und die soziale Lage älterer Migrantinnen sind in maßgeblicher Weise von ihren Bildungschancen und kulturellen Ressourcen beeinflusst. Bildung, soziale Zugehörigkeit, Aufstiegsorientierung und Deutschkenntnisse sind wesentliche Faktoren, die eine soziale Integration erleichtern und eine integrative sozio-kulturelle Orientierung fördern.



- Die Orientierung an den modernen Lebensformen der Ankunftsgesellschaft fördert zwar die soziale Integration, schafft aber auch soziale und wirtschaftliche Abstiegsrisiken für diejenigen, deren Handlungs- und Sprachkompetenz nicht ausreicht, um diese modernen Lebensformen auszufüllen. Die wirtschaftlich am besten gestellten Frauen sind nicht jene an modernen Lebensformen orientierten, sondern verwitwete Migrantinnen, die das traditionelle Familienmodell mit seinen umfassenden Loyalitäts- und Solidaritätspotenzialen nutzen konnten.
- Die Armutsrisiken im Alter sind für alleinstehende Migrantinnen dann besonders hoch, wenn Ehescheidungen ins Spiel kommen und das klassische Modell der männlichen Versorgerehe scheitert. Die Geschiedenen sind im Vergleich zu den Witwen und den Ledigen die ökonomischen Verliererinnen unter den älteren Migrantinnen. Die auf Kosten der eigenen Altersabsicherung getätigten Investitionen in die Familie zahlen sich dann nicht mehr aus und Eigentumsverluste oder Schulden sind keine Seltenheit. Jede dritte befragte Migrantin ist zur Sicherung des Lebensunterhalts auf staatliche Transferleistungen angewiesen.
- Es gibt im Alter keinen generellen Rückzug in die ethnische Gemeinschaft. Sowohl für stark familienorientierte Migrantinnen als auch für moderne, autonomieorientierte Frauen ist die ethnische Gemeinschaft keine zentrale Orientierungsgröße. Dies gilt auch für die Gruppe der sozial isoliert lebenden Migrantinnen. Ein Altersrückzug in die ethnische Gemeinschaft, wie oft geäußert, gehört nach unseren Ergebnissen nicht generell zu den Lebensorientierungen älterer Migrantinnen. Nur für die Gruppe der ‚ethnisch‘ orientierten Migrantinnen stellt die ethnische Gemeinschaft ein wichtiges Refugium und eine soziale Ressource dar, die nicht erst im Alter gesucht, sondern bereits seit der Migration zur sozio-kulturellen (Ersatz-)Heimat geworden ist.
- Auch die Rückkehr ins Herkunftsland ist für die meisten älteren Migrantinnen keine ernst zu nehmende Alternative mehr. Das Gros der Befragten wird – freiwillig oder gezwungenermaßen – den Lebensabend in Deutschland beschließen. Dies gilt auch für die Alterspendlerinnen. Die wesentlichen Gründe für einen dauerhaften Verbleib sind die in Deutschland lebenden Nachkommen, eine effizientere und kostenlose medizinische Versorgung sowie die elementare Absicherung der Lebensrisiken durch das soziale System. Hinzu kommen Gründe des subjektiven Wohlbefindens, aber auch die Offerten einer offenen Gesellschaft, die alleinstehenden Frauen nicht nur größere individuelle Freiheiten, sondern auch mehr Schutz vor männlicher Repression bietet.
- Die Großfamilie, das Zusammenleben mehrerer Generationen in einem Haushalt, ist auch bei älteren Migrantinnen eine verschwindende Lebensform. Fast jede zweite Befragte lebt allein. Das Leben in Zwei- und Mehrgenerationenhaushalten stellt nur noch für eine Minderheit eine dauerhafte Wohn- und Lebensform dar, auch wenn zahlreiche traditionsverhaftete Migrantinnen nach wie vor bestrebt sind, diese Wohnform – auch gegen den Wunsch der jüngeren Generation – aufrechtzuerhalten.



- Auch bei älteren Migrantinnen besteht eine große Kluft zwischen ihren Pflegewünschen und den Möglichkeiten, diese zu realisieren. Zwar erhofft sich die Mehrzahl der Befragten im Alter eine familiäre Pflege, hegt aber große Zweifel, diese jemals realisieren zu können.
- Die Kenntnisse über die spezifischen Angebote der Regeleinrichtungen der Altenhilfe sind bei älteren Migrantinnen sehr gering. Im Bedarfsfall kann dies dazu führen, dass kein oder nur ein unzureichender Zugang zur Nutzung des Altenhilfesystems gewährleistet ist.
- Der gesundheitliche Zustand der älteren Migrantinnen ist nach deren eigener Einschätzung besorgniserregend. Neben vielfach multimorbiden somatischen Befunden führen vor allem psychische und psychosomatische Belastungen zu einer subjektiven Beeinträchtigung des Gesundheitsbefindens. Angesichts des schlechten Gesundheitszustands in einem noch frühen Altersstadium und einem gering ausgeprägten Gesundheitsbewusstsein ist zu befürchten, dass ein erhöhter Pflege- und Betreuungsbedarf nicht erst bei Erreichen der Hochaltrigkeit auftreten wird.



IV.

Aspekte aus der Untersuchung von institutionellen Betreuungs- und Beratungsangeboten

Mit Hilfe von Experteninterviews aus Einrichtungen von Migrations-/Beratungsdiensten sowie Regeleinrichtungen der Altenhilfe wurden aus institutioneller Perspektive die Angebote, die Bedarfe und mögliche Zugangs- und Nutzungsprobleme in Bezug auf die Untersuchungsgruppe ermittelt. Die Auswahl der zehn Einrichtungen, in denen Expertengespräche mit Leitungskräften stattfanden, erfolgte anhand bestimmter Kriterien. Neben typischen Regeldiensten sollten auch Modellprojekte und Good-Practice-Beispiele aus dem Bereich der Migrations-/Beratungsdienste und der Altenhilfe einbezogen werden, um Anregungen für eine zielgruppenorientierte Ansprache und Angebotsstruktur zu gewinnen. Einbezogen wurden Träger aus dem Bereich der Migrationssozialarbeit mit offenen Angeboten, interkulturelle Begegnungsstätten sowie Einrichtungen der Altenhilfe mit offenen, ambulanten und stationären Angeboten. Dabei handelt es sich um zwei Migrations-/Beratungsdienste mit angeschlossenen interkulturellen Begegnungsstätten in der Trägerschaft der Wohlfahrtsverbände, zwei Selbsthilfeorganisationen bzw. Gemeinwesenprojekte und fünf Regeleinrichtungen der Altenhilfe (drei Pflegeheime mit interkultureller Öffnung, einen ambulanten Pflegedienst, eine Seniorenberatungsstelle). Außerdem wurde ein modellhafter Beratungsdienst für ältere Migranten und Migrantinnen an der Schnittstelle zwischen Migrationssozialdiensten und Altenhilfe berücksichtigt, der neben individueller Beratung auch eine offizielle Beraterfunktion für Regeleinrichtungen der Altenhilfe in migrantenspezifischen Belangen innehat.

Die Experteninterviews haben komplementären Charakter zur Hauptuntersuchung. Die Experten wurden wegen ihrer Fachkenntnisse und in ihrer Funktion als Repräsentanten ihrer Einrichtungen angesprochen, um aus der Perspektive der Hilfedienste Auskunft über folgende Themenaspekte zu geben:

- Mögliche Zugangsbarrieren und Hemmschwellen, die eine Inanspruchnahme der Dienste durch die Befragungsgruppe verhindern
- (Zielgruppenspezifische) Angebotsstruktur und Integrationsmaßnahmen der Einrichtungen bezüglich der Zielgruppe und deren Akzeptanz
- Mögliche Versorgungs- und Beratungsdefizite, Probleme, Handlungsbedarfe
- Vernetzung, Qualifizierung und interkulturelle Öffnung



Von den Expertengesprächen mit Funktionsträgern aus ausgewählten Einrichtungen erwarteten wir uns aufschlussreiche Erkenntnisse im Hinblick auf die Nachfrage der Angebote durch die älteren Migrantinnen sowie auf die institutionellen Rahmenbedingungen, die das Angebotsspektrum und die Beratungsleistungen beeinflussen, wie bspw. Ressourcenausstattung mit bilinguaem und bikulturellem Personal, Finanzierung, institutionelle Vernetzung und Kooperation.

Angebotsstrukturen, Inanspruchnahme und Zugangsprobleme

In den institutionellen Kontexten werden alleinstehende ältere Migrantinnen in der Regel nicht als spezifische Zielgruppe mit besonderen Bedürfnissen wahrgenommen, was wiederum Auswirkungen auf die (fehlenden) Angebotsstrukturen hat. Die Alleinstehenden werden nicht als soziale Gruppe in besonderen Lebenslagen, sondern lediglich im Rahmen der Einzelfallberatung als individueller ‚Betreuungsfall‘ identifiziert. Das bestätigt unsere Ausgangsthese von den ‚unsichtbaren‘ und von der Gesellschaft ‚vergessenen‘ Frauen. Die relativ wenigen geschlechtsspezifischen Angebote der befragten Einrichtungen, die sich explizit an Migrantinnen richten, sind entweder altersneutral oder für bestimmte Altersgruppen konzipiert, allerdings nie unter dem Aspekt, Angebote speziell für ältere Alleinstehende bereitzustellen. Frauenspezifische Angebote für Ältere, unabhängig vom Familienstand, sind nur in geringer Anzahl zu finden, die meisten Angebote richten sich an jüngere Migrantinnen der zweiten und dritten Generation, die leichter zu aktivieren sind. Die Einrichtungen führen den selektiven Angebotszuschnitt u. a. auf die Probleme zurück, Zugang zu älteren Migrantinnen, und zwar unabhängig von ihrem Familienstand, zu bekommen. Dabei werden mehrere Faktoren angeführt, die Hemmschwellen für eine Inanspruchnahme darstellen: massive Sprachprobleme, Analphabetismus und geringer Bildungsstand, Mobilitätsbarrieren (kein Führerschein), Rückzug in familiäre Netzwerke, tradiertes Rollenverständnis, Konformitätszwänge (Verlust der Ehre) und soziale Kontrolle, mangelnde Informationen und fehlende Kenntnisse über die Regelsysteme und deren Unterstützungsangebote. Neben den Rekrutierungs- und Zugangsproblemen wirken sich allerdings auch strukturelle ‚Zwänge‘ auf die Angebots- und Zielgruppenausrichtung aus. Die Priorisierung von Zielgruppen mit höherer Nutzungsintensität oder die Konzentration der Angebote auf sog. ‚Problemgruppen‘ erfolgt auf Grund des Legitimations- und Erfolgsdrucks angesichts finanzieller Restriktionen oder prioritärer Mittelvergabe für Integrationshilfen an bestimmte Adressatengruppen.

Mit den üblichen Mitteln der Öffentlichkeitsarbeit und den gängigen Informationskanälen, die den „Komm-Strukturen“ angepasst sind, erreichen die Einrichtungen die älteren Migrantinnen bei offenen Angeboten nicht. Persönliche Ansprache, vertrauensbildende Maßnahmen und muttersprachliche Mitarbeiterinnen bzw. bikulturelle Multiplikatorinnen sind erfolgreichere Wege, um ältere Migrantinnen als Klientel zu gewinnen, wofür jedoch großes zeitliches und persönliches Engagement der Beschäftigten und ein sehr langer Atem nötig sind, bis diese Angebote



tatsächlich angenommen und auch in ausreichender Zahl nachgefragt werden (vgl. Nispel 2000:69). Diesen langen Atem während der Anlauf- und Erprobungszeit haben die meisten Einrichtungen nicht, da sie angesichts knapper finanzieller Mittel unter hohem Legitimations-, Erfolgs- und Zeitdruck stehen.

■ *„(I: Versuchen Sie, auch Zugang zu älteren Migrantinnen zu bekommen?) Das ist sehr schwierig. Ich sehe sie. Ich sehe sie in der Nachbarschaft. Aber sie kommen nicht zu uns, und ich weiß eigentlich nichts davon. Ich sehe sie als Großmütter. Ich sehe sie dann einkaufen. Aber auch wenn man versucht, Kontakt herzustellen, ist es dann immer sehr schwierig. (I: Haben Sie mal überlegt, für diese Gruppe besondere Angebote zu machen?) Ja. Nein. Machen muss man schon. Aber ich habe nur eine Dreiviertelstelle, und ich werde an Fallzahlen gemessen. Natürlich, wenn das ein vernünftiges Projekt ist, aber das dauert dann auch immer wieder, bis es dann installiert ist, und meine Stelle ist immer befristet. Und das ist auch wieder – wo setze ich jetzt meine Prioritäten? Das heißt, dass ich neben dem Konzept nachher auch für die Durchführung noch mal Zeit aufwenden muss. Das heißt also, dass dann woanders Zeit weggeht. Wir würden das gerne machen, und Ansätze waren auch immer wieder da, aber es wäre wirklich zeitaufwendig.“ (Kommunale Seniorenberatungsstelle)*

■ *„Das sind halt die Dinge, die auch die Arbeit immer wieder schwierig machen, weil die Finanzierung im Grunde genommen immer auf sehr wackeligen Füßen steht und das auch immer sehr abhängig von der jeweiligen Landesregierung ist, welche Schwerpunkte sie setzen möchte. Aber letztlich geht es halt auch immer ums Geld. Weil dann halt auch immer sehr viel Unruhe entsteht, weil man halt nicht weiß, wie es weitergeht. Oder dann werden Gelder gestrichen. Wir müssen jedes Jahr die Gelder neu beantragen. Keiner ist also irgendwie abgesichert über Verträge, sondern von Jahr zu Jahr wird ein Antrag gestellt. Für kleinere Träger bedeutet das, dass man für ein halbes Jahr lang die Personalkosten irgendwie vorlegen muss. Wir haben hier z. B. 2,8 Stellen, alle Teilzeitstellen. Wir haben Honorarkräfte, BSHG-Stelle und eine SAM-Stelle. Das ist im Grunde genommen immer an der Grenze zur Ausbeutung.“ (Gemeinwesenprojekt)*

Auf Grund struktureller ‚Zwänge‘ (kurzfristige Finanzierung verhindert langfristige Planungsgrundlage, geringe Personalkapazitäten, befristete Arbeitsverhältnisse, ABM-, SAM-Stellen etc.) präferieren die Einrichtungen eine Angebotsstruktur, die relativ rasch eine hohe Nachfrage erzeugt, weil die Klientelrekrutierung bzw. -ansprache leichter zu bewerkstelligen ist. Öffentliche Mittel werden primär für Zielgruppen bereitgestellt, die in der Gesellschaft entweder als Problemgruppen, wie z. B. männliche jugendliche Migranten, wahrgenommen werden oder zu denen leichter Zugang zu erhalten ist.

■ *„Es gibt einfach ein Problem mit türkischen männlichen Jugendlichen. Es gibt hier eine sehr auffällige Gruppe. Und die Gemeinwesenprojekte sind in Stadtteilen mit sozialer Benachteiligung oder mit besonderem Entwicklungsbedarf. Und die Folgen des Arbeitsplatzabbaus sind hier im Stadtteil deutlich zu merken und treffen jetzt natürlich auch die zweite und dritte Generation der Migranten. Und das Projekt hier ist entstanden, dass man gesagt hat, hier muss etwas passieren. Ein wichtiger Schwerpunkt unserer Arbeit ist die offene Jugendarbeit und die wird auch sehr stark besucht von ausländischen Jugendlichen, vor allem männlichen Jugendlichen ... Und so haben wir auch mit der Frauen- und*



Mädchenarbeit angefangen. Das sind jetzt aber die jüngeren Frauen, das sind diese Frauen der zweiten Generation, die relativ aktiv hier sind ... Die Frauen der ersten Generation haben halt in der Regel sehr schlechte Deutschkenntnisse. Insofern können sie an bestimmten Dingen einfach gar nicht teilnehmen. Ansonsten sind sie auch kaum aktiv, sie leben sehr stark in ihren Familien, besuchen sich gegenseitig sehr viel ... Ich habe während der Bürgerbefragung auch diese Gruppe der türkischen Frauen befragt. Dann haben schon viele auch gesagt: Es gibt zu wenig Angebote für uns, die uns interessieren hier im Stadtteil. Sie haben solche Wünsche geäußert wie einen Nähkurs zum Beispiel oder gemeinsam zu kochen, auch Bastelarbeiten. Also solche Angebote, die nur für Frauen sind, fehlen hier halt, die auch für sie von Interesse wären ... Aber wir haben auch sehr beschränkte personelle Kapazitäten. Das heißt, wir müssen auch immer wieder gucken, wie diese Dinge zu finanzieren sind, wer diese Angebote macht ... Wenig erreiche ich im Grunde genommen für diese älteren Frauen. Sie sind für mich schon erreichbar, aber das hängt einfach mit unserer geringen Kapazität zusammen.“ (Gemeinwesenprojekt)

Die Anstöße für die wenigen offenen Angebote für ältere Migrantinnen gehen primär auf ein ausgeprägtes Engagement einzelner muttersprachlicher Mitarbeiterinnen in den Einrichtungen oder auf Anregungen ehrenamtlicher Multiplikatorinnen aus der Zielgruppe zurück. Nur über Mund-zu-Mund-Propaganda, persönliche Ansprache durch Mitarbeiterinnen und Multiplikatorinnen gelang es in diesen Fällen, Zugang zu älteren Migrantinnen zu bekommen und diese zu aktivieren, die konzipierten Angebote in Anspruch zu nehmen.

■ *„Freitagvormittag habe ich eine Frauengruppe für ältere Migrantinnen aus der Türkei. Da sind nur türkische Frauen der ersten Generation. Und die habe ich auch selbst hier aufgebaut ... Wir haben überhaupt keine Zettel verteilt und ehrlich gesagt keine Anzeigen aufgegeben. Wie? Ich habe einige Frauen schon früher gekannt, die sich auch in der Migrationsberatungsstelle getroffen haben. Mit diesen Frauen habe ich telefonisch Kontakt aufgenommen. Ich habe auch Kontakte durch die Beratung gehabt. Und dann habe ich mit ihnen gesprochen und habe auch gesagt: Ihr könnt auch mal Freundinnen Bescheid sagen, Nachbarinnen usw. Ihr könnt jemanden mitbringen. So haben wir wirklich mit fünf, sechs Frauen angefangen. Und jetzt ist es so voll, und jede möchte kommen. Ein ganz großer Bedarf, wirklich. Das ist das Problem, und das ist eigentlich auch das, was diese Gesellschaft hier nicht versteht oder was die Institutionen hier nicht verstehen. Sie denken: Es muss immer unseren Regeln angepasst werden. Und es wird verlangt: Kommt! Wir erwarten euch! Aber so läuft es leider nicht.“ (Interkulturelle Beratungs- und Begegnungsstätte)*

■ *„Es war auch sehr mühsam im Prinzip, dann auch überhaupt – welche Methode? Ob man einen Flyer macht? Wir haben im Stadtteil einen Infotisch gemacht, wir sind auf die Leute zugegangen. Wir haben einen Tag der offenen Tür gemacht, dass die Leute kommen ... Solche Projekte können nur erfolgreich sein durch Mund-zu-Mund-Propaganda. Wenn sie einem helfen, dann kommen weitere 10 oder 20. Es müssen einfach positive Erfahrungen gemacht werden.“ (Interkulturelle Seniorenberatungs- und Begegnungsstätte)*



Wenn es den Einrichtungen erst einmal gelungen ist, die Hemmschwellen bei älteren Migrantinnen abzubauen, dann entwickelt sich meist eine Eigendynamik auf Grund des Schneeballeffekts. Nicht nur der Bedarf an Formen kollektiver Geselligkeit in gleichgeschlechtlichen Gruppen, auch der Informationsbedarf der Migrantinnen ist relativ hoch, worauf die geschlechtsspezifischen Nutzungsformen bei den Angeboten hindeuten. Während Männer in der Regel bevorzugt Einzelfallberatung in Anspruch nehmen, sind bei Informationsveranstaltungen und Vorträgen vornehmlich Frauen vertreten:

■ *„Die Angebote, die wir machen, das sind überwiegend Frauen, die kommen. Die Männer kommen immer in die Beratung, wenn es meinetwegen um Probleme bei Geld und Rente geht. Aber die Frauen kommen im Prinzip fast bei allen offenen Angeboten. Sie sind engagierter. Das ist psychologischer Fakt, dass die Frauen wirklich weniger Blockade und Barriere haben, Einrichtungen aufzusuchen, als Männer. Wir haben wirklich viele, viele Angebote, und wir haben zu 99 % immer Anmeldungen von Frauen.“ (Interkulturelle Seniorenberatungs- und Begegnungsstätte)*

Zur Vermittlung muttersprachlicher Angebote der Einrichtungen reichen schriftliche Informationen nicht aus, um die älteren Migrantinnen zu erreichen. Ganz wichtig ist die Suche nach älteren Akteurinnen aus den ethnischen Netzwerken, die als Multiplikatorinnen oder ehrenamtlich Engagierte eingebunden werden (vgl. auch Hielen 1998). Die Ergebnisse des vom BMFSFJ geförderten Modellprojekts ‚Adentro‘ zur interkulturellen Erwachsenenbildung im Seniorenbereich belegen ebenfalls den hohen Stellenwert von ethnischen Multiplikatoren und Multiplikatorinnen, die im Rahmen bürgerschaftlichen Engagements eine stärkere Einbindung älterer Migranten und Migrantinnen in die Regeldienste der deutschen Altenhilfe fördern können. Den Zugang zu offenen Angeboten von Altenhilfe- und interkulturellen Einrichtungen finden viele ältere Migrantinnen zudem über ihre Kontakte zu den Migrations-/Beratungsdiensten, die auf Grund ihres Akzeptanz- und Bekanntheitsgrads eine wichtige Brücken- und Vermittlerfunktion einnehmen können.

Die strukturellen Zwänge wirken als Selektionsmechanismen im Hinblick auf Zielgruppenauswahl und Angebotsspektrum; sie führen bei den älteren Migrantinnen zu einer strukturellen Diskriminierung, eben weil sie weder als Pressure-Group noch als eine den sozialen Frieden ‚störende‘ Gruppe wahrgenommen werden. Nur wenn engagierte Mitarbeiterinnen aus den Einrichtungen oder ehrenamtliche Multiplikatorinnen zu Lobbyistinnen und Fürsprecherinnen werden, rücken die Bedürfnisse und Bedarfe der älteren Migrantinnen stärker ins Blickfeld. Unter Gleichheits- und Gerechtigkeitsaspekten darf es nicht allein persönlicher Initiative überlassen bleiben, ob und inwieweit älteren Migrantinnen Zugangs- und Partizipationschancen eröffnet werden. Um dies besser zu gewährleisten, sollten Maßnahmen ergriffen werden, die zur Beseitigung der strukturellen Benachteiligung beitragen. Eine erfolgreiche Umsetzung von Gender-Mainstreaming¹⁵ (vgl. Döge 2002) in den Einrichtungen wäre bspw.

¹⁵ Mit der Ratifizierung des Amsterdamer Vertrags verpflichten sich alle Staaten der EU und somit auch die Bundesrepublik, die Chancengleichheit von Frauen und Männern in allen Bereichen ihrer nationalen Politiken zu berücksichtigen.



ein wichtiger Baustein, um solche strukturellen Formen geschlechtsspezifischer Benachteiligung aufzubrechen. Denn mit der Implementierung von Gender-Mainstreaming werden sämtliche Handlungs- und Entscheidungsprozesse von Institutionen an der Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen gemessen. Um die Träger zu motivieren, bei ihren Angeboten geschlechtsspezifische Bedarfe und Bedürfnisse stärker zu berücksichtigen, könnte die Vergabe öffentlicher Mittel an die Bedingung einer Implementierung von Gender-Mainstreaming geknüpft werden.

Gewandelte Beratungs- und Informationsbedarfe bei der Zuwanderergeneration

Die Beratungs- und Informationsbedarfe bei der Zuwanderergeneration haben sich im Zeitverlauf und mit zunehmendem Alter deutlich verschoben. Während früher gruppentypische und nationalitätenspezifische Informationsbedarfe im Vordergrund standen, rückt nunmehr die Einzelfallberatung auf Grund komplexerer und individuellerer Problemlagen stärker in den Vordergrund, was zeit- und personalintensiver ist und zugleich eine stärkere Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Regel- einrichtungen notwendig macht. Die heutigen Beratungs- und Informationsbedarfe verlagern sich mit der Alterung der Ratsuchenden stärker auf Themen wie Renten- und Sozialhilfebezug, Pflegeversicherung, Einbürgerung, Gesundheitsprophylaxe, Wohnungsprobleme (kleine finanzierbare Wohnungen, alternsgerechtes Wohnen), aufenthalts- und sozialrechtliche Probleme beim Alterspendeln, Inanspruchnahme der Dienste der Altenhilfe, Altersfragen, Generationenkonflikte und Hilflosigkeit in Familien (Untreue, Beziehungskonflikte, häusliche Gewalt, Frauenhäuser, brüchige Generationensolidarität etc.).

I „Der Bedarf ist ganz konkret im Rentenbereich: Was haben die Frauen für Ansprüche auf Rente? Wann können sie Rente beantragen? Wir haben was über Pflegeversicherung gemacht. Wir haben über Wechseljahre – wie geht man damit um, welche Folgen hat das? Wir haben mal für die Frauen angeboten im Prinzip: Angst in der Familie. Was bedeutet es, dass man alt und von der Familie nicht wahrgenommen wird? Oder wie geht man im Alter mit solchen Ängsten um? Hier gibt es eine Ausländerbeauftragte bei der Polizei. Sie kommt regelmäßig, weil sehr viele von diesen Frauen Söhne haben, die oft halt Konfrontation, Konflikte mit der Polizei haben. Dann haben wir von Versicherungen Vertreter hier gehabt, dass sie auch Frauen beraten haben über Kur.“ (Interkulturelle Seniorenberatungs- und Begegnungsstätte)

Geschlechtsspezifische Informationsangebote der Beratungsdienste und Begegnungsstätten für Migrantinnen, die intensiver nachgefragt werden, beziehen darüber hinaus stärker frauenspezifische Themen wie Wechseljahre, weibliches Altern und Umgang mit dem Altern, Kur-Beratungen, Umgang mit häuslicher resp. männlicher Gewalt etc. mit ein.



Institutionelle Kooperations- und Vernetzungserfordernisse zur Verbesserung der Versorgung älterer Migrantinnen und Migranten

Die Alterung der Zuwanderergeneration stellt sowohl Migrationssozialdienste als auch die Einrichtungen der Altenhilfe vor neue Herausforderungen. Den Migrationssozialdiensten fehlen oftmals die spezifischen Informationen und Fachkenntnisse über das Altenhilfesystem, während bei den Einrichtungen der Altenhilfe Informationsdefizite über migrations- und kulturspezifische Kontexte des Alterns in der Migration vorhanden sind. Auf Seiten der Migrantinnen wiederum bestehen kaum Berührungspunkte zum Regelversorgungssystem der deutschen Altenhilfe, während die Migrationsdienste einen hohen Bekanntheitsgrad haben und wegen ihrer muttersprachlichen Betreuungspraxis entsprechende Akzeptanz und Vertrauen genießen. An den Zugangsvorteil der Migrationssozialdienste sollte stärker angeknüpft werden, um die Versorgung der älteren Migrantinnen zu verbessern. In den Fällen, wo Migrationssozialdienste und Begegnungsstätten bzw. Alteneinrichtungen eng miteinander verzahnt sind, werden offene Angebote von der Befragungsgruppe auf Grund des Vertrauensvorschlusses eher angenommen als Angebote der wenig bekannten Regeleinrichtungen der Altenhilfe.

Die historisch gewachsenen zweigleisigen Strukturen mit der Trennung von Migrations- und Altenarbeit sind angesichts des demographischen Wandels in der Migrantenbevölkerung und zukünftiger Bedarfe an institutioneller Unterstützung im Alter reformbedürftig (vgl. Hielen 1998:70). Den wachsenden Bedarf an Vernetzung und systematischem Wissenstransfer artikulieren auch die befragten Experten und Expertinnen aus der Migrations- und Altenarbeit.

I „Da wir hier in einem sehr multikulturellen Stadtteil liegen und es immer wieder Anfragen gab von Leuten verschiedener Nationalität, die gerne ins Heim wollten, aber wo dann so eine Unsicherheit dahinterlag: Sollte man sich hineinwagen, sollte man nicht? Wo kriege ich Informationen her? Wir fühlten uns recht überfordert in der Situation: Wie spricht man diese Leute an, oder wie setzt man Signale? Wir haben 1997 das erste Mal damit angefangen und haben mit allen möglichen Ämtern in der Stadt, die mit verschiedenen Gruppen verschiedener Nationalitäten zu tun hatten, einen Runden Tisch gegründet.“ (Pflegeheim B).

I „Wir sind die Beratungsstelle für ältere Menschen im Stadtverband. Diese Beratungsstelle wurde eingerichtet, weil im Rahmen der Pflegeversicherung ein erhöhter Bedarf da war, und weil auch die Kollegen in den anderen Beratungsstellen, also in der Sozialberatung, Schuldnerberatung, Migrationsberatung, immer wieder auf die Probleme der älteren Menschen hingewiesen haben ... Wir sind jetzt im Beratungsspektrum an bestimmte Vorgaben gebunden ... Wir machen eigentlich die Arbeit, die früher entweder eine Gemeindefschwester oder teilweise auch das Sozialamt dann machen sollte, wenn es um Beratung von älteren Menschen geht. Wir sind also angewiesen auf eine sehr enge Zusammenarbeit mit den anderen Institutionen, die alle etwas mit Alter oder Krankheit oder Pflege oder Soziales zu tun haben. Deshalb haben wir auch das Seniorennetzwerk gegründet.“ (Seniorenberatung)



- „Es gibt eine regionale Zusammenarbeit, von der ich glaube, sie müsste mehr intensiviert werden. Sie ist schon vorhanden, aber sie ist nicht besonders gut organisiert oder strukturiert.“ (Gemeinwesenprojekt)
- „Die Regeleinrichtungen sind nicht vorbereitet auf die Migranten. Ich finde, das ist das Fatale eigentlich, dass man versuchen muss, ein Stück weit die Regeleinrichtungen überhaupt darauf vorzubereiten, angefangen von der Altenhilfe. Zu gucken, was gibt es an Altenhilfe, ambulante Dienste, Heimplatzvermittlungen oder stationäre Bereiche – überhaupt eine Sensibilisierung auch bei denen, nicht nur bei den älteren Migranten selbst, zu gewinnen, zu sagen: Das ist eine neue Klientel, einfach neue Kunden, die auf euch zukommen. Wie könnt ihr euch darauf vorbereiten? Wir versuchen halt auch immer wieder Fortbildungen anzubieten. Und ich denke auch, wenn dann mal wirklich eine intensive Arbeit bei den Regeleinrichtungen geleistet wird, dass auch bei den Migrationsstellen ein Stück weit die Arbeit von denen übernommen wird. Mit Sicherheit ist das eine Vision. Aber die ist noch weit, weit weg, weil im Moment – auf die Arbeit von den Migrationsstellen könnte man auf keinen Fall verzichten, weil es ist so viel Arbeit von den Migrationsstellen gemacht worden, und wo die Regeleinrichtungen nicht in der Lage sind, diese Arbeit zu übernehmen. Und die wissen überhaupt nicht, wie viel Vorarbeit von denen geleistet wird.“ (Interkulturelle Seniorenberatungs- und Begegnungsstätte)
- „Dieses deutsche Altenhilfesystem muss in Frage gestellt werden – wirklich. Die Bedürfnisse sind gleich und die Mitarbeiter müssten fortgebildet werden, was interkulturelle Arbeit betrifft. Sie müssten sich wirklich mal selbst öffnen für die Anderen und bereit sein, für die Anderen mal tätig zu werden ... Wir sind eine Beratungsstelle für ältere Migrantinnen und Migranten. Wir sind offen und bereit. Und wir kooperieren auch mit einer Institution, eine ganz große städtische Organisation. Sie macht Altenarbeit. Sie möchten mit Migranteninstitutionen kooperieren, was Altenheime, was Altenwohnanlagen angeht oder, wenn jemand ein Pflegefall wird, was ambulante Dienste angeht. Sie sehen unsere Zielgruppe als Klientel. Aber was machen die denn dafür? Alle Veranstaltungen – alles auf Deutsch. Man fühlt sich einfach verarscht. Sie nehmen die Migrationsberatungsstellen und sagen quasi: Wir sind hier, und wir würden uns für eure Gruppe interessieren, aber den Rest der Arbeit macht ihr dann eigentlich.“ (Interkulturelle Beratungs- und Begegnungsstätte)

Aktivitäten zur Vernetzung der institutionellen Akteure auf lokaler oder regionaler Ebene sind zwar in Ansätzen vorhanden, gleichwohl sind nicht alle Anstrengungen von Erfolg gekrönt. Das Konkurrenzdenken zwischen Trägern mit identischen Zielgruppenzuschnitten und ähnlichen Angeboten verhindert oftmals eine engere und effektivere Zusammenarbeit. Abschottungstendenzen, Eifersüchteleien und ‚Besitzansprüche‘ auf bestimmte Migrantengruppen bzw. Alleinvertretungsansprüche sind massive Kooperationshemmnisse, vor allem dann, wenn die Träger um öffentliche Zuschüsse konkurrieren und bei nachlassender Nachfrage mit finanziellen Kürzungen zu rechnen haben. Die u. a. aus finanziellen Erwägungen zwischen Bund und Wohlfahrtsverbänden beschlossene interkulturelle Öffnung der Migrationssozialdienste fördert die Konkurrenz um die Nationalitätengruppen (vgl. Grundsätze für die Ausländersozialberatung 1998), weil durch die Aufhebung der Nationalitätenbin-



derung bisherige ‚Erbhöfe‘ und Alleinvertretungsmerkmale zunehmend obsolet werden. Gleichzeitig sichert der muttersprachliche Gruppenzugang nach wie vor die Existenzberechtigung bestimmter ethnischer Selbsthilfeorganisationen und der Migrationssozialdienste.

■ „Wir haben uns auch bemüht, aber es hat nicht geklappt. Dieser Altenverband hat mal, das war ein Lockmanöver, so angefangen: Wir begegnen uns. Wir veranstalten zusammen etwas. Weil sie sich interkulturell öffnen wollten, weil sie ausländische Mitbürger in ihren Institutionen haben wollten. Dann haben sie eine türkische Frau eingestellt. Und ich war mit meiner Gruppe auch oft da, und sie sind auch mit diesen zwei, drei Frauen zu uns gekommen. Jetzt kennt die Klientel diese Institution und weiß, dass C. auch dort tätig ist und ein Treff macht, dann gehen sie dorthin. Wie soll ich mich jetzt darauf verlassen? Wie soll ich vertrauen? Und deshalb besteht auf Leitungsebene im Moment kein Interesse, dass wir kooperieren.“ (Interkulturelle Beratungs- und Begegnungsstätte)

■ „Dieses Projekt hatte das Ziel zu schauen: Was gibt es hier an Vernetzung zwischen Migrationsarbeit und Altenhilfe? Ergebnis dieser dreijährigen Arbeit ist: Es gibt überall irgendwo kleine Sachen, aber eine Vernetzung ist in diesem Bereich sehr schwierig, und es ist im Grunde genommen gescheitert. Oder was heißt gescheitert? Im Grunde wurde festgestellt: Es gibt überall irgendwelche Dienste, aber die Zusammenarbeit ist eine Katastrophe. Der Eine gönnt dem Anderen nichts. (I: Das Konkurrenzdenken untereinander?) Ja. Das Problem bei einer solchen Projektarbeit oder Kooperation ist immer, das haben wir festgestellt: Sozialarbeit ist teilweise oder immer personenbezogen, gerade niedrigschwellige Sozialarbeit. Und wenn das Projekt beendet ist und der Mitarbeiter dann geht, bricht im Grunde genommen erst mal alles zusammen.“ (Pflegeheim C)

Auffällig ist, dass die Zusammenarbeit zwischen Migrationssozialdiensten und Behörden oder Regeleinrichtungen der Altenhilfe auf dem ‚kleinen Dienstweg‘ meist gut funktioniert. Die eher informellen Kooperationen zwischen einzelnen Einrichtungen basieren meist auf personenbezogenen Kontakten. Eine übergreifende institutionelle Vernetzung von Migrationssozialdiensten, Selbsthilfeorganisationen und Altenhilfeeinrichtungen auf lokaler und regionaler Ebene ist noch keineswegs selbstverständlich. Regelhafte Kooperations- und Vernetzungsstrukturen für einen übergreifenden Informationsaustausch fehlen nach wie vor. Die Probleme, die dadurch verursacht werden, liegen auf der Hand: Finanzielle Mittel fließen in den Aufbau paralleler Strukturen und Angebote, mögliche Synergien werden durch fehlenden Informationstransfer verhindert, und die Konzeptionierung und Planung neuer Projekte erfolgt ohne Rückgriff auf die vorhandenen Erfahrungen und das Know-how anderer Träger. Die Vorteile einer Vernetzung sind: Bündelung von Ressourcen und sinnvollere Nutzung finanzieller Mittel durch eine verbesserte Koordination von Angeboten und Kapazitäten, verbesserter Informations- und Erfahrungsaustausch, Verbesserung der institutionellen und operativen Zusammenarbeit zum Nutzen der Klientel. Vernetzungsstrukturen entstehen nicht im Selbstlauf, sondern bedürfen, wie Olbermann/Dietzel-Papakyriakou (1995:420) zu Recht ausführen, professioneller Initiatoren und Verantwortlicher, die den Dialog und die Zusammenarbeit moderieren und voranbringen. Zudem sollten



Anreize vorhanden sein, um eine Vernetzung zu fördern (bspw. Entwicklung gemeinsamer Standards zur Qualitätssicherung; gemeinsame Leitlinien, Zielvorstellungen). Ein starker Anreiz wäre gegeben, wenn die Bewilligung öffentlicher Mittel stärker an Bedingungen von Vernetzungsaktivitäten geknüpft würde.

Bedarfe an Qualifizierung und Professionalisierung im Bereich der Migranten- und Altenarbeit

Altern in der Migration erfordert ein ganzheitliches Vorgehen und neue Qualifikationskonzepte, die Migrationssozialarbeit und Gerontologie stärker miteinander verknüpfen. Um den älteren Migrantinnen adäquate Hilfeleistungen zukommen lassen zu können, sind sowohl auf Seiten der Beschäftigten im Bereich der Migrationssozialdienste als auch der Beschäftigten im Bereich der Altenarbeit und -pflege interdisziplinäre Kenntnisse erforderlich. Die professionellen Helfergruppen, die mit der Beratung und Versorgung älterer Migrantinnen betraut sind, benötigen Kenntnisse und Kompetenzen aus Migrations- und Altenarbeit. Ein fachlich verstärkter Austausch ist ebenso notwendig wie die Entwicklung und Bereitstellung entsprechender Qualifizierungs-, Fort- und Weiterbildungsangebote. Bei den Beschäftigten in der Migrationsarbeit bezieht sich der notwendige Kompetenz- und Wissenserwerb primär auf gerontologische Kenntnisse sowie umfassendere Informationen über das Altenhilfeversorgungssystem. Bei den Beschäftigten in der Altenhilfe und -pflege wiederum fehlen spezifische Kenntnisse über migrations- und kulturspezifische Kontexte, aber auch eine interkulturelle Sensibilität im Umgang mit älteren Migrantinnen und Migranten.

Voraussetzungen und Prozessgestaltung einer interkulturellen Öffnung der stationären Pflege

Am Beispiel von Pflegeeinrichtungen, die sich einer interkulturellen Öffnung (vgl. Hinz-Rommel 2000; Memorandum 2002, Werkstatt Weiterbildung 2000) verschrieben haben, sollen die personellen Voraussetzungen und institutionellen Erfordernisse sowie die während dieses Transformationsprozesses aufgetretenen Umsetzungsprobleme genauer beschrieben werden. Die Einrichtungen mussten lernen, dass eine nationalitätenübergreifende Öffnung hochvoraussetzungsvoll ist und umfassende und tief greifende Veränderungsprozesse innerhalb der Organisation notwendig machte, die den Bruch mit eingefahrenen Verhaltensmustern und Denkgewohnheiten bedeuteten und umfangreiche Qualifizierungs- und Supervisionsmaßnahmen bei den professionellen Kräften sowie Sensibilisierungs- und Aufklärungsmaßnahmen bei den Pflegebedürftigen und ihren Angehörigen erforderlich machten. Um sich auf die Aufnahme und Pflege von älteren Migrantinnen und Migranten adäquat einstellen zu können, haben zwei der drei befragten Pflegeheime externe Beratung und Hilfe in Anspruch genommen und den Prozess wissenschaftlich begleiten lassen.



Von einer impliziten Grundannahme mussten sich die Einrichtungen schnell verabschieden: Ein multikultureller Personalbestand ist nicht per se eine Ressource in der interkulturellen Pflege. Bilingualität und Migrationshintergrund allein sind weder Ressource noch Garant für die erforderliche interkulturelle Kompetenz. Für den Erwerb interkultureller Kompetenzen sind eine entsprechende Qualifizierung und Professionalisierung unerlässlich. Interkulturelle Kompetenz erfordert die Fähigkeit zum selbst-reflexiven Handeln, indem interkulturelle Kommunikations- und Interaktionssituationen situationsadäquat beurteilt und professionelles Handeln hinsichtlich seiner Angemessenheit – auch im Hinblick auf stereotype Selbst- und Fremdbilder – kritisch hinterfragt werden kann.

■ *„Dann ging es weiter, dass wir natürlich geguckt haben: Was fehlt uns? Wo haben wir Ressourcen? Und dann als Ressourcen hatten wir bis dato gesehen, dass wir eben auch in der Pflege so viele Nationalitäten haben, sprich auch Sprachkenntnisse aus diesem Bereich haben und eventuell sogar Leute haben, die Sitten und Gebräuche uns besser erklären können, als wir sie in der Literatur nachlesen können. Das war ein Trugschluss. Der Schuss ging nach hinten los.“ (Pflegeheim B)*

Interkultureller Kompetenzerwerb heißt auch, die Fähigkeit zu prozesshaftem Lernen und dem Arbeiten in interkulturellen Teams zu erwerben. Dieser Lernprozess konnte, wie das Expertengespräch belegt, nur durch angemessene Qualifizierung und Teambildungsprozesse unter kontinuierlicher Supervision erfolgreich initiiert und in Gang gehalten werden.

■ *„Die Mitarbeiter haben ihre eigene Migrationsgeschichte erstmal aufgearbeitet. Das war hauptsächlich im Bereich Hauswirtschaft, die sind eh von der Altersstruktur älter als die in der Pflege. Das hat oft Leute betroffen, die so über 50 sind, die dann fürchterliche Problematiken hatten. Also, da haben wir auch etwas ausgelöst, was wir hier erst verarbeiten mussten. Und dann gingen natürlich auch so Geschichten los: jahrelang Kollegen im Haus gewesen, aber sie haben sich noch nie akzeptiert gefühlt. Und dann kam dieser ganze Prozess noch. Also, da war eine Menge aufzuarbeiten, was unsere Planung total über den Haufen warf, aber wir sicher auch nicht ohne dieses Aufarbeiten hier weitergekommen wären. Ganz viele Supervisionsitzungen waren dann auch mit Kollegen zusammen, Teamsitzungen. Das zog sich fast ein Dreivierteljahr hin, muss aber sagen, das hat allen sehr, sehr gut getan im Nachhinein, sicher jedem persönlich, aber auch im Arbeitsverhältnis gut getan.“ (Pflegeheim B)*

Auch die Vorstellung, die kulturspezifischen Kenntnisse der Pflegekräfte mit Migrationshintergrund als Ressource gezielt nutzen zu können, um die ethnisch-kulturellen Spezifika bei der Versorgung und Pflege älterer Migranten und Migrantinnen (z. B. im Bereich Ernährung, Körperpflege, religiöse Praxen, Gesundheitsverhalten, Umgang mit Altern, Sterben, Tod) besser berücksichtigen zu können, erwies sich als irrig. Denn vor allem bei Pflegekräften aus der zweiten Migrantengeneration gab es Vorbehalte, sie wehrten sich gegen die damit verbundene ‚Kulturalisierung‘ und ‚Ethnisierung‘ auf Grund ihrer Herkunft. Auch im Hinblick auf eine ‚ethnische‘ Bezugspflege hatten



sie Vorbehalte aus Angst, von den älteren Migranten und Migrantinnen wegen der gemeinsamen Sprache und Herkunft im Vergleich zum deutschen Pflegepersonal zu sehr vereinnahmt und/oder einem zu hohen Erwartungsdruck ausgesetzt zu werden.

■ „Das war dann der nächste Trugschluss. Unsere jungen Pflegemitarbeiter haben dann fast den Boykott hier geplant. Ganz massiv war es bei Mitarbeiterinnen aus der Türkei, die dann sagen: Das könnt ihr gerade vergessen. Mit uns nicht. Wir pflegen alles und jeden, nur keine Türken. Dann haben wir gesagt, das kann ja wohl nicht sein. Warum? Bis dann herauskam, dass die türkischen Mitarbeiterinnen sagen: Ihr habt überhaupt keine Ahnung, was für einen Emanzipationsprozess wir gerade hinter uns haben ... Jetzt habe ich mich emanzipiert, und nun soll ich türkische alte Leute pflegen, die traditionell denken, die in mir die junge Türkin sehen und Ansprüche an mich heranbringen, die ich meiner Familie gerade abgewöhnt habe ... Und ich habe noch gedacht – eine Riesenressource, bis die mir sagten: Nein. Mit uns nicht. Wir helfen gerne als Dolmetscher, überhaupt kein Problem. Tun wir gerne. Aber Sitten und Gebräuche kennen wir nicht. Wir haben uns den hiesigen angepasst ... Die hatten einfach Angst, dass eine hohe Erwartungshaltung an sie herankommt und sagten: Wenn wir als türkisches Pflegepersonal dort reinkommen, dann werden an uns mehr Wünsche und Bedürfnisse herangetragen und Erwartungen als an eine deutsche Kollegin, die reinkäme. Da wüssten die von vornherein, die würde das vielleicht gar nicht erfüllen. Aber von uns würde das erwartet werden, und das tun wir nicht.“ (Pflegeheim B)

Ein sehr wichtiger Schritt auf dem Weg zur interkulturellen Öffnung ist die Herstellung von Toleranz und Sensibilität bei den Pflegebedürftigen und insbesondere ihren Angehörigen, um ein relativ konfliktfreies interkulturelles Zusammenleben zu gewährleisten.

■ „Das nächste Problem waren die Bewohner des Hauses, wir mussten die einbeziehen. Das hat auch ganz unterschiedliche Auswirkungen gehabt. Es gab eine ganze Menge Bewohner, wo das ganz positiv war. Es gab aber natürlich auch eine Gruppe, die gesagt hat: Nein. Dann ziehe ich hier aus. Das war auch ganz schwer aufzudröseln, weil dann die Bewohner ihren Angehörigen wieder berichtet haben. Dann kamen die auch noch, was wir denn hier vorhätten, ob das hier ein Asylantenheim werden sollte.“ (Pflegeheim B)

■ „Es wird auch intensive Gespräche, Auseinandersetzungen mit den bereits hier lebenden Bewohnern und Bewohnerinnen geben, soweit die noch dazu in der Lage sind. Mit den orientierten Menschen, die hier leben, wird es einen intensiven Dialog geben müssen, denn da werden die Kulturen aufeinander prallen. Vielleicht würde das andere Essen noch als Abwechslung empfunden, wobei es heute schon eine ganz große Resistenz gegenüber Veränderungen gibt. Also wehe, sie bieten mal einen Mittag keine Salzkartoffeln an.“ (Pflegeheim A)

In ihrer konzeptionellen Planung hatten die drei Pflegeheime einen segregativen Ansatz, nämlich die Bildung ‚ethnischer‘ Wohngruppen, präferiert. Die Wohngruppenzusammensetzung sollte sich an der muttersprachlichen und nationalen Herkunft der Pflegebedürftigen orientieren. Dahinter stand die Vorstellung, dass eine gemeinsame kulturelle und sprachliche Herkunft nicht nur das Zusammenleben vereinfachen würde, sondern von den älteren Migranten und Migrantinnen explizit



gewünscht werde. In der Praxis ist der ‚ethnische‘ Ansatz jedoch mangels Nachfrage gescheitert, weil er letztlich Stereotype reproduziert und durch eine ‚Kulturalisierung‘ und ‚Ethnisierung‘ die soziale Differenzierung der Lebenslagen negiert. Das Kriterium der ‚passlichen Herkunft‘ allein schafft kein Bedürfnis nach Gemeinsamkeit. Die individuellen und sozialen Unterschiede, die sich in den Lebensweisen, Gewohnheiten, Einstellungen und Interessenlagen manifestieren, werden nicht durch die gleiche Nationalitätszugehörigkeit überdeckt oder überwunden, was auch die Praxiserfahrungen nachdrücklich dokumentieren.

■ „*Es war damals gedacht, so eine Art Wohngemeinschaften zu schaffen. Wir hatten uns gedacht, dass wir sicher auch Nationalitäten zusammenwohnen lassen können, wenn sie das wollen. Es ist bisher nicht aufgetreten. (I: Kein Interesse?) Nein. Das ist auch etwas Blödes, was man sich dann immer denkt, dass immer alles, was aus der Türkei kommt, muss ja eine solidarische Gruppe sein. Dem ist natürlich auch nicht so. Da dachte ich: Warum wollen die das denn nicht? Dann könnten die sich doch viel besser unterhalten, hätten weniger Sprachbarrieren und so. Aber ich glaube, das, was wir da mal so geplant haben, das wird vielleicht auch nie eintreten.*“ (Pflegeheim B)

■ „*Wir konnten im Grunde genommen all das, was wir in der Theorie gelernt hatten, wie man was beachten muss, eigentlich komplett vergessen. Wir hatten in der Zeit 30 Bewohner aus anderen Nationen, schwerpunktmäßig türkisch, griechisch, italienisch, und jeder – wir haben gelernt: Dieses Kastendenken oder so kann man komplett vergessen. Wir haben Türken, die geraucht haben, die getrunken haben, die alles anders gemacht haben, die nicht beten wollten oder durch Krankheit, Demenz gar nicht mehr in der Lage waren, das alles entgegenzunehmen, was wir ihnen anbieten wollten. Dann haben wir das hier getestet und haben peu à peu alle (von einer Nationalität) in eine Wohngruppe ziehen lassen, aber im Grunde haben wir herausgefunden: Sie wollen gar nicht zusammen. Um Gottes willen – jeden Tag zusammen und immer nur mit Türken. Jetzt wohnen sie wieder bunt gemischt. Und im Grunde wollen wir integrativ arbeiten. Wir wollen nicht noch einmal ein Getto im Getto bilden. Das ist nicht gut, sondern wir wollen das ganze Haus multikulturell machen.*“ (Pflegeheim C)

Abwehrreaktionen oder Vorbehalte galt es bei den Pflegekräften auch im Hinblick auf die Berücksichtigung der spezifischen Bedürfnisse und Erfordernisse bei der Pflege und Betreuung älterer Migranten und Migrantinnen zu überwinden. Ängste vor Überforderung oder Qualifikationsdefizite spielten bei den Beschäftigten ebenso hinein wie die grundsätzliche Frage, warum die älteren Migranten und Migrantinnen im Gegensatz zu den deutschen Pflegebedürftigen auf Grund ihrer Herkunft eine ‚Sonderbehandlung‘ benötigten. In den Diskursen standen sich zwei konträre Positionen gegenüber: die Präferenz für eine kulturunbewusste oder neutrale Pflege nach dem Motto ‚hier werden alle gleich behandelt‘ und eine kultursensible bzw. kulturspezifische Pflege nach dem Motto ‚Migranten und Migrantinnen brauchen eine Sonderbehandlung‘. Ohne explizit auf den ‚Managing-Diversity-Ansatz‘ (vgl. Cox 1993; Sepehri/Wagner 2002) Bezug zu nehmen, wurde in den Einrichtungen in langwierigen organisationalen Lernprozessen ein neues Verständnis von Pflege entwickelt, das auf der Individualebene ansetzt statt auf Gruppenbezügen oder -vorstellungen. Voraussetzung dafür ist die Anerkennung, die Wertschätzung und das Zulassen von ‚Diversity‘ im Sinne von Heterogenität, Vielfalt und Unterschiedlichkeit. →

- „Da ist dieses Denken der Mitarbeiter, wenn sie sagen: Ich mache da etwas Besonderes für die türkischen, die griechischen Bewohner, dann müssen wir auch besondere Sachen für die deutschen machen. Und das ist ein Sensibilisierungsprozess, und da gab es auch schon mal Knatsch. Wie bekommt man da die Waage hin? Man kann dann nicht Abstriche machen und sagen: Weil die Deutschen das nicht bekommen, dürfen die Türken da auch nichts Besonderes bekommen, sondern wir müssen umlernen. Wir müssen sagen: Das machen wir mit jedem. Wir fragen bei jedem nach: Möchten Sie von einem Mann oder einer Frau gepflegt werden? Was möchten Sie essen? Und all dieses im Grunde Ganzheitliche – Individuelle – aber immer in den Grenzen der Institution natürlich.“ (Pflegeheim C)
- „So im Bereich der Pflege wurde natürlich überlegt: Was bieten wir jetzt an? Was von unseren Angeboten müssen wir ausbauen, offener machen, erweitern? Wo ist vielleicht unsere Toleranz gar nicht groß genug, weil sie bis dato noch nicht abgefordert wurde? Dann wurde Biographiearbeit eingeführt. Es wurden Kurse gemacht. Dann gab es natürlich auch Situationen, wo der Rest sagte: Nun reicht es mir aber! Jahrelang musste für alle das reichen, was wir hatten. Nun kommen andere Nationalitäten ins Haus. Wir müssen die Angebote erweitern. Kann ja wohl nicht sein. Bis man dann irgendwann mal zu der Erkenntnis kam, das ist ja eigentlich wurst, für wen man diese Angebote macht. Generell heißt es: Egal, wo der Bewohner herkommt, es ist eine Qualitätsverbesserung für ihn. Aber das ist auch so ein Prozess, bis jeder Mitarbeiter an diesen Punkt gelangt ist, zu sagen, ich kann mich damit identifizieren.“ (Pflegeheim B)

Eine an den Intentionen eines ‚Managing Diversity‘ ausgerichtete Pflege, die sich an individuellen Bedürfnissen orientiert – und zwar unabhängig von Nationalität und Herkunft – bedeutet im Prinzip nicht nur eine Qualitätsverbesserung, sondern auch eine Humanisierung der Pflege. In den meisten Qualitätssicherungsmodellen wird demzufolge auch die „Zielsetzung einer auf das Individuum fokussierten Pflege und Therapie in Form einer Patientenzentrierung“ gefordert (Habermann 2002:25).

Eine interkulturelle Öffnung der Pflegeeinrichtung ist nicht bereits realisiert, wenn die Klientel um ältere Migranten und Migrantinnen bereichert wird. Wenn der Anspruch auf interkulturelle Öffnung tatsächlich ernst genommen wird und nicht rein deklamatorischen Charakter haben soll, muss die Institution einen grundlegenden Organisationswandel vollziehen, der zwei Stoßrichtungen – nach innen und nach außen – hat: a) Personal- und Organisationsentwicklung, b) zielgruppenspezifische Angebots- und Produktstruktur. Interkulturelle Öffnung ist, wenn sie tatsächlich erfolgreich sein soll, als komplexer Prozess von Organisations- und Personalentwicklung zu gestalten und darf nicht reduziert werden auf isolierte Faktoren wie bspw. das bloße Vorhandensein biculturellen und bilingualen Pflegepersonals. Eine substantielle und nachhaltige Vorgehensweise berücksichtigt organisationale Lernprozesse, die Qualifizierungs- und Professionalisierungselemente für die Institution und ihre Beschäftigten beinhaltet und bei der ein bedarfs- und zielgruppenorientiertes Leistungsspektrum entwickelt wird, das auf die Bedürfnisse von *Individuen* unterschiedlichen sozialen und kulturellen Backgrounds ausgerichtet ist.



V.

Handlungsbedarf und Handlungsanregungen

Alleinstehende ältere Migrantinnen aus der Zuwanderergeneration sind keine homogene Sozialgruppe. Ihre Bedürfnisse und Bedarfe variieren nach sozialer Lage, Bildung, Sprachkenntnissen und Individualisierungsgrad, woraus sich differenziertere sozial- und integrationspolitische sowie institutionelle Handlungsbedarfe und Erfordernisse ergeben. Die alleinstehenden Migrantinnen sind keineswegs alle in gleicher Weise und von denselben (kumulativen) Altersrisiken wie zunehmender Isolation, relativer Armut oder mangelnder persönlicher Unterstützung bei Hilfe- und Pflegebedarf betroffen, vielmehr zeichnen sich lage- und milieuspezifisch unterschiedliche Handlungserfordernisse ab, damit die Situation der Betroffenen im Alter verbessert werden kann. Die vorgefundenen sozialen Milieus, die entlang der Linien Segregation/Integration und Vereinzelung/Vergemeinschaftung verlaufen, sind grobe Orientierungsmarken, um die zukünftigen zielgruppenspezifischen Handlungsbedarfe im Hinblick auf sozial- und gesellschaftspolitische Erfordernisse und die notwendigen Hilfen beim Zugang und der Inanspruchnahme von Angeboten und Leistungen der Beratungs-, Versorgungs- und Betreuungseinrichtungen von Altenhilfe und Migrationsdiensten besser abschätzen zu können.

Bei den älteren Migrantinnen (knapp ein Fünftel), die in intergenerativen Familienbezügen leben, ist davon auszugehen, dass die vorhandenen familialen Netzwerke auch mit zunehmendem Alter relativ stabil bleiben und als soziale Ressource mit hohem Unterstützungspotenzial genutzt werden können. Bezüglich dieser Gruppe ist mit reduzierten Bedarfen bei der Inanspruchnahme des Regelversorgungssystems der Altenhilfe zu rechnen. Bei den stärker individualisierten Migrantinnen (etwa zwei Fünftel), die nicht (mehr) in gleicher Weise auf die umfassenden familiären Loyalitäts- und Solidaritätspotenziale zurückgreifen können oder wollen, besteht zum einen bereits heute ein relativ hoher Bedarf an finanzieller staatlicher Unterstützung zur Sicherung des Lebensunterhalts, der nach dem Erwerbsausstieg auf Grund geringer Rentenansprüche weiter ansteigen dürfte. Zum anderen dürften sie auf Grund gelockerter oder fehlender Netzwerke mit Auffangqualität auf umfassendere institutionelle Unterstützungs- und Hilfeleistungen im Alter angewiesen sein. Auf Grund ihrer ausreichenden Deutschkenntnisse, ihrer Handlungskompetenzen und integrativen Orientierung sind sie eher in der Lage, Zugang zu den Angeboten der deutschen Altenhilfe zu finden und im Bedarfsfall Unterstützung zu organisieren. Den größten Hilfe- und Unterstützungsbedarf sowohl im Hinblick auf Integrationshilfen als auch bei der Verbesserung des Zugangs und der Inanspruchnahme von Angeboten und Leistungen des Wohlfahrtsstaates haben isoliert und segregiert lebende Migrantinnen (zusammen rund zwei



Fünftel) ohne oder mit brüchigen Familiennetzwerken, deren Handlungskompetenz im sozialen Umgang mit dem deutschen Umfeld wegen der Sprachschwierigkeiten stark eingeschränkt ist. Bei ihnen ist zukünftig mit dem größten Bedarf an institutioneller Beratung, Hilfe und Unterstützung im Alter zu rechnen, um im Bedarfsfall einen Zugang zu den Angeboten der deutschen Altenhilfe und eine adäquate Versorgung sicherzustellen. Die Bedarfsdifferenzierungen ergeben sich, wie oben erläutert, vornehmlich aus den unterschiedlichen sozialen Lagen und Milieus, wobei die Bedarfschwerpunkte an sozial-rechtlicher Absicherung, finanzieller Absicherung, psychosozialer und integrativer Unterstützung sowie an gesundheitlich-pflegerischer Versorgung entsprechend dem Bildungsgrad, der Individualisierung, der sozialen Einbindung und den Deutschkenntnissen variieren. Auch bezüglich der Nationalitäten differieren die Bedarfsschwerpunkte, wenn auch weniger ausgeprägt wie bei der sozialen Differenzierung. Muttersprachliche Integrationshilfen zur Erleichterung des Zugangs zu den Versorgungssystemen benötigen deutlich mehr türkische und italienische Migrantinnen als Vietnamesinnen, Griechinnen und Ex-Jugoslawinnen. Die familiären Unterstützungspotenziale sind noch häufiger bei Türkinnen und Italienerinnen, gefolgt von den Griechinnen und Vietnamesinnen, aber kaum bei Frauen aus Ex-Jugoslawien zu finden, was sich umgekehrt proportional zu Individualisierungsgrad, Deutschkenntnissen und Bildungsniveau verhält. Im Folgenden werden die wichtigsten Bedarfsschwerpunkte näher ausgeführt.

Integrationshilfen zur besseren Eingliederung und Erhöhung der Partizipationschancen

Ein relativ großer Teil der alleinstehenden älteren Migrantinnen (rund zwei Fünftel) artikuliert erhebliche Unterstützungs- und Hilfebedarfe bei der Integration in die Gesellschaft. Das massivste Integrationshemmnis sind die nach wie vor bestehenden Verständigungsprobleme bei vielen Migrantinnen. Fehlende Deutschkenntnisse erschweren Interaktionen mit dem deutschen Umfeld, behindern den freien Zugang zu Regeleinrichtungen und Behörden, erhöhen die persönliche Abhängigkeit von privaten Dolmetschern und ‚Kulturvermittlern‘ und reduzieren die gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten. Verständigungsprobleme beschränken nachweislich die individuelle Handlungsautonomie. Das Hilfe- und Unterstützungsangebot sollte zweigleisig strukturiert sein. Durch die interkulturelle Öffnung von Regeleinrichtungen sowie die Bereitstellung von muttersprachlichen Informationen in den Ämtern und Behörden lassen sich sprachliche Zugangs- und Nutzungsprobleme entschärfen. Zudem sollten zielgruppenspezifische Curricula für Sprachkursangebote entwickelt werden, die den Bedürfnissen der älteren Migrantinnen angepasst sind, d. h. migrationsspezifische, altersspezifische, bildungs- und geschlechtsspezifische Kontexte berücksichtigen. Die Lernformen und Lerninhalte müssten, um tatsächlich nachgefragt zu werden, altersgerecht und anforderungsgerecht, d. h. auch für die Zielgruppe der lernunerfahrenen bzw. bildungsfernen Migrantinnen aufbereitet und vermittelt werden.



Beseitigung von Zugangsproblemen und Informationsdefiziten

Während die Migrationssozialdienste über einen sehr hohen Bekanntheits- und Akzeptanzgrad bei den Migrantinnen verfügen, gibt es zu den Regeleinrichtungen der Altenhilfe kaum Berührungspunkte. Die offenen Angebote von Altenhilfe und Gemeinwesenprojekten sind nur kleinen Teilgruppen der Migrantinnen bekannt. Durch eine bessere Vernetzung von Migrationssozialdiensten und Altenhilfe könnte der Zugang zu den Altenhilfeangeboten strukturell verbessert werden, indem die Migrationssozialdienste quasi Brücken- und Vermittlerfunktion zwischen Migrantinnen und den Regeleinrichtungen der Altenhilfe einnehmen. Ein größeres Interesse an der Nutzung von Angeboten der offenen Altenhilfe artikulieren vor allem die sozial stärker isolierten Migrantinnen, für die die organisierten Formen von gleichgeschlechtlicher Geselligkeit eine sozial akzeptierte Möglichkeit darstellen, um Kontakte zu anderen Frauen in ähnlichen Lebenslagen herzustellen und zu pflegen. Es fehlen nicht nur breit gestreute muttersprachliche Informationen über derartige Angebote der offenen Altenhilfe, sondern vor allem die geeigneten Übermittlungswege, um die potenziellen Adressatinnen tatsächlich zu erreichen.

Auch bezüglich des Systems und der Versorgungsleistungen der ambulanten und stationären Altenhilfe sind gravierende Informationsdefizite bei der Mehrzahl der Migrantinnen vorhanden. Stereotype Klischees über Altenheime als ‚Verwahranstalten‘ schüren massive Ängste und Vorbehalte, im Alter ‚abgeschoben‘ zu werden. Grundkenntnisse über ambulante Pflegedienste und Sozialstationen sind häufiger verbreitet, insbesondere bei jenen, die früher bereits Pflegefälle in der Familie zu betreuen hatten. Die Wünsche nach häuslicher Pflege im vertrauten Umfeld korrespondieren mit den Intentionen der Pflegeversicherung, den Betroffenen durch unterstützende ambulante Versorgungs- und Pflegeleistungen einen stationären Aufenthalt in den Pflegeheimen möglichst lang zu ersparen. ‚Ethnische‘ Altenwohnheime oder Pflegeeinrichtungen werden von der überwiegenden Mehrzahl der alleinstehenden Migrantinnen mit Ausnahme ethnisch orientierter Türkinnen explizit nicht gewünscht. Die Pflegeversicherung kennen viele Migrantinnen oberflächlich und nur insofern, als dass sie potenziell Anspruchsberechtigte sind, wenngleich genauere Informationen über Umfang der Versorgungsansprüche und Modalitäten der Antragstellung meist fehlen. Um im Bedarfsfall den Zugang und die Inanspruchnahme des Altenhilfesystems sicherstellen zu können, sind vertiefende und umfassendere muttersprachliche Informationen als bislang nötig.

Massive Zugangsbarrieren bestehen auch im Hinblick auf die Inanspruchnahme von Sozialhilfe und Wohngeld bei bestimmten Teilgruppen der Migrantinnen, zu denen vor allem sozial isolierte und ethnisch segregierte Alleinlebende gehören. Zwar wissen potenziell Anspruchsberechtigte meist, dass die Sozialämter Hilfen zum Lebensunterhalt gewähren, gleichwohl wirkt eine problematische Gemengelage aus Scham, falsch verstandenem Stolz, möglichen Verständigungsproblemen und latenten Ängsten vor aufenthaltsrechtlichen Konsequenzen als Zugangs- und Nutzungsbarriere. In Anbetracht der finanziellen Nöte vieler alleinstehender Migrantinnen sind sozialpolitische Hilfestellungen notwendig, um ein Abgleiten in eine relative



Altersarmut zu verhindern. Um den Frauen die notwendige Unterstützung gewähren zu können, sollten die wenigen institutionellen Kontakte, über die diese Migrantinnen zumindest verfügen, systematischer und gezielter für eine Aufklärung, Sensibilisierung und Informationsvermittlung genutzt werden. Diese institutionellen Berührungspunkte sind am ehesten noch zu religiösen oder kirchlichen Einrichtungen und/oder zu den Migrationssozialdiensten gegeben.

Leistungsbezug nach Territorialprinzip behindert transnationale Altersmobilität

Ein relativ großer Anteil an den Migrantinnen erwägt ein Alterspendeln zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland, um die ‚Standortvorteile‘ beider Länder besser ausnützen zu können und um sich besser von belastenden Verbleibs- oder Rückkehrzwängen distanzieren zu können. Das Alterspendeln scheint eine starke Entlastungsfunktion zu haben, weil damit sowohl das Bedürfnis nach einem Zusammenleben mit den Kindern in Deutschland als auch die permanente Sehnsucht nach dem Herkunftsland befriedigt werden können. Die Option des Alterspendelns kann jedoch nur dann wahrgenommen werden, wenn auf die Inanspruchnahme bestimmter Sozialleistungen verzichtet wird. Leistungsbezug in Form von Sozialhilfe, eine Beanspruchung der Pflegeversicherung¹⁶ oder der Bezug von (Teil-)Erwerbsunfähigkeitsrenten ist an einen permanenten Aufenthalt in Deutschland gebunden, was die Altersmobilität von Migrantinnen drastisch einschränkt. Die bisherigen Regelungen bei den BU-/EU-Renten beinhalten Restriktionen für pendelwillige Migrantinnen, die auf Grund der angespannten Arbeitsmarktsituation und der geänderten Meldepflichten für ältere Arbeitslose paradox sind. Als Bezieherinnen von (Teil-)Erwerbsunfähigkeitsrenten oder ergänzender Sozialhilfe bzw. Arbeitslosengeld/-hilfe sind ältere Migrantinnen gezwungen, ihren Lebensmittelpunkt weiterhin in Deutschland zu belassen, auch wenn sie als Arbeitslose nach Erreichen des 58. Lebensjahres dem Arbeitsmarkt nicht mehr uneingeschränkt zur Verfügung stehen müssen (vgl. § 428 SGB III) und auch nicht mehr vermittelt werden können. Auf Seiten des Gesetzgebers wäre zu überprüfen, inwieweit die Modalitäten einer Inanspruchnahme dieser Leistungen vom Territorialprinzip, d. h. der dauerhaften Anwesenheitspflicht in Deutschland, entkoppelt werden könnten.

¹⁶ Nach § 34 Pflegeversicherungsgesetz ruhen die Ansprüche, solange sich der Versicherte im Ausland aufhält. Bei vorübergehendem Auslandsaufenthalt von bis zu sechs Wochen im Kalenderjahr ist das Pflegegeld weiter zu gewähren, sofern die Pflegekraft den Pflegebedürftigen begleitet. Pflegesachleistungen sind davon ausgenommen.



Die ‚Handicaps‘ des neuen Einbürgerungsgesetzes

Vor allem Drittstaatsangehörige unter den alleinstehenden älteren Migrantinnen artikulieren häufiger ein Interesse an einer Einbürgerung. Die im Gesetz definierten Voraussetzungen für eine Einbürgerung können jedoch viele der Betroffenen nicht erfüllen. Sie scheitern entweder an den erforderlichen Deutschkenntnissen, den Anforderungen, den Lebensunterhalt selbst sichern zu müssen, oder haben wegen des Verbots der Doppelstaatsangehörigkeit massive Bedenken sich nach Aufgabe der bisherigen Staatsangehörigkeit die Möglichkeit einer endgültigen Rückkehr ins Herkunftsland zu verbauen oder Alterspendelabsichten wegen zeitlicher und rechtlicher Aufenthaltsbeschränkungen nicht realisieren zu können.

Gesundheitsförderung und Prävention

Die Diskrepanz zwischen ‚jungen Alten‘ und mangelnder Gesundheit ist auffällig und besorgniserregend. Obwohl das Gros der alleinstehenden Migrantinnen zu der Altersgruppe der ‚jungen Alten‘ gehört, ist der subjektive Gesundheitszustand bereits jetzt relativ schlecht, weshalb bei vielen Befragten in einer früheren Altersphase als bei der deutschen Bevölkerung mit altersspezifischen Gesundheitsbeeinträchtigungen und Pflegerisiken zu rechnen sein dürfte. Auch angesichts des hohen Anteils an vorzeitig aus dem Erwerbsleben ausgegliederten Migrantinnen kommt der Prävention eine hohe Bedeutung zu. Ein Gesundheitsbewusstsein oder gar eine Gesundheitskompetenz, die den aktiven Erhalt der eigenen Gesundheit durch bewusste Ernährung (ausgewogene Nahrung, Vermeidung von Dehydrierung, richtige Medikamentennutzung), Ausgleichssport (Erhalt der Bewegungsfähigkeit, Mobilitätsübungen, Gedächtnistraining, Gymnastik) etc. fördert, ist kaum vorhanden. Zielgruppenspezifische Ressourcen erhaltende Maßnahmen und Angebote sowie umfassendere muttersprachliche Informationen zur besseren Gesundheitsprophylaxe und -prävention sind dringend erforderlich. Auch sollte der Zugang zu kurativen und präventiven Maßnahmen des Gesundheitssystems sowie den vielfältigen Rehabilitationsangeboten für Ältere erleichtert werden. Sprachbarrieren und mangelnde Kenntnisse des medizinischen Personals über kulturelle Hintergründe bei der Schilderung von Krankheitssymptomen können Arzt-Patient-Beziehungen beeinträchtigen, eine adäquate Versorgung verhindern und im Extremfall zu Fehldiagnosen oder Unterversorgung führen. Zur Sicherstellung einer adäquaten medizinischen Versorgung sind deshalb strukturell gesicherte Verständigungsmöglichkeiten notwendig.

Wünsche der Migrantinnen an Politik und Gesellschaft

Die alleinstehenden Migrantinnen der ersten Generation fühlen sich von der Politik weitgehend im Stich gelassen. Sie fordern anstelle der jahrzehntelangen Laisser-faire-Politik eine aktive Migrationspolitik, um gezielt und systematisch bessere Eingliederungshilfen zu erhalten. Insbesondere die Drittstaatsangehörigen unter den Migrantinnen leiden unter der ‚Ausländer-Zweiklassengesellschaft‘ und sehen sich im Vergleich mit den EU-Angehörigen rechtlich und sozial massiv benachteiligt. Eine offene und pluralistische Gesellschaft basiert auf den Prinzipien von Gleichheit und



Gerechtigkeit – und die Migrantinnen fordern nicht mehr und nicht weniger: nämlich gleichen Zugang und eine gerechte und gleiche Teilhabe an gesellschaftlichen Möglichkeiten. Ein großer Teil der Migrantinnen hat erhebliche individuelle Anstrengungen unternommen, um sich in Deutschland zu integrieren, was jedoch weder von Politik noch Gesellschaft honoriert worden ist. Im Gegenteil, für viele alleinstehende ältere Migrantinnen sind Erfahrungen mit zunehmender Ausländerfeindlichkeit, Benachteiligung und Diskriminierung extrem belastend und erhöhen das Gefühl, als Inländerin nicht akzeptiert und auch nicht erwünscht zu sein. Sie wünschen sich stattdessen eine Politik und eine Gesellschaft, die Integrationsofferten macht, die integrative Kräfte entfalten und Partizipationsmöglichkeiten zulassen kann.



Literatur

- AMANN, ANTON (1983): *LEBENS-LAGE UND SOZIALARBEIT*. BERLIN.
- ANDERSON, BENEDICT (1988): *DIE ERFINDUNG DER NATION. ZUR KARRIERE EINES FOLGENREICHEN KONZEPTS*. FRANKFURT A. M./NEW YORK.
- APITZSCH, URSULA (1994): *MIGRATIONSFORSCHUNG UND FRAUENFORSCHUNG*. IN: *SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FRAUENFORSCHUNG IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND*. BERLIN: 240–254.
- BACKES, GERTRUD M. (1997): *ALTER(N) ALS „GESELLSCHAFTLICHES PROBLEM“? ZUR VERGESELLSCHAFTUNG DES ALTER(N)S IM KONTEXT DER MODERNISIERUNG*. OPLADEN.
- BACKES, GERTRUD M./CLEMENS, WOLFGANG (2000): *LEBENS-LAGEN IM ALTER – ERSCHINUNGSFORMEN UND ENTWICKLUNGSTENDENZEN*. IN: BACKES, GERTRUD M./CLEMENS, WOLFGANG (HG.): *LEBENS-LAGEN IM ALTER. GESELLSCHAFTLICHE BEDINGUNGEN UND GRENZEN*. OPLADEN: 7–27.
- BAKLAN, MELEK (1988): *WER SICH ALLAH NÄHERT, WIRD FREI VON FREI-ZEIT WERDEN. SICHTWEISE UND PROBLEME ALTERNDER TÜRKEN IN DER BUNDESREPUBLIK*. IN: GÖCKENJAN, GERD/KONDRATOWITZ, HANS-JOACHIM VON (HG.): *ALTER UND ALLTAG*. FRANKFURT A. M.: 386–407.
- BARTH, FREDRIK (1969): *ETHNIC GROUPS AND BOUNDARIES. THE SOCIAL ORGANIZATION OF CULTURE DIFFERENCE*. BOSTON.
- BAUMGARTNER-KARABAK, ANDREA/LANDESBERGER, GISELA (1980): *DIE VERKAUFTEN BRÄUTE – TÜRKISCHE FRAUEN ZWISCHEN KREUZBERG UND ANATOLIEN*. HAMBURG.
- BEAUFTRAGTE DER BUNDESREGIERUNG FÜR DIE BELANGE DER AUSLÄNDER (1997): *DEUTSCH LERNEN – (K)EIN PROBLEM? SPRACHE UND SPRACHKOMPETENZ ALS INSTRUMENT DER INTEGRATION*. BONN.
- BECK, ULRICH (1986): *RISIKOGESELLSCHAFT. AUF DEM WEG IN EINE ANDERE MODERNE*. FRANKFURT AM MAIN.
- BECK-GERNSHEIM, ELISABETH (1981): *DER GESCHLECHTSSPEZIFISCHE ARBEITSMARKT*. FRANKFURT A. M.
- BECK-GERNSHEIM, ELISABETH (1980): *DAS HALBIERTE LEBEN. MÄNNERWELT BERUF, FRAUENWELT FAMILIE*. FRANKFURT A. M.
- BECK-GERNSHEIM, ELISABETH (2003): *INTERKULTURELLE MISSVERSTÄNDNISSE IN DER MIGRATIONSFORSCHUNG*. IN: *LEVIATHAN 1*: 72–91.
- BERGER, PETER L./LUCKMANN, THOMAS (1969): *DIE GESELLSCHAFTLICHE KONSTRUKTION DER WIRKLICHKEIT*. FRANKFURT A. M.
- BERICHT DER BEAUFTRAGTEN DER BUNDESREGIERUNG FÜR AUSLÄNDERFRAGEN ÜBER DIE LAGE DER AUSLÄNDER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (1995). BONN U. A. (DEUTSCHER BUNDESTAG: DRUCKSACHE 13/3140).
- BERICHT DER BEAUFTRAGTEN DER BUNDESREGIERUNG FÜR AUSLÄNDERFRAGEN ÜBER DIE LAGE DER AUSLÄNDER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (1997). BONN U. A.
- BERICHT DER BEAUFTRAGTEN DER BUNDESREGIERUNG FÜR AUSLÄNDERFRAGEN ÜBER DIE LAGE DER AUSLÄNDER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (1998). BONN U. A.
- BERICHT DER BEAUFTRAGTEN DER BUNDESREGIERUNG FÜR AUSLÄNDERFRAGEN ÜBER DIE LAGE DER AUSLÄNDER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (2000). BONN U. A.
- BERICHT DER BEAUFTRAGTEN DER BUNDESREGIERUNG FÜR AUSLÄNDERFRAGEN ÜBER DIE LAGE DER AUSLÄNDER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (2002). BONN U. A.
- BERRY, J. W. (1992): *ACCULTURATION AND ADAPTATION IN A NEW SOCIETY*. IN: *INTERNATIONAL MIGRATION*, 30: 69–85.
- BONACKER, M./HÄUFELE, REINHARD (1986): *SOZIALBEZIEHUNGEN VON ARBEITSMIGRANTEN IN UNTERSCHIEDLICHEN WOHNQUARTIEREN*. IN: HOFFMEYER-ZLOTNIK, JÜRGEN H. P. (HG.): *SEGREGATION UND INTEGRATION*. BERLIN: 118–142.



- BOURDIEU, PIERRE (1984): DIE FEINEN UNTERSCHIEDE. 3. AUFL. FRANKFURT A. M.
- BRANDT, FRANZ (1977): SITUATIONSANALYSE NICHTERWERBSTÄTIGER EHEFRAUEN AUSLÄNDISCHER ARBEITNEHMER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND. BONN.
- BRANDT, FRANZ U. A. (1994): ABSCHLUSSBERICHT ÜBER DIE ERSTE PHASE DES BMA-MODELLPROGRAMMS ‚VERBESSERUNG DER SITUATION DER PFLEGEBEDÜRFTIGEN‘. SAARBRÜCKEN.
- BÜRKNER, HANS-JOACHIM/HELLER, WILFRIED/UNRAU, JENS (1987): RÜCKKEHRZWÄNGE UND MOTIVSTRUKTUREN TÜRKISCHER MIGRANTEN. IN: ZEITSCHRIFT FÜR BEVÖLKERUNGSWISSENSCHAFT, 1: 451–472.
- BUNDESMINISTERIUM DES INNERN (2000): MODELLRECHNUNG ZUR ENTWICKLUNG DER AUSLÄNDISCHEN BEVÖLKERUNG IN DEUTSCHLAND BIS 2050. BERLIN.
- CLEMENS, WOLFGANG (1994): ‚LEBENS-LAGE‘ ALS KONZEPT SOZIALER UNGLEICHHEIT – ZUR THEMATISIERUNG SOZIALER DIFFERENZIERUNG IN SOZIOLOGIE, SOZIALPOLITIK UND SOZIALARBEIT. IN: ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALREFORM, 40(1994)3: 141–165.
- COLLATZ, JÜRGEN (1989): GESUNDHEIT UND ALTER IN DER FREMDE – MÖGLICHKEITEN EINES ETHNOMEDIZINISCHEN ZENTRUMS ZUR KRANKHEITSBEWÄLTIGUNG AUSLÄNDISCHER MITBÜRGER IN DER BUNDESREPUBLIK. IN: DIE AUSLÄNDERBEAUFTRAGTE DES LANDES NIEDERSACHSEN (HG.): ALTWERDEN IN DER FREMDE. HANNOVER: 148–200.
- COX, TAYLOR H. (1993): CULTURAL DIVERSITY IN ORGANIZATIONS. THEORY, RESEARCH AND PRACTICE. SAN FRANCISCO.
- DAVID, MATTHIAS, BORDE, THEDA (2001): KRANKSEIN IN DER FREMDE? TÜRKISCHE MIGRANTINNEN IM KRANKENHAUS. FRANKFURT A. M.
- DE JONG, JUTTA (1984): HAREMSDAME UND HEIMCHEN AM HERD. FRAU UND FAMILIE IM SPIEGEL DEUTSCHER UND TÜRKISCHER SICHTWEISE. DÜSSELDORF.
- DEUTSCHES ROTES KREUZ (HG.) (1990): ÄLTERE MIGRANTEN. FÖRDERUNG DES SOZIALEN ENGAGEMENTS JUNGER MENSCHEN ZUR VERMITTLUNG VON HILFEN FÜR ÄLTERE AUSLÄNDISCHE MITBÜRGER IN DER BUNDESREPUBLIK. BONN.
- DIETZEL-PAPAKYRIAKOU, MARIA (1992): SPEZIFISCHE ASPEKTE IM ALTER DER MIGRANTEN. IN: ARBEITERWOHLFAHRT BUNDESVERBAND E. V. BONN (HG.): RÜCKKEHREN ODER BLEIBEN. BONN: 35–48.
- DIETZEL-PAPAKYRIAKOU, MARIA (1993): ALTERN IN DER MIGRATION. DIE ARBEITSMIGRANTEN VOR DEM DILEMMA ZURÜCKKEHREN ODER BLEIBEN? STUTTGART.
- DITTRICH, ECKHARDT J./RADTKE, FRANK-OLAF (1990): EINLEITUNG. IN: DITTRICH, ECKHARD J./RADTKE, FRANK-OLAF (HG.): ETHNIZITÄT. OPLADEN: 11–40.
- DÖGE, PETER (2002): GENDER-MAINSTREAMING ALS MODERNISIERUNG VON ORGANISATIONEN. EIN LEITFADEN FÜR MÄNNER UND FRAUEN. BERLIN.
- DRITTER BERICHT ZUR LAGE DER ÄLTEREN GENERATION IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (2001). HG.: BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND. BERLIN.
- ENDERS-DRAGÄSSER, UTA/SELLACH, BRIGITTE (1999): DER ‚LEBENS-LAGEN-ANSATZ‘ AUS DER PERSPEKTIVE DER FRAUENFORSCHUNG. IN: ZEITSCHRIFT FÜR FRAUENFORSCHUNG, 17(1999)4: 56–66.
- ESSER, HARTMUT (1980): ASPEKTE DER WANDERUNGS-SOZIOLOGIE. ASSIMILATION UND INTEGRATION VON WANDERERN, ETHNISCHEN GRUPPEN UND MINDERHEITEN. EINE HANDLUNGSTHEORETISCHE ANALYSE. DARMSTADT U. NEUWIED.
- ESSER, HARTMUT (1985): SOZIALE DIFFERENZIERUNG ALS UNGEPLANTE FOLGE ABSICHTSVOLLEN HANDELNS. DER FALL ETHNISCHER SEGMENTATION. IN: ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE, 14: 435–449.
- ESSER, HARTMUT/FRIEDRICHS, JÜRGEN (1990): GENERATION UND IDENTITÄT. OPLADEN.



- EVANGELISCHE AKADEMIE (HG.) (1999): ERFAHRUNGEN UND MODELLE ERFOLGREICHEN ARBEITENS MIT MIGRANTINNEN IM GESUNDHEITS- UND SOZIALWESEN. REHBURG-LOCCUM.
- FACHLEXIKON DER SOZIALEN ARBEIT (1997). 4., VOLLST. ÜBERARB. AUFL. STUTTGART U. A.
- FREIE UND HANSESTADT HAMBURG (1998): ÄLTER WERDEN IN DER FREMDE. WOHN- UND LEBENSITUATION ÄLTERER AUSLÄNDISCHER HAMBURGERINNEN UND HAMBURGER. HAMBURG.
- FRERICHS, PETRA (1997): KLASSE UND GESCHLECHT. OPLADEN.
- GAITANIDES, STEFAN (1996): STOLPERSTEINE AUF DEM WEG ZUR INTERKULTURELLEN ÖFFNUNG DER SOZIALEN DIENSTE. IN: IZA, 3&4: 42–46.
- GEIGER, MANFRED/STEINERT, ERIKA (1992): ALLEINSTEHENDE FRAUEN OHNE WOHNUNG. SOZIALE HINTERGRÜNDE, LEBENSMILIEUS, BEWÄLTIGUNGSSTRATEGIEN, HILFEANGEBOTE. STUTTGART U. A. (SCHRIFTENREIHE DES BMFJ, 5).
- GEIGER, MANFRED/STEINERT, ERIKA (1993): STRAFFÄLLIGE FRAUEN UND DAS KONZEPT DER „DURCHGEHENDEN SOZIALEN HILFE“. BONN.
- GEMENDE, MARION (1999): MIGRANTINNEN IN DRESDEN. ZUR LEBENSITUATION VON AUSLÄNDERINNEN IN DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN. FRANKFURT A. M.
- GLATZER, WOLFGANG/HÜBINGER, WERNER (1990): LEBENSLAGEN UND ARMUT. IN: DÖRING, DIETHER U. A. (HG.): ARMUT IM WOHLSTAND. FRANKFURT A. M.
- GÖTZE, LUTZ (1986): SOZIOKULTURELLE BEDINGUNGEN DES ZWEITSPRACHENERWERBS. IN: HESS-LÜTTICH, ERNEST W. B. (HG.): INTEGRATION UND IDENTITÄT. TÜBINGEN: 31–41.
- GOTTSCHALL, KARIN (2000): SOZIALE UNGLEICHHEIT UND GESCHLECHT. OPLADEN.
- GRABOWSKI, REGINE (1997): WEIBLICHE ARMUT IN DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN. IN: ROSENKE, WERENA (HG.): GRATWANDERUNGEN. BIELEFELD.
- GRUNDSÄTZE FÜR DIE AUSLÄNDERSOZIALBERATUNG (1998). WWW.BMA.DE/DOC
- GUITIÉRREZ RODRIGUEZ, ENCARNACIÓN (1996): MIGRANTINNENPOLITIK JENSEITS DES DIFFERENZ- UND IDENTITÄTSDISKURSES. IN: BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS, 42, 98–111.
- GÜMEN, SEDEF (1996): DIE SOZIALPOLITISCHE KONSTRUKTION ‚KULTURELLER‘ DIFFERENZEN IN DER BUNDESDEUTSCHEN FRAUEN- UND MIGRATIONSFORSCHUNG. IN: BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS, 42: 77–89.
- HABERMANN, MONIKA (2002): INTERKULTURELLE PFLEGE UND THERAPIE. QUALITÄTSSICHERUNG AUCH FÜR MIGRANTEN? IN: DR. MED. MABUSE 136: 22–26.
- HABERMAS, JÜRGEN (1981): THEORIE DES KOMMUNIKATIVEN HANDELNS. 2. BDE. FRANKFURT A. M.
- HAN, PETRUS (2000): SOZIOLOGIE DER MIGRATION. STUTTGART.
- HELBIG, GISELA/RIESNER, SILKE (1993): „FRAGEN SIE MICH NICHT NACH MEINER PERSPEKTIVE IN VIETNAM – ALS GESCHIEDENE FRAU HABE ICH DORT KEINE!“ IN: MARBURGER, HELGA (HG.): UND WIR HABEN UNSEREN BEITRAG ZUR VOLKSWIRTSCHAFT GELEISTET. BERLIN: 89–104.
- HERWARTZ-EMDEN, LEONIE (1991): MIGRANTINNEN, EINWANDERINNEN UND IHRE FAMILIEN IN DEUTSCHLAND. IN: MAGAZIN UNIVERSITÄT OSNABRÜCK, JULI: 17–19.
- HERWARTZ-EMDEN, LEONIE (2000): DATEN UND DATENANALYSE. DAS FORSCHUNGSPROJEKT FAFRA. IN: HERWARTZ-EMDEN, LEONIE (HG.): EINWANDERERFAMILIEN. OSNABRÜCK.
- HETTLAGE-VARJAS, ANDREA/HETTLAGE, ROBERT (1995): ÜBERGANGSIDENTITÄTEN IM MIGRATIONSPROZESS. IN: ZEITSCHRIFT FÜR FRAUFORSCHUNG, 13(1995) 5: 13–26.
- HIELEN, MANFRED (1998): ALTENHILFE FÜR EINWANDERER. ANFORDERUNGEN AN EINE ETHNISCH-ORIENTIERTE ALTENHILFE. DUISBURG.
- HINZ-ROMMEL, WOLFGANG (2000): INTERKULTURELLE ÖFFNUNG ALS INNOVATION. IN: BLÄTTER DER WOHLFAHRTSPFLEGE 7/8: 154–157.



- HOERDER, DIRK (1996): FROM MIGRANTS TO ETHNICS: ACCULTURATION IN A SOCIETAL FRAMEWORK. IN: HOERDER, DIRK U. MOCH, LESLIE PAGE (HG.): EUROPEAN MIGRANTS. BOSTON: 211–262.
- HOFFMANN-NOWOTNY, HANS-JOACHIM (1973): ZUR SOZIOLOGIE DES FREMDARBEITERPROBLEMS. EINE THEORETISCHE UND EMPIRISCHE ANALYSE AM BEISPIEL DER SCHWEIZ. STUTTGART.
- HUBER, ACHIM (1999): DIE STELLUNG ÄLTERER ARBEITNEHMER IN EINER ALTERNDEN GESELLSCHAFT. IN: GUSSONE, MAX U. A.: ÄLTERE ARBEITNEHMER. ALTERN UND ERWERBSARBEIT IN RECHTLICHER, ARBEITS- UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHER SICHT. FRANKFURT A. M.: 17–61.
- HÜBINGER, WERNER (1996): PREKÄRER WOHLSTAND. FREIBURG I. BR.
- HUNTINGTON, SAMUEL P. (1997): DER KAMPF DER KULTUREN. THE CLASH OF CIVILIZATIONS. DIE NEUGESTALTUNG DER WELTPOLITIK IM 21. JAHRHUNDERT. MÜNCHEN, WIEN.
- HUTH-HILDEBRAND, CHRISTINE (1999): DIE FREMDE FRAU. AUF DEN SPUREN EINES KONSTRUKTS DER MIGRATIONSFORSCHUNG. MÜNSTER.
- JURECKA, PETER (1998): ÄLTERE MIGRANTEN IM SAARLAND. SITUATION UND PERSPEKTIVEN. IN: AK-BEITRÄGE NR. 3/SEPTEMBER 1998, SAARBRÜCKEN: ARBEITSKAMMER DES SAARLANDES.
- KAEWNETARA, EVA/USKE, HANS (2001): MIGRATION UND ALTER. IN: DISS-JOURNAL 8 ([WWW.UNI-DUISBURG.DE/DISS](http://www.uni-duisburg.de/diss)).
- KALPAKA, ANNITA/RÄTHZEL, NORA (1985): PATERNALISMUS IN DER FRAUENBEWEGUNG? ZU DEN GEMEINSAMKEITEN UND UNTERSCHIEDEN ZWISCHEN EINGEWANDERTEN UND EINGEBORENEN FRAUEN. IN: INFORMATIONSDIENST ZUR AUSLÄNDERARBEIT, 3: 21–28.
- KASCHUBA, WOLFGANG (1994): KULTURALISMUS: VOM VERSCHWINDEN DES SOZIALEN IM GESELLSCHAFTLICHEN DISKURS. IN: BERLINER JOURNAL FÜR SOZIOLOGIE, 2: 179–192.
- KAUFMANN, FRANZ-XAVER (1988): AUF DER SUCHE NACH DEN ERBEN DER CHRISTENHEIT. IN: HALLER, MAX U. A. (HG.): KULTUR UND GESELLSCHAFT. VERHANDLUNGEN DES 24. DEUTSCHEN SOZIOLOGENTAGES, DES 11. ÖSTERREICHISCHEN SOZIOLOGENTAGES UND DES 8. KONGRESSES DER SCHWEIZERISCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE IN ZÜRICH 1988. FRANKFURT A. M./NEW YORK: 277–296.
- KOHLI, MARTIN (1990): LEBENSLAUF UND LEBENSALTER ALS GESELLSCHAFTLICHE KONSTRUKTIONEN: ELEMENTE ZU EINEM INTERKULTURELLEN VERGLEICH. IN: ELWERT, GEORG U. A. (HG.): IM LAUF DER ZEIT. ETHNOGRAPHISCHE STUDIEN ZUR GESELLSCHAFTLICHEN KONSTRUKTION VON LEBENSALTERN. SAARBRÜCKEN: 11–32.
- KOWAL, S./O'CONNELL, D. C. (2000): ZUR TRANSKRIPTION VON GESPRÄCHEN. IN: FLICK, UWE U. A.: QUALITATIVE FORSCHUNG. HAMBURG: 437–447.
- KRÜGER, DOROTHEA (1995): PFLEGE IM ALTER: PFLEGEERWARTUNGEN UND PFLEGEERFAHRUNGEN ÄLTERER TÜRKISCHER MIGRANTINNEN – ERGEBNISSE EINER PILOTSTUDIE. IN: ZEITSCHRIFT FÜR FRAUENFORSCHUNG, 3: 71–86.
- KRÜGER, DOROTHEA/POTTS, LYDIA (1995): ASPEKTE GENERATIVEN WANDELS IN DER MIGRATION: BILDUNG, BERUF UND FAMILIE AUS DER SICHT TÜRKISCHER MIGRANTINNEN DER ERSTEN GENERATION. IN: ZEITSCHRIFT FÜR FRAUENFORSCHUNG, 1/2: 159–171.
- KRÜGER, HELGA (1995): PROZESSUALE UNGLEICHHEIT. GESCHLECHT UND INSTITUTIONENVERKNÜPFUNG IM LEBENSLAUF. IN: BERGER, PETER A./PETER SOPP (HG.): LEBENSLAUF UND SOZIALSTRUKTUR. OPLADEN: 133–153.
- KRÜGER, HELGA (2001): UNGLEICHHEIT UND LEBENSLAUF. IN: HEINTZ, BETTINA (HG.): GESCHLECHTERSOCIOLOGIE. WIESBADEN (KZfSS, SONDERHEFT 41): 512–537.
- KUHS, KATHARINA (1999): MIGRANTINNEN – EINE THEMATISCH SORTIERTE AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE (1980–1998). IN: GIESEKE, HEIDE/KUHS, KATHARINA U. A. (HG.): FRAUEN UND MÄDCHEN IN DER MIGRATION. FRANKFURT A. M.: 119–214.



- LANG, FRIEDER R. (1994): DIE GESTALTUNG INFORMELLER HILFEBEZIEHUNGEN IM HOHEN ALTER – DIE ROLLE VON ELTERN SCHAFT UND KINDERLOSIGKEIT. BERLIN (STUDIEN UND BERICHT E MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR BILDUNGSFORSCHUNG, 59).
- LEBENSLAGEN IN DEUTSCHLAND (2001). DER ERSTE ARMUTS- UND REICHTUMSBERICHT DER BUNDESREGIERUNG. BONN.
- LECHNER, I./MIELCK, ANDREAS. (1998): DIE VERKLEINERUNG DES HEALTHY-MIGRANT-EFFEKTS. IN: GESUNDHEITSWESEN, 60: 65–66.
- LEGGEWIE, CLAU S (HG.) (1990): MULTI KULTI. BERLIN.
- LEITSTELLE GLEICHSTELLUNG DER FRAU (1983): ARBEITSMIGRATION UND GESUNDHEIT.
- LENZ, I. (1995): GESCHLECHT, HERRSCHAFT UND INTERNATIONALE UNGLEICHHEIT. IN: BECKER-SCHMIDT, REGINA U. A. (HG.): DAS GESCHLECHTERVERHÄLTNI S ALS GEGENSTAND DER SOZIALWISSENSCHAFTEN. FRANKFURT A. M./NEW YORK.
- LEYER, MARIA EMANUELA (1990): ‚ALT WERDEN IN DER FREMDE‘. PSYCHOSOZIALE ASPEKTE DES ALTERNS TÜRKISCHER FRAUEN IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND. IN: BRACKER, MAREN U. LAMPRECHT, PETRA (HG.): ALTE ALLER FRAUEN LÄNDER, GEMEINSAMKEIT MACHT STARK. KASSEL: 87–114.
- LUTZ, HELMA (1994): KONSTRUKTION VON FREMDHEIT. EIN ‚BLINDER FLECK‘ IN DER FRAUENFORSCHUNG? IN: NEST-VOGEL, RENATE (HG.): FREMDES ODER EIGENES? RASSISMUS, ANTISEMITISMUS, KOLONIALISMUS UND RECHTSEXTREMISMUS AUS FRAUENSICHT. FRANKFURT A. M.: 138–152.
- LUTZ, HELMA (2000): MIGRATION ALS SOZIALES ERBE. IN: DAUSIEN, BETTINA U. A. (HG.): MIGRATIONSGESCHICHTEN VON FRAUEN. BREMEN: 38–61.
- MAAS, INEKE/STAUDINGER, URSULA M. (1996): LEBENSVERLAUF UND ALTERN. IN: MAYER, KARL ULRICH/BALTES, PAUL B. (HG.): BERLINER ALTERSSTUDIE. BERLIN: 543–572.
- MARTINY, ULRIKE (1993): EINE GESELLSCHAFTLICHE GROSSGRUPPE FORMIERT SIC H: VERSCHÄRFUNG SOZIALER UNGLEICHHEIT FÜR FRAUEN DURCH NICHT-VERHEIRATET-LEBEN. IN: FRERICHS, PETRA/STEINRÜCKE, MARGARETA (HG.): SOZIALE UNGLEICHHEIT UND GESCHLECHTERVERHÄLTNI SSE. OPLADEN: 159–187.
- MAYRING, PHILIPP (1996): EINFÜHRUNG IN DIE QUALITATIVE SOZIALFORSCHUNG. EINE ANLEITUNG ZU QUALITATIVEM DENKEN. 3. ÜBERARB. AUFL. WEINHEIM.
- MEHRLÄNDER, URSULA/ASCHEBERG, CARSTEN/UELTZHÖFFER, JÖRG (1996): SITUATION DER AUSLÄNDISCHEN ARBEITNEHMER UND IHRER FAMILIENANGEHÖRIGEN IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND. REPRÄSENTATIVERHEBUNG ‘95. BERLIN U. A.
- MEMORANDUM FÜR EINE KULTURSENSIBLE ALTENHILFE (2002). EIN BEITRAG ZUR INTERKULTURELLEN ÖFFNUNG AM BEISPIEL DER ALTENPFLEGE. KÖLN.
- MOROKVAŠIĆ, MIRJANA (1987): JUGOSLAWISCHE FRAUEN. DIE EMIGRATION UND DANACH. BASEL, FRANKFURT A. M.
- MORSCHHÄUSER, MARTINA (HG.) (2002): GESUND BIS ZUR RENTE. KONZEPTE GESUNDHEITS- UND ALTERNSGERECHTER ARBEITS- UND PERSONALPOLITIK. STUTTGART.
- MÜGGENBURG, ANDREAS (1995): DIE AUSLÄNDISCHEN VERTRAGSARBEITNEHMER IN DER EHEMALIGEN DDR. BERLIN.
- NAEGELE, GERHARD (2000): ÄLTER WERDEN IN DER FREMDE. IN: ÄLTERE AUSLÄNDER UND AUSLÄNDERINNEN IN DEUTSCHLAND. STUTTGART U. A.: 17–31.
- NAEGELE, GERHARD/TEWS, HANS PETER (1993): LEBENSLAGEN IM STRUKTURWANDEL DES ALTERS. OPLADEN.
- NAEGELE, GERHARD/OLBERMANN, ELKE/DIETZEL-PAPAKYRIAKOU, MARIA (1997): ÄLTER WERDEN IN DER MIGRATION. IN: SOZIALER FORTSCHRITT, 16(1997)4: 31–36.
- NASSEHI, ARMIN (1995): DER FREMDE ALS VERTRAUTER. SOZIOLOGISCHE BEOBACHTUNGEN ZUR KONSTRUKTION VON IDENTITÄTEN UND DIFFERENZEN. IN: KZfSS, 3: 443–463.



- NAUCK, BERNHARD (1985): „HEIMLICHES MATRIARCHAT“ IN FAMILIEN TÜRKISCHER ARBEITSMIGRANTEN? EMPIRISCHE ERGEBNISSE ZU VERÄNDERUNGEN DER ENTSCHEIDUNGSMACHT UND AUFGABENALLOKATION. IN: ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE, 14: 450–465.
- NAUCK, BERNHARD (1988): SOZIALSTRUKTURELLE UND INDIVIDUALISTISCHE MIGRATIONSTHEORIEN. IN: KZfSS, 40: 1–14.
- NAUCK, BERNHARD (1993): DREIFACH DISKRIMINIERT? AUSLÄNDERINNEN IN WESTDEUTSCHLAND. IN: HELWIG, GISELA/NICKEL, HILDEGARD MARIA (HG.): FRAUEN IN DEUTSCHLAND 1945–1992. BERLIN: 364–395.
- NAUCK, BERNHARD (2001): GENERATIONENBEZIEHUNGEN UND HEIRATSREGIMES – THEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN ZUR STRUKTUR VON HEIRATSMÄRKTEN UND PARTNERWAHLPROZESSEN AM BEISPIEL TÜRKEI UND DEUTSCHLAND. IN: KLEIN, THOMAS (HG.): PARTNERWAHL UND HEIRATSMUSTER. OPLADEN: 35–55.
- NAUCK, BERNHARD/KOHLMANN, ANNETTE (1998): VERWANDTSCHAFT ALS SOZIALES KAPITAL – NETZWERKBEZIEHUNGEN IN TÜRKISCHEN MIGRANTENFAMILIEN. IN: WAGNER, MICHAEL U. A. (HG.): VERWANDTSCHAFT. SOZIALWISSENSCHAFTLICHE BEITRÄGE ZU EINEM VERNACHLÄSSIGTEN THEMA. STUTTGART: 203–235.
- NAUCK, BERNHARD/KOHLMANN, ANNETTE/DIEFENBACH, HEIKE (1997): FAMILIENNETZWERKE, INTERGENERATIVE TRANSMISSION UND ASSIMILATIONSPROZESSE BEI TÜRKISCHEN MIGRANTENFAMILIEN. IN: KZfSS, 3: 477–499.
- NEUMANN, UDO/HERTZ, MARKUS (1998): VERDECKTE ARMUT IN DEUTSCHLAND. FRANKFURT A. M.
- NEURATH, OTTO (1937): INVENTORY OF THE STANDARD OF LIVING. IN: ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALFORSCHUNG, VI: 140–151.
- NISPEL, ANDREA (2000): OFFEN FÜR MIGRANTINNEN? GUTACHTEN ZUR INTERKULTURELLEN ÖFFNUNG SOZIALER EINRICHTUNGEN IN HAMBURG DULSBURG. HAMBURG.
- ÖZAKIN, SEDEF (1993): AUSLÄNDISCHE ARBEITNEHMER VOR DEM RENTENALTER AM BEISPIEL TÜRKISCHER ARBEITNEHMER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND. EINE LITERATURANALYSE MIT FALLSTUDIEN. KONSTANZ.
- OLBERMANN, ELKE/DIETZEL-PAPAKYRIAKOU, MARIA (1995): ENTWICKLUNG VON KONZEPTEN UND HANDLUNGSSTRATEGIEN FÜR DIE VERSORGUNG ÄLTERWERDENDER UND ÄLTERER AUSLÄNDER. BONN.
- OPPEN, MARIA (1985): AUSLÄNDERBESCHÄFTIGUNG. GESUNDHEITVERSCHLEISS UND KRANKENSTAND. IN: COLLATZ, JÜRGEN U. A. (HG.): GESUNDHEIT FÜR ALLE. HAMBURG: 196–212.
- OPPOLZER, ALFRED (1994): DIE ARBEITSWELT ALS URSACHE GESUNDHEITLICHER UNGLEICHHEIT. IN: MIELCK, ANDREAS (HG.): KRANKHEIT UND SOZIALE UNGLEICHHEIT. SOZIALEPIDEMIOLOGISCHE FORSCHUNGEN IN DEUTSCHLAND. OPLADEN: 125–165.
- PAGENSTECHER, CORD (1996): DIE ‚ILLUSION DER RÜCKKEHR‘. ZUR MENTALITÄTSGESCHICHTE VON ‚GASTARBEIT‘ UND EINWANDERUNG. IN: SOZIALE WELT, 2: 149–179.
- PHILIPPER, INGEBORG (1997): BIOGRAPHISCHE DIMENSIONEN DER MIGRATION. ZUR LEBENSGESCHICHTE VON ITALIENERINNEN DER ERSTEN GENERATION. WEINHEIM.
- PRODOLLIET, SIMONE (1999): SPEZIFISCH WEIBLICH: GESCHLECHT UND MIGRATION. EIN RÜCKBLICK AUF DIE MIGRATIONSFORSCHUNG. IN: ZEITSCHRIFT FÜR FRAUFORSCHUNG, 17(1999)1+2: 26–42.
- SACKMANN, ROSEMARIE (2000): KOLLEKTIVE IDENTITÄT, ASSIMILATION UND INTEGRATION. BREMEN. IN: IIS-ARBEITSPAPIER NR. 20.
- SCHIEB, HERMANN (1995): ÄLTERE MIGRANTINNEN UND DIE ALTENHILFE. IN: IZA, 2: 46–51.



- SCHROETER, KLAUS R. (2000): DIE LEBENSLAGEN ÄLTERER MENSCHEN IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN ‚SPÄTER FREIHEIT‘ UND ‚SOZIALER DISZIPLINIERUNG‘: FORSCHUNGSLEITENDE FRAGESTELLUNGEN. IN: BACKES, GERTRUD M./CLEMENS, WOLFGANG (HG.): LEBENSLAGEN IM ALTER. GESELLSCHAFTLICHE BEDINGUNGEN UND GRENZEN. OPLADEN: 31–52.
- SCHULERI-HARTJE, ULLA-KRISTINA (1994): MIGRANTEN IM ALTER. MÖGLICHKEITEN KOMMUNALER ALTENHILFE. BERLIN.
- SCHULZ, HEIKE (1979): SOZIALE BEZIEHUNGEN IM ALTER. INTEGRATION DURCH ‚INSULATION‘. FRANKFURT A. M.
- SCHULZ, MARION (HG.) (1992): FREMDE FRAUEN. VON DER GASTARBEITERIN ZUR BÜRGERIN. FRANKFURT A. M.
- SECHSTER FAMILIENBERICHT (2000). FAMILIEN AUSLÄNDISCHER HERKUNFT IN DEUTSCHLAND. LEISTUNGEN, BELASTUNGEN, HERAUSFORDERUNGEN. HG.: BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND. BERLIN.
- SEN, FARUK (1980): TÜRKISCHE ARBEITNEHMERGESELLSCHAFTEN. GRÜNDUNG, STRUKTUR UND WIRTSCHAFTLICHE FUNKTION DER TÜRKISCHEN ARBEITNEHMERGESELLSCHAFTEN IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND FÜR DIE SOZIOÖKONOMISCHE LAGE DER TÜRKEI. FRANKFURT A. M.
- SEN, FARUK/CRYNS, MANFRED/KAYA-SMAJGERT, GÜLAY (1992): LEBENSITUATION UND SPEZIFISCHE PROBLEMLAGE ÄLTERER AUSLÄNDISCHER EINWOHNER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND. BONN.
- SEPEHRI, PAIVAND/WAGNER, DIETER (2002): DIVERSITY UND MANAGING DIVERSITY. IN: PETERS, SIBYLLE/BENSEL, NORBERT (HG.): FRAUEN UND MÄNNER IM MANAGEMENT. DIVERSITY IN DISKURS UND PRAXIS. WIESBADEN: 121–142.
- SERIFOVA, KANIJE (1993): LETZTE HEIMAT DEUTSCHLAND. ALLEINLEBENDE JUGOSLAWISCHE RENTNERINNEN DER ERSTEN GENERATION IN BERLIN. BERLIN.
- SINGER, MONA (1997): FREMD. BESTIMMUNG. ZUR KULTURELLEN VERORTUNG VON IDENTITÄT. TÜBINGEN.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (HG.): STATISTISCHES JAHRBUCH FÜR DIE BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (VERSCH. JAHRGÄNGE). STUTTGART.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (HG.): BEVÖLKERUNGSSTATISTIK: WWW.DESTATIS.DE
- STAUDINGER, URSULA M./SCHINDLER, INES (2002): PRODUKTIVITÄT UND GESELLSCHAFTLICHE PARTIZIPATION IM ALTER. IN: SCHLAG, BERNHARD/MEGEL, KATRIN (HG.): MOBILITÄT UND GESELLSCHAFTLICHE PARTIZIPATION IM ALTER. STUTTGART: 64–86.
- STRATEGIEN ZUR STÄRKUNG DER SOZIALEN INTEGRATION (2003): NATIONALER AKTIONSPLAN FÜR DEUTSCHLAND ZUR BEKÄMPFUNG VON ARMUT UND SOZIALER AUSGRENZUNG 2003–2005. HG.: BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT UND SOZIALE SICHERUNG. BERLIN.
- THOMAE, HANS (1971): DIE BEDEUTUNG EINER KOGNITIVEN PERSÖNLICHKEITSTHEORIE FÜR DIE THEORIE DES ALTERN. IN: ZEITSCHRIFT FÜR GERONTOLOGIE 1, 8–18.
- TREIBEL, ANNETTE (2000): MIGRATION ALS FORM DER EMANZIPATION. BUTTERWEGGE, CHRISTOPH U. A. (HG.): ZUWANDERUNG IM ZEICHEN DER GLOBALISIERUNG. MIGRATIONS-, INTEGRATIONS- UND MINDERHEITEN-POLITIK. OPLADEN: 75–90.
- WEISSER, GERHARD (1956): ‚SOZIALPOLITIK‘. IN: AUFGABEN DEUTSCHER FORSCHUNG. BD. 1: GEISTESWISSENSCHAFTEN. 2. AUFL. OPLADEN.
- WERKSTATT WEITERBILDUNG (2000): INTERKULTURELLE ÖFFNUNG SOZIALER DIENSTE. LANDESZENTRUM FÜR ZUWANDERUNG NORDRHEIN-WESTFALEN. O. O.
- WIMMER, ANDREAS (1996): KULTUR. ZUR REFORMULIERUNG EINES SOZIALANTHROPOLOGISCHEN GRUNDBEGRIFFS. IN: KZfSS, 48(1996)3: 401–425.
- WITZEL, ANDREAS (1982): VERFAHREN DER QUALITATIVEN SOZIALFORSCHUNG. ÜBERBLICK UND ALTERNATIVEN. FRANKFURT, NEW YORK.
- WITZEL, ANDREAS (1985): DAS PROBLEMZENTRIERTE INTERVIEW. IN: JÜTTEMANN, G. (HG.): QUALITATIVE FORSCHUNG IN DER PSYCHOLOGIE. WEINHEIM: 227–256.

ZENTRUM FÜR TÜRKEISTUDIEN (1993): ZUR LEBENSITUATION UND SPEZIFISCHEN PROBLEMLAGE ÄLTERER AUSLÄNDISCHER EINWOHNER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND. BONN.

ZENTRUM FÜR TÜRKEISTUDIEN (2000): DIE LEBENSITUATION UND PARTIZIPATION TÜRKISCHER MIGRANTEN IN NORDRHEIN-WESTFALEN. ERGEBNISSE DER ZWEITEN MEHRTHEMENBEFRAGUNG. JUNI 2000. ESSEN.

ZIMMERMANN, EMIL (2000): KULTURELLE MISSVERSTÄNDNISSE IN DER MEDIZIN. AUSLÄNDISCHE PATIENTEN BESSER VERSORGEN. BERN U. A.

ZOLL, RALF (HG.) (1997): DIE SOZIALE LAGE ÄLTERER MIGRANTINNEN IN DEUTSCHLAND. MÜNSTER.



Impressum

Herausgeber:
Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend
11018 Berlin
Internet: www.bmfsfj.de

Autorin:
Ingrid Matthäi
(ISO – Institut e.V.)

Stand:
Sommer 2004

Gestaltung:
KIWI GmbH, Osnabrück

Diese PDF-Broschüre ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Bundesregierung; es wird kostenlos abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt.

Für weitere Fragen nutzen Sie unser
Servicetelefon: 0 18 01/90 70 50*
Fax: 0 18 88/5 55 44 00
Montag–Donnerstag 7–19 Uhr

* nur Anrufe aus dem Festnetz, 9–18 Uhr 4,6 Cent,
sonst 2,5 Cent pro angefangene Minute